Friederike Brion

Eine neue Darstellung der Geschichte in Sesenheim

von Adolf Metz

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck in München

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

LG
G599
.Ymet

Friederike Brion

Eine neue Darstellung der „Geschichte in Sesenheim“

LIBRARY
UNIVERSITY OF TORONTO

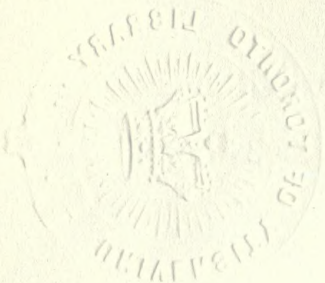
Von

Adolf Metz
Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg

Mit einem Anhang Goethescher Briefe

123692
24/7/12

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1911



C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Inhalt

	Seite
Dichtung und Leben. Die Aufgabe	1
Goethe und Friederike	5
Friederike und Lenz	98
Spätere Schicksale	121
Die Verleumdung	127
Anmerkungen	214
Anhang	229

Wie ich meinen Aufenthalt in Straßburg und Umgegend darzuſtellen gewußt, hat allgemeinen Beifall gefunden, und iſt dieſe Abteilung, wie ich weiß, immerfort mit beſonderer Vorliebe von ſinnigen Leſern beachtet worden." So drückt ſich Goethe in einem Briefe vom 3. Februar 1826, dreizehn Jahre nach Erſcheinen des zweiten Bandes von Dichtung und Wahrheit, aus. Und noch heute gilt und wird, ſo lange Goethe für ſeine Nation lebt, gelten, daß die dort gegebene Darſtellung ſeiner Liebe zu der elſäſſiſchen Pfarrerstochter die Herzen rührt und die Einbildungskraft beſchäftigt. Nur muß man von Goethes Darſtellung den wirklichen Verlauf wohl unterſcheiden. Darüber belehrt uns Goethe ſelbſt; denn bei Eckermann leſen wir vom 17. Februar 1830: „Von ſeinen Wahlverwandtſchaften ſagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich ſo, wie er erlebt worden; dasſelbe von der Geſchichte in Seſenheim." Und Goethe ſelbſt begleitet in „Wiederholte Spiegelungen" die Erſcheinung Friederikens im Nachbild der Dichtung mit dem einſchränkenden Zuſatz: „als wäre ſie Wirklichkeit". Damit iſt die Seſenheimer Geſchichte ohne weiteres in dieſelbe Sphäre der Beurteilung gerückt, wie die Wahlverwandtſchaften oder wie Werthers Leiden, nämlich in die des Romans mit hiſtoriſcher Grundlage. Um ſo größer iſt

der Reiz, aus dem Roman die hiſtoriſche Grundlage herauszuſchälen, die Linie zu finden, welche hier Dichtung und Wahrheit ſcheidet. Zwar Goethe ſelbſt möchte uns dieſe Neugierde verbieten. Wie ihm einſt bei ſeinem Werther die ihn überallhin verfolgende Frage nach dem wirklich Erlebten ſo läſtig ward, daß ſie ihm dies eigenſte Werk ſeines jugendlichen Herzens beinahe verleidete, wie er darum bei den Wahlverwandtſchaften alle Spuren, die zu der Wirklichkeit leiten konnten, zu tilgen verſtanden hat, ſo hat er auch hier das Mögliche getan, um der Neugier der Leſer den Weg zu verbauen. Zwei Briefe aus Straßburg an ſeinen Freund Horn, in deren einem das Verhältnis zu Friederike bereits angeknüpft erſchien, hat Eckermann im Jahre 1829 (am 11. April) noch geſehen; in Goethes Nachlaß haben ſie ſich nicht gefunden; ſie ſind alſo wohl von ihm ſelbſt vernichtet. Als im Jahre 1826 Ch. M. Engelhardt eine Anzahl Goethe-Briefe fand, die auf die Straßburger Zeit Bezug haben, und den greiſen Dichter um die Erlaubnis zur Veröffentlichung anging, da verweigerte dieſer ſie nicht nur (in dem oben erwähnten Briefe), ſondern er proteſtierte dagegen ſogar „förmlich und ernſtlich“. Denn die gute Wirkung der in Dichtung und Wahrheit gegebenen Darſtellung auf ſinnige Leſer — ſagt er — „muß durch eingeſtreute unzuſammenhängende Wirklichkeiten notwendig geſtört werden“. Er wünſchte alſo, daß das deutſche Publikum fortfahre, jene Darſtellung gläubig aufzunehmen und unbefangen zu genießen. Aber es iſt doch ein Unterſchied, ob eine Dichtung ausdrücklich als ſolche, losgelöſt von aller Wirklichkeit, vor uns erſcheint, oder ob ſie ohne ein trennendes Kennzeichen mitten unter die Begebniſſe einer Selbſtbiographie eingereiht iſt. In dem letz-

teren Falle kann uns die Neugierde nicht ebenso leicht im Namen der Würde der Poesie verboten werden; denn in einer Biographie wollen wir doch gerade das erfahren, wie in Wirklichkeit ihr Held in einer bestimmten Periode seines Lebens und in einem bestimmten Verhältnis sich offenbart und betragen habe. Da wird die Neugierde zur Wißbegierde und dient der Wahrheitsforschung, und die Wahrheit dürfen wir in diesem Falle doch höher stellen als die Pietät gegen einen Wunsch des Dichters. Seit der ersten Wallfahrt Naekes nach Sesenheim im Jahre 1822 bis auf die neueste Zeit ist denn gar oft die Rekonstruktion der Beziehungen zwischen dem Straßburger Studenten und dem Sesenheimer Pfarrhause versucht worden. Grundlegend werden dafür immer bleiben die 1835 von Heinrich Kruse im Besitz von Sophie Brion aufgefundenen handschriftlichen Gedichte Goethes, ferner die erwähnten, von Ch. M. Engelhardt 1838, nach dem Tode Goethes, veröffentlichten Briefe und die aktenmäßigen Forschungen des langjährigen evangelischen Seelsorgers von Sesenheim, Lucius.[1] Im folgenden soll der Versuch gemacht werden zu zeigen, wie Goethe in diesem Fall zu Werk gegangen ist, um den Stoff der Geschichte in die Form der Poesie zu erheben. Wir werden dabei, von des Dichters eigener Darstellung ausgehend, die kritische Sonde in deren Fugen einführen; wo wir seine bauende Hand erkennen, sein Werk auseinander nehmen und an der Hand des urkundlichen Materials von Briefen und Gedichten uns deutlich zu machen suchen, was ursprünglich in der Wirklichkeit an der Stelle gestanden haben mag. Im wesentlichen kommt es dabei auf die wahrscheinliche chronologische Anordnung dieser Urkunden und deren richtige Deutung an.

Aber die „Geſchichte in Seſenheim“ iſt mit Goethes Scheiden nicht zu Ende. Unmittelbar nach ihm betrat der Dichter Lenz das Pfarrhaus und verſuchte auch in der Liebe Goethes Nachfolger zu werden. Dieſe Epiſode haben wir um ſo mehr Grund in den Kreis unſerer Betrachtung zu ziehen, als ſie für die Beleuchtung von Friederikens Charakter weſentlich iſt und Goethe ſelbſt darüber ein beſtimmtes Urteil der Nachwelt überliefert hat.

Endlich iſt die ſpätere Friederike Gegenſtand von Anſchuldigungen geworden, die das von Goethe ſein langes Leben hindurch gehegte und in Dichtung und Wahrheit vor der Welt aufgeſtellte Bild von ihr in ſein Gegenteil zu verkehren geeignet ſind. Durch die Entdeckung gewiſſer Akten, die dem Straßburger Urkundenforſcher Froitzheim 1892 gelang und die er in zwei Schriften durch einen umſtändlichen Beweis mit Friederike in Verbindung zu bringen ſuchte, haben jene Anſchuldigungen neuerdings friſche Nahrung erhalten, und ſo werden wir zuletzt uns auch mit dieſen auseinander zu ſetzen haben.

Goethe und Friederike

Wie frei der Dichter mit ſeinem geſchichtlichen Stoff verfährt, möge vorab an einigen allgemeinen Bemerkungen gezeigt werden.

Goethe erzählt ſein Verhältnis zu Friederike, ſeine Beſuche und ſein Leben in Seſenheim ohne jegliche Zeitbeſtimmung. Das alles hebt ſich ſo gleichmäßig von dem grünen, ſonnbeglänzten Hintergrunde des „herrlichen Landes" ab, daß der Leſer notwendig den Eindruck erhält, als habe das Ganze ſich während der ſchönen Jahreszeit eines einzigen Jahreslaufes abgeſpielt, mithin, da der Endpunkt, die Doktor-Promotion am 6. Auguſt 1771, feſtliegt, im Frühjahr und Sommer des Jahres 1771. Nun liegen uns aber zwei Briefentwürfe Goethes (Goethe war von ſeinem Vater gewöhnt worden, ſeine Briefe erſt im Konzept anzufertigen) aus dem Oktober 1770 vor. Der erſte, vom 14. Oktober, an eine Frankfurter Freundin gerichtet, enthält den Paſſus: „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe, die ſchöne Gegend und der freundliche Himmel weckten in meinem Herzen jede ſchlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich ſchon hinſitze und an Sie ſchreibe." Daß hier Seſenheim und die Familie Brion gemeint iſt, zeigt der

zweite Brief, der einen Tag ſpäter, am 15. Oktober, geſchrieben und an niemand anders als an Friederike Brion ſelbſt gerichtet iſt, an die „liebe neue Freundin“, wie er nicht zweifelt ſie zu nennen. Er berichtet über die „Rückreiſe“ von Seſenheim nach Straßburg. Danach fand die Rückkunft nach Straßburg am ſpäten Abend ſtatt; und da nun jener Brief nach Frankfurt noch am Abend der Rückkunft geſchrieben iſt, ſo ergibt ſich als Endpunkt für Goethes erſten, mehrtägigen Beſuch in Seſenheim das Datum des 14. Oktober des Jahres 1770, eines Sonntags. Sonach umfaßt die ganze „Geſchichte in Seſenheim“ die Zeit von Mitte Oktober 1770 bis in den Auguſt 1771, vom Herbſt durch den Winter bis wieder an die Grenze des Herbſtes.

Eine fernere Eigentümlichkeit iſt die innere Belebung des Stoffes durch zwei ihm von Haus aus fremde Motive: durch die durchgängige Parallele zwiſchen der Seſenheimer Pfarrerfamilie und der Familie Primroſe aus Goldſmiths Dichtung „The Vicar of Wakefield“, mit der Goethe durch Herder im Spätherbſt 1770 bekannt wurde, — und durch das Hereinragen des Fluchs, mit dem die Straßburger Tanzmeiſterstochter die Lippen des jugendlichen Liebhabers geweiht und gefeit hatte.[2] Durch jene Parallele wird die Geſchichte zur erlebten Dichtung erhoben. Um ſie ziehen zu können, hat Goethe ſeine Bekanntſchaft mit dem „Vicar of Wakefield“ vordatiert und unmittelbar ſeinem erſten Beſuch in Seſenheim vorausgeſtellt; in Wirklichkeit kann Herder ihn erſt einen Monat ſpäter, im November 1770, damit bekannt gemacht haben. Ihr zuliebe hat er ferner das Daſein einer dritten Tochter des Hauſes Brion, der damals etwa vierzehnjährigen Sophie, unterſchlagen und von den Namen

der übrigbleibenden Familienglieder nur den Friederikens unverändert gelaſſen, ſonſt die Namen des engliſchen Romans einfach herübergenommen. Das zweite Motiv, Lucindens Fluch, hebt Friederikens Schickſal über den Rang eines gewöhnlichen Menſchenſchickſals hinaus und läßt es als ein Werk höherer Mächte erſcheinen, das von Anfang an ſeine Notwendigkeit unabänderlich in ſich trägt. Die gleiche Vorſtellung der einwohnenden Notwendigkeit, welche den Gang der Dinge über allem Wollen der beteiligten Perſonen dem vorbeſtimmten Ziele zutreibt, liegt vor, wenn Goethe, am Wendepunkt ſeiner Liebe angelangt, „eine ſolche (man beachte dieſe Ausdrucksform der Allgemeinheit) jugendliche, aufs Geratewohl gehegte Neigung" der „nächtlich geworfenen Bombe" vergleicht, „die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber wieder abwärts, zwar dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt." Friederikens Verderben alſo das natürliche Ende einer „aufs Geratewohl gehegten" Neigung! Schwerlich hat Goethe, als er dieſes Motiv einführte, die Entlaſtung ſeines Helden von eigener Schuld beabſichtigt, die ja auf dieſem Wege nimmermehr zu erreichen war; ſondern ihm war es um die eigentümlich ſpannende Kraft zu tun, welche durch die Erregung von Furcht und Mitleid im Leſer erreicht wird. Furcht und Mitleid konnte er aber nur wecken, wenn er die dunklen Mächte des Lebens am Hintergrunde ſeiner Geſchichte geſchäftig zeigte. Beide Motive ſind poetiſcher Art; ſie bilden einen weſentlichen Beſtandteil der Mittel, durch welche die Umgeſtaltung der Wirklichkeit zur Dichtung bewirkt wurde.

Daß dieſe Motive vom Dichter erſt hineingetragen ſind, iſt leicht zu beweiſen. Zunächſt: Die urkundlichen Zeugniſſe wiſſen nichts von der Parallele mit der Familie Primroſe. Weder die Briefe noch die Gedichte ſpielen irgendwie auch nur auf den Namen an, ſo glaubhaft es auch ſein mag, daß der junge Goethe, deſſen Herz damals von dem Roman voll war, den Mund davon übergehen ließ. Er hatte immer lehrhafte Neigungen, und ſo wird er auch damals ſeine Begeiſterung an den Kreis, den er liebte, weiter gegeben haben. Nur eben die in Dichtung und Wahrheit behauptete Wirkung, daß man ſich von Stund an beſtändig in dieſem Spiegel geſehen und das wirkliche Leben als eine Rolle aus dem Roman geſpielt habe, die iſt nicht erfolgt. Dazu waren die Erlebniſſe für alle Beteiligten, den jungen Goethe, wenigſtens während des Wachstums ſeiner Liebe, mit eingeſchloſſen, viel zu ernſt. Goethe mußte erſt durch weitere Erfahrungen lernen, Leidenſchaften wie Naturerſcheinungen zu betrachten, die nach einem gewiſſen Geſetz kommen und gehen, ehe er dem hier Erlebten den urſprünglichen Ernſt abſtreifen und das heitere Spiel hineindichten konnte. Wohl war ein Spiel mit den erſten Anfängen verknüpft. Das von Goethe damals in der Laube erzählte Märchen klingt, wie wir noch ſehen werden, wider in dem am folgenden Tag an Friederike geſchriebenen Brief und in dem gleichfalls ſpäter zu beſprechenden Gedicht: „Jetzt ſitzt der Ritter an dem Ort“. Aber da heißen die Perſonen nicht Primroſe, Olivia, Moſes uſw., ſondern es ſind Ritter und Prinzeſſinnen, in denen man ſich abgebildet ſieht. Das Spiel beanſprucht auch weiter keine Wichtigkeit; es dient der Unterhaltung und iſt vergeſſen, ſobald aus dem Spiel Ernſt geworden war.

Mit dem zweiten Motiv ſteht es ähnlich. Die urkundlichen Zeugniſſe zeigen uns einen Liebhaber, der auf dem geradeſten Wege auf ſein Ziel, die Gewinnung Friederikens, losgeht; von einer Zurückhaltung, von der Furcht, der Träger eines Fluches für ſie zu ſein, findet ſich nicht die leiſeſte Andeutung. Auch dieſes Motiv gehört demnach nicht der erlebten Geſchichte, ſondern dem nachträglich arbeitenden Dichter an. Ob dieſer nun die theatraliſche Verwünſchungsſzene mitſamt der voranſtehenden Tanzſtundengeſchichte zu dieſem Zwecke frei erfunden hat, oder ob wirklich Goethes Tanzmeiſter mit dem in der erſten Szene von Leopold Wagners „Kindesmörderin“ erwähnten Sauveur identiſch und ſeine Tochter Lucinde in der „armen Leonore“ des erſten Briefs in Werthers Leiden (nach Erich Schmidts anſprechender Vermutung) wieder zu erkennen iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Möglich wäre ja ſo eine theatraliſche Szene bei einer leidenſchaftlichen Franzöſin auf jeden Fall. Daß Goethe in Straßburg einen Wiederholungskurſus im Tanzen genommen habe, iſt bei der Wichtigkeit, die dieſer Kunſt in der Geſellſchaft des achtzehnten Jahrhunderts beigelegt wurde, ſogar ſehr wahrſcheinlich; Wiederholungskurſe für die vornehme Welt waren ſogar die eigentliche Spezialität jenes Sauveur. Aber geſetzt auch, das habe ſich alles ſo zugetragen, ſo können wir doch nachweiſen, daß es mit Goethes Liebe zu Friederike in keinerlei Beziehung ſtand und daß dieſe aus viel proſaiſcheren Urſachen zu Ende ging, ohne daß die Mächte der Unterwelt darum bemüht zu werden brauchten.

Zu dieſen dichteriſchen Mitteln rechne ich auch jene innere Viſion oder Ahnung, mit der der Dichter ſeinen letzten Ab-

ſchied von Seſenheim begleitet. Wir wollen ſeine Erzählung aus dem Schluß des elften Buches wörtlich hierherſetzen. „Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen.“ Ich verſtehe dieſe Darſtellung ſo, daß Goethe ſeinen Traum inzwiſchen wieder vergeſſen habe und erſt auf dem acht Jahre ſpäteren Ritt durch die Kleidung, die er zufällig trug, daran erinnert worden ſei. Die Möglichkeit ſolch hellſeheriſcher Vorausblicke ſoll, nachdem Schopenhauer und E. von Hartmann ſie in ihre Metaphyſik aufgenommen haben, nicht beſtritten werden. Von ſeinem Großvater Textor bezeugt Goethe dieſe Gabe; daß ſie auch auf ihn übergegangen, wird freilich nirgends erwähnt. Was aber die Geſchichtlichkeit der ganzen Erzählung verdächtig macht, iſt folgendes. Über jenen ſpäteren Beſuch in Seſenheim haben wir den ausführlichen Brief Goethes an Frau von Stein vom 25. September 1779, und in dieſem, obwohl er unmittelbar im Anſchluß daran geſchrieben iſt, wird dieſer Sache mit keiner Silbe und keiner Andeutung Erwähnung getan. Und doch war die ungewollte Erfüllung einer alten, ſchon vergeſſen geweſenen Ahnung etwas ſo Außerordentliches — wie er ſagt: Sonder-

bares — und gehörte so sehr in den Kreis der göttlichen und menschlichen Dinge, die er mit Frau von Stein zu erörtern gewohnt war, daß wir aus dem Schweigen zu dem Schlusse fast gezwungen werden: er sei sich damals in Wirklichkeit einer solchen Erfüllung nicht bewußt geworden. War aber keine Erfüllung da, so wird auch keine Weissagung dagewesen sein. Und so werden wir die ganze eindrucksvolle Erzählung zu denselben poetischen Mitteln zu rechnen haben wie den Fluch der Tanzmeisterstochter, erfunden eben um des Eindrucks willen, den sie an ihrer Stelle hervorruft. Wie dort Furcht und Mitleid an den Anfang gestellt werden sollen, so soll hier mit dem Schluß der tröstliche Ausblick verbunden werden: der jetzt Scheidende wird einst wiederkehren. Dort erregt der Dichter die bange Ahnung eines leidvollen Ausgangs, hier mildert er das mitfühlende Leid durch die wunderbar verbürgte Erwartung: die jetzt klaffenden Gegensätze werden noch im irdischen Lauf der Dinge ihre Versöhnung finden.

Vergegenwärtigen wir uns nunmehr den Gang der Ereignisse nach Dichtung und Wahrheit. Nachdem das neunte Buch mit jener Verwünschungsszene geschlossen, bringt uns das zehnte Buch zunächst die ausführliche Schilderung der Begegnung mit Herder, der vom September 1770 bis in den April 1771 sich zum Zweck einer Augenoperation in Straßburg aufhielt. Dann bricht der Erzähler plötzlich ab und versetzt uns aus der „freundschaftlichen Krankenstube" auf die Plattform des Münsters, wo Goethe und seine Tischgenossen sich öfters gegen Abend einzufinden pflegten, die Schärfe ihrer Augen beim Ausblick in das Land probierten und manche Fahrt in dasselbe aus dem Stegreif beschlossen

und ausführten. Als ein Beiſpiel von vielen erzählt er dann ſo ausführlich und genau, daß man an eine ſchriftliche Vorlage glauben muß, jenen Ritt über das Lothringiſche Gebirge nach Saarbrücken und Neukirch (Neunkirchen?), wo man ſich am Anblick der vielfältigen Induſtrie ergötzte. Als aus dem Gewirre des Tags Goethe ſich noch am ſpäten Abend in die Stille eines hochgelegenen Jagdſchloſſes rettet, da erwacht in der träumenden Einſamkeit da oben in ihm ein holdes Bild und zieht ihn mit Macht zurück. Sofort tritt er mit ſeinem Begleiter den Rückweg an über Zweibrücken und Bitſch bis Hagenau, von dort reitet er „auf Richtwegen, die ihm die Neigung ſchon andeutete", allein weiter „nach dem geliebten Seſenheim". Wir ſind geſpannt, wen er dort aufſuchen wird, aber der Dichter täuſcht unſere Erwartung; er verſetzt uns ohne Übergang wieder in Herders Krankenſtube und erzählt, wie Herder ihnen den „Vicar of Wakefield" in der Überſetzung vorlieſt. Er ſchildert die mächtige Wirkung dieſer Dichtung auf ihn ſelbſt, und mit der Wendung: „Keineswegs erwartete ich, alſobald aus dieſer fingierten Welt in eine ihr ähnliche wirkliche verſetzt zu werden" — richtet er unſeren Blick wieder nach Seſenheim. Aber nicht um den Faden da wieder aufzunehmen, wo er ihn eben erſt, von Hagenau kommend, fallen gelaſſen; ſondern er läßt dieſen Faden ganz unbekümmert liegen und gibt uns dafür die Erzählung ſeiner erſten Einführung in die Familie des Pfarrers Brion. Aber auch ſpäter nimmt er jenen Faden nicht wieder auf. Es iſt, als wenn er niemals den Ritt nach Saarbrücken mit ſeinem Verhältnis zu dem Hauſe Brion in Beziehung geſetzt hätte; dieſe Beziehung iſt ein für allemal vergeſſen. Und das hat ſeinen guten Grund.

Wir wissen schon, daß Goethes erster Besuch in Sesenheim am 14. Oktober 1770 endigte. Aber auch für den Ritt nach Saarbrücken haben wir ein bestimmtes Datum, denn es liegt uns der Entwurf eines Briefes vor, den Goethe damals von Saarbrücken aus an dieselbe Frankfurter Freundin schrieb, die die Empfängerin jenes Briefs vom 14. Oktober 1770 ist. Der Entwurf trägt das Datum des 27. Juni, ohne Jahreszahl; aber aus inneren und äußeren Gründen ist es nicht wahrscheinlich, sondern gewiß, daß die Jahreszahl 1770 zu ergänzen ist.[2] Der Ritt fällt also fast vier Monate vor die erste Begegnung mit Friederike und kann daher nicht in Sesenheim geendigt haben, kann überhaupt mit dem dortigen Pfarrhause in keinerlei Verbindung gestanden haben. Diese Verbindung ist vom Dichter frei erfunden, aber warum? — Um uns zu überraschen, um uns nach Horazens Rat ohne Einleitung und Vorbereitung sogleich mitten in die Ereignisse zu versetzen. Nachdem der Zweck einer interessanten Einführung erreicht ist, wird die Sache fallen gelassen, und dem Leser, wenn er nicht zugleich Forscher ist, kommt das poetische Gaukelstückchen nicht einmal zum Bewußtsein. Dennoch hat die Phantasie des Dichters auch hier an den Ereignissen selbst eine Führung gehabt. In Sesenheim wurde Goethe eingeführt durch seinen Studien- und Tischgenossen Weyland, einen Mediziner aus Buchsweiler. Dieser war auch sein Begleiter auf der Lothringischen Reise, die über Buchsweiler ging. Weylands Schwester war in Saarbrücken verheiratet an den Regierungsrat Schöll, den Bruder der Frau Pfarrer Brion, die eine geborene Schöll aus Straßburg war. Hier werden die Reisenden in Saarbrücken wohl gewohnt haben, und hier ist denn

auch unter anderen Verwandten die Familie Brion eingehend beſprochen worden.[4]) Es liegt alſo die Vermutung mehr als nahe, daß Goethe bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal auf die Pfarrersfamilie aufmerkſam wurde und die erſte Anregung für den Beſuch derſelben empfing. Daß dieſer Beſuch erſt ſo ſpät, in den Herbſtferien, ausgeführt wurde, hatte wohl darin ſeinen Grund, daß Goethe ſich damals mitten im juriſtiſchen Repetitionskurſus zur Vorbereitung für die Doktorprüfung befand, die am 10. September 1770 abgelegt wurde. Auch Weyland, der „fleißige und in ſeinen Studien folgerechte akademiſche Bürger", ſtand vor dem mediziniſchen Examen, und ſo war aller Anlaß vorhanden, den in den Johannisferien etwa ſchon abgeredeten Beſuch bis auf die nächſten, d. i. die Herbſtferien, zu verſchieben.

In Goethes Erzählung unterſcheiden wir ſodann drei einzelne Beſuche, denen ſich eine allgemeine Schilderung anſchließt.

Erſter Beſuch. Als armer Kandidat der Theologie verkleidet, begibt ſich Goethe mit ſeinem Freunde Weyland über Druſenheim nach Seſenheim. Im ländlichen Pfarrhauſe treffen ſie den Pfarrer allein in der Stube: ein behaglicher Mann, auch geiſtig in die Verhältniſſe gebannt, die er ausfüllt, mit wenigen Strichen hingezeichnet. Die übrigen Familienglieder werden ebenfalls einzeln eingeführt: die edle Geſtalt der Mutter, urſprüngliche Vornehmheit unter den Spuren eines arbeiterfüllten Lebens bewahrend; die haſtig hereinſtürmende, auch ſpäter als leidenſchaftlich geſchilderte ältere Tochter; ſodann, durch mehrmaliges Fragen nach ihr ſchon angekündigt, geht Friederike „als ein allerliebſter Stern

an dieſem ländlichen Himmel auf". Erſt während des Abendeſſens poltert endlich der verzogene einzige Sohn, der Benjamin der Familie, herein. Von Anfang an hat Goethe den Vergleich mit der Familie Primroſe in der Seele. Andern Morgens aber ſchämt er ſich ſeines Aufzuges, ſtürmt aus dem Hauſe und aufs Pferd, tauſcht in Druſenheim mit dem Wirtsſohn die Kleidung, trägt für dieſen den Kindtaufskuchen nach Seſenheim in die Pfarre, täuſcht und enttäuſcht wieder die Perſonen einzeln, trifft mit Friederike bei „Friederikens Ruhe" unerwartet zuſammen, nach einem luſtigen Mittagstiſch erzählt er in der Jasminlaube ſein Märchen, und der Tag ſchließt, indem Weyland zeitig zum Aufbruch treibt. In Druſenheim übernachten die Reiſenden und kommen anderen Tags nach Straßburg.

Zweiter Beſuch. In Straßburg kommt es unſerem Goethe, der einen „Widerhaken" im Herzen mitgebracht hat, langweilig vor. Als daher in der Klinik — Goethe hörte im Winterſemeſter mediziniſche Vorleſungen — der Profeſſor unerwartet die Vorleſung mit der Mahnung ſchloß: „Meine Herren, wir ſehen einige Ferien vor uns; benutzen Sie dieſelben, ſich aufzumuntern . . . Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das ſchöne Land; der Einheimiſche wird ſich an dem Gewohnten erfreuen und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben . . ." — da glaubte er eine Stimme vom Himmel zu hören und eilte, was er konnte, ein Pferd zu beſtellen. Nach einem ſchauerlichen Ritt durch die hereinbrechende mondbeſchienene, windige Nacht kommt er nach Seſenheim und eilt noch ſpät ins Pfarrhaus. Beim Eintreten hört er Friederike ihrer Schweſter ins Ohr flüſtern: „Habe ichs nicht

geſagt? Da iſt er!“ Und die Schweſter lacht überlaut, da ſie beim angezündeten Licht ihn diesmal ſo geputzt ſieht. Dieſe Bezugnahme auf ſeine erſte Einführung beweiſt, daß wir es nach dem Willen des Dichters wirklich mit dem zweiten Beſuch in der Reihe zu tun haben und daß derſelbe nicht ſo gar lang nach dem erſten gedacht werden ſoll. Andern Morgens gehts in die Kirche, und während der „etwas trockenen Predigt des Vaters“ wirft Lucindens Fluch zum erſtenmal ſeine Schatten herein. Für den Nachmittag wurde ein Schwarm Gäſte erwartet, Pfänderſpiele und Küſſe ſtehen in Ausſicht. Der Dichter, der bisher den Bann auf ſeinen Lippen bewahrt hat, beſchließt bei ſich, auch heute zum Schutz des geliebten ahnungsloſen Mädchens denſelben nicht zu brechen und weiß während der rauſchenden Luſtbarkeiten des Nachmittags ſeinen Entſchluß aufrecht zu erhalten und alles Küſſen zu vermeiden. Am folgenden Morgen wird noch das Haus vermeſſen, um danach einen neuen Bauriß, den er dem Vater verſprochen, anzufertigen, und dann nimmt er Abſchied. Der Beſuch iſt alſo von Sonnabend bis Montag zu denken.

Dritter Beſuch. Von Straßburg aus ſchickt Goethe Bücher für Friederike mit „einem kurzen, freundlichen Wort“. Er erhält ſofort Antwort und damit iſt der Briefwechſel eingeleitet. Bald kommt eine ausdrückliche Einladung zu einem größeren ländlichen Feſt: „Er ſolle ſich auf längere Zeit einrichten.“ Er packt demnach „einen tüchtigen Mantelſack auf die Diligence“ und trifft ſelbſt mitten in den Schwarm der ſchon anweſenden Gäſte. Während der rauſchenden Luſtbarkeiten, wo ſchon zum Frühſtück „ein guter Landwein keineswegs geſchont ward“, unter Tanz und Pfänderſpielen

vergißt er diesmal die Vorsicht und versagt es sich nicht, als die Gelegenheit kam, seine „so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen"; und an Friederikens Ruheplatz, abseits vom Feste, geben sich die Liebenden „mit der herzlichsten Umarmung die treulichste Versicherung, daß sie sich von Grund aus liebten". Damit hat die Bombe ihren Höhepunkt erreicht, sie hat sich mit den Sternen vermischt, sie kann jetzt nicht anders als abwärts gehen und schon kündigt sich an, wo sie niederfallen und Verheerung anrichten wird. Denn in der Nacht bildet das aufgeregte Hirn des Dichters eine Vision: auf der einen Seite sieht er Lucinde, die wütend den Fluch schleudert — auf der anderen Friederike, bleich, die Wirkung des Fluches schon fühlend, ohne zu wissen, was vorgeht. Schon wünscht der Dichter, „über alle Berge zu sein". Erst das Tageslicht und Friederikens Gegenwart stellen ihn wieder her, und er „fand sich recht glücklich, daß sie ihm diesmal beim Abschied öffentlich, wie anderen Freunden und Verwandten, einen Kuß gab". Das kann nur so verstanden werden, daß die entfernter wohnenden Freunde und Verwandten die Nacht in Sesenheim zubrachten und Goethe anderen Tages unter ihnen Abschied nahm, so daß sein Besuch diesmal nur von einem zum anderen Tage dauerte.

Friederikens Briefe verscheuchen ihm auch in Straßburg die abergläubischen Grillen; aber was sie nicht bannen können, das ist die sich jetzt einstellende „wahre Betrachtung über den Zustand, in dem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen können". Und so sieht er „die Zeit heranrücken, da er so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte". Zunächst freilich wird die Leidenschaft des

Dichters nicht nur durch den Briefwechsel, sondern auch durch weitere persönliche Begegnungen in Sesenheim wach erhalten: die Bombe verweilt noch einen Augenblick unter den Sternen. Bei einem solchen Besuch begeht Weyland die Schalkheit, den Vicar of Wakefield mitzubringen und ihm denselben zum Vorlesen in die Hände zu schieben. Man erkennt sein Spiegelbild und läßt sich gelten, und nun sind endlich alle Beteiligten einverstanden, daß man eigentlich nur ein Stück Poesie — die Familie Primrose — auf dem Theater der Wirklichkeit spiele.

Von da an geht aber in der Erzählung Goethes eine seltsame Verwandlung vor: wie durch Taschenspielerei erscheint auf einmal der bisherige Zustand, wo Goethe in Straßburg wohnt und öfters nach Sesenheim hinauskommt, in den entgegengesetzten verwandelt, daß er in Sesenheim wohnt und nur „seiner wunderlichen Studien und sonstigen Beschäftigungen wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genötigt ist". „Die Gewohnheit zusammen zu sein," heißt es, „befestigte sich immer mehr; man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreise angehöre." Wir erhalten nur noch eine von aller Zeitfolge absehende allgemeine Schilderung des geselligen Treibens in dem ausgedehnten Kreise von Verwandten und Bekannten dies- und jenseits des Rheines, in den nunmehr Goethe als Friederikens Verlobter — denn als solcher gilt er — aufgenommen ist. Die Schilderung ist so packend wie für Kenner süddeutscher Verhältnisse lebenswahr, und es spricht sich in dem Verweilen dabei wohl auch die eigne Sehnsucht Goethes, des Süddeutschen, nach jenem unbefangenen Lebens- und Naturgenuß aus, wie ihn das dortige Klima ermöglicht.

Jene „wunderlichen Studien und Beſchäftigungen“ ſchloſſen aber die Vorbereitung zur Promotion in ſich, die am 6. Auguſt 1771 ſtattfand. Vorher hatte er noch das zu beſtehen, was er die Prüfung ſeiner Liebe nennt: jenen Beſuch der Mutter mit beiden Töchtern in Straßburg — eine Prüfung, die indeſſen nach ſeiner eigenen Darſtellung von Friederike aufs beſte beſtanden wird. Denn auch hier, indem ſie ſich völlig gleich bleibt, beherrſcht ſie, ohne es zu ſuchen, die Geſellſchaft. Nach der Promotion fing dennoch den Dichter ſein leidenſchaftliches Verhältnis an zu ängſtigen. Den Abſchluß desſelben zieht er in die kurzen Worte zuſammen: „In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Tränen im Auge und mir war ſehr übel zumute.“

Prüfen wir nunmehr dieſen Roman auf ſeine geſchichtliche Unterlage. Um über den Bericht bezüglich des erſten Beſuchs zu urteilen, iſt unſer einziger Anhaltspunkt jener Briefentwurf an Friederike vom 15. Oktober 1770. Er beweiſt zunächſt, daß der Beſuch am 13. und 14. Oktober (Sonnabend und Sonntag) ſtattfand; ſodann, daß Goethe den Briefwechſel mit Friederike nicht erſt nach einem zweiten Beſuch, ſondern ſchon jetzt, einen Tag nach ſeiner Rückkehr vom erſten, eröffnete, und zwar ſogleich mit einer zwar verblümten, aber doch deutlichen Erklärung ſeiner Liebe; er beſtätigt, daß Weyland es war, der, als Verwandter des Hauſes, ihn dort einführte und der am zweiten Tag zum Aufbruch trieb, weil er ſo ſehr „nach Hauſe eilte“, während Goethe gern noch länger geblieben wäre. Über die Rück-

reiſe berichtet er, daß ſie, um einem drohenden Regen zu entgehen, bei dem Dorfe Wanzenau (zehn Kilometer von Straßburg) den Weg abzukürzen ſuchten, ſich dabei zwiſchen den Moräſten verirrten, von der Nacht überfallen wurden und nachher doch in den Regen gerieten. Dabei „trug“ Goethe eine Rolle beſtändig in der Hand; die Rolle habe ihm wie ein echter Talisman „alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe hinweggezaubert“. Sie enthielt alſo wohl eine Beſtellung, die Friederike ihm anvertraut hatte. Nun ſchließt Düntzer aus dem Ausdruck „Beſchwerlichkeiten der Reiſe“, ſowie daraus, daß Goethe die Rolle „trug“, nicht hielt, der Weg ſei zu Fuß gemacht worden, um ſo mehr, da nach dem Brief an die Frankfurter Freundin vom 14. Oktober der Beſuch „einige“, d. h. mindeſtens drei Tage gedauert habe, ſie aber Straßburger Mietspferde nicht ſo lange hätten behalten können. Und weiter bringt ihn die Tatſache, daß wir uns mitten in den Herbſtferien befinden, auf die Vermutung: Goethe habe ſeinem Freund Weyland in deſſen Heimat Buchsweiler einen Ferienbeſuch gemacht, und beide ſeien nun gemeinſam über Seſenheim nach Straßburg zurückgewandert. Indeſſen die letztere Vermutung widerlegt ſich vorab ſchon durch den Ausdruck des Briefes: Weyland ſei „nach Hauſe“ geeilt. Dadurch wird das Ziel der Rückreiſe zugleich als Ausgangspunkt der Hinreiſe hingeſtellt. Wären ſie von Buchsweiler nach Seſenheim gekommen, ſo müßte „nach Hauſe“ für Weyland ſo viel als „nach Buchsweiler“ heißen; da es aber offenbar „nach Straßburg“ bedeutet — denn er iſt ja doch mit Goethe nach Straßburg geritten —, ſo ſind beide auch von Straßburg gekommen. Weyland war alſo während der Herbſtferien, die A. Baier für das

Jahr 1770 auf die Zeit vom 27. September bis 17. November berechnet, in Straßburg geblieben, um fleißig zu arbeiten, und wollte ſich auch jetzt darin nicht länger unterbrechen, als zu einem gewöhnlichen Sonntagsbeſuch auf dem Lande erforderlich war. Sind nun die beiden Freunde am Nachmittag des 13. von Straßburg aufgebrochen und am Abend des 14. dahin zurückgekehrt, ſo ſchließt die Kürze dieſer Zeit bei der Größe der Entfernung — denn der Weg beträgt ſieben Stunden — gänzlich aus, daß ſie zu Fuß wanderten. Die „Beſchwerlichkeiten" werden durch die Verirrung in den Sümpfen, das Hereinbrechen der Nacht und den eintretenden „ziemlich freigebigen Regen" genügend erklärt. Auch ſetzt man ſich nach einer ſiebenſtündigen Tageswanderung, die erſt am ſpäten Abend endigt, nicht leicht noch hin, um einen freudig erregten Brief zu ſchreiben. Waren ſie aber beritten und wurden — im Oktober — zwiſchen ſechs und ſieben Uhr bei Wanzenau, zehn Kilometer von ihrem Ziel, von der Nacht überraſcht, ſo konnten ſie noch vor acht Uhr in Straßburg ſein und brauchten erſt nach fünf Uhr von Seſenheim aufgebrochen zu ſein: ſo behielt Goethe die friſche Stimmung für den Abend, die aus dem Briefentwurf vom 14. Oktober ſpricht, und vorher in Seſenheim blieb Zeit für die „niedlichen und mutwilligen Luſtbarkeiten", deren der Brief an Friederike Erwähnung tut. Dieſe Unterſuchungen könnten ja kleinlich erſcheinen, aber wer die Vorſtellung des Ganzen gewinnen will, darf ſich die Fragen nach dem Einzelnen nicht erlaſſen. So möchten wir auch über die „niedlichen Luſtbarkeiten" gern etwas Näheres wiſſen. Wirklich iſt der Satz: „Die Nacht brach herein (zwiſchen den Moräſten) und es fehlte nichts, als daß der Regen, der

einige Zeit nachher ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte, ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von der Liebe und Treue unſerer Prinzeſſinnen vollkommen überzeugt zu ſein" — ſchon längſt als eine Anſpielung auf das in der Laube erzählte Märchen erkannt worden, in dem eine ähnliche Situation vorgekommen ſein muß. Dieſes hat dann wohl die anweſenden Perſonen, die beiden Schweſtern und ihre Beſucher, unter dem Bild zweier Prinzeſſinnen und ihrer irrenden Ritter verarbeitet, kann aber mit dem Märchen „Die neue Meluſine" in den Wanderjahren nicht einmal in Verwandtſchaft geſtanden haben. Goethe hatte, als er Dichtung und Wahrheit ſchrieb, von dem Inhalt des aus dem Stegreif erzählten Märchens keine Erinnerung mehr. Ebenſowenig von dem anderweitigen Zeitvertreib dieſer Tage; er wird ſich von dem ſonſt Gewöhnlichen nicht weſentlich unterſchieden haben. Und ſo erſann er, um ſeiner Erzählung doch einen geiſtreichen Gehalt zu geben, die Geſchichte von der doppelten Verkleidung. Denn dieſe ganze reizende Geſchichte gehört der Dichtung an. Den Beweis dafür, wenigſtens in betreff der zweiten Verkleidung, hat zuerſt Lucius geführt. Das Dorf Druſenheim war rein katholiſch, war nach Seſenheim nicht eingepfarrt und gehörte auch politiſch zu einer anderen Lehnsherrſchaft. Ein einzelner proteſtantiſcher Wirt, noch dazu ein wohlhabender, wäre dort gar nicht denkbar geweſen; bis auf den heutigen Tag werden ja proteſtantiſche Gewerbetreibende in katholiſchen Orten ohne Gnade boykottiert. So weiß denn auch das Seſenheimer Taufbuch aus jenen Jahren von keiner nach Druſenheim gehörigen Taufe. Und ſo fällt die ganze köſtliche Geſchichte von dem Taufkuchen und dem Kleidertauſch

unter den Tiſch. Mit ihr fällt aber auch die erſte Verkleidung, die ohne die zweite nicht beſtehen kann. An ſich würde ſie Goethes Art nicht widerſprechen;[5] aber ſein Brief, der den Dank für die genoſſene Gaſtfreundſchaft ausſpricht, würde die nochmalige Bitte um Entſchuldigung für die Fopperei eines ihm ganz fremden Kreiſes nicht haben umgehen können. Der Brief ſchweigt jedoch, denn unter dem Ausdruck „unſere niedlichen und mutwilligen Luſtbarkeiten" kann die Verkleidung nicht einbegriffen ſein, ſchon weil ſie mindeſtens eine einſeitige, keine gemeinſchaftliche Luſtbarkeit geweſen wäre. Die Darſtellung in Dichtung und Wahrheit, als hätten er und Weyland den Rückweg zunächſt bis zu dem eineinviertel Stunden entfernten Druſenheim zurückgelegt und dort übernachtet, iſt wohl aus der Erinnerung an andere Beſuche gefloſſen, bei denen er die zwiſchen Druſenheim und Straßburg beſtehende Poſtverbindung benutzt haben mochte. Für dieſes Mal wird ſie durch den vorliegenden Brief ſtracks widerlegt.

„Endlich langten wir an," — heißt es ebenda — „und der erſte Gedanke, den wir hatten, und der auch ſchon auf dem Wege unſere Freude geweſen war, endigte ſich in ein Projekt, ſie balde wieder zu ſehen." Nach Dichtung und Wahrheit hätte es zur Ausführung dieſes Projektes erſt des beſonderen Zurufs des Profeſſors Ehrmann, damaligen Leiters der Klinik, bedurft. Seinen Zuruf hätte er eingeleitet mit den Worten: „Meine Herren, wir ſehen einige Ferien vor uns", d. h. kurze Ferien. Welche ſind gemeint? Nach Ablauf der Herbſtferien würden wir zunächſt an die Weihnachtsferien denken. Aber da fordert man niemanden auf, zu Fuß und zu Pferd das Land zu durchwandern! Das-

ſelbe gilt von der dreitägigen Faſtnachtspauſe, 10. bis 12. Februar 1771. So werden wir auf die Oſterferien weitergeführt. Oſtern fiel 1771 auf den 1. April, die Ferien begannen mit dem Palmſonntag, den 25. März 1771; der Beſuch hätte ſich demnach über Palmſonntag, d. h. vom 24. bis 26. März, erſtreckt. Aber auch der 24. März iſt noch kein möglicher Termin, um eine Zuhörerſchaft ſo allgemein zu ländlichen Wanderungen aufzufordern. Ebenſowenig bewirtet man um dieſe Jahreszeit eine große Geſellſchaft im Freien, wie es nach des Dichters Darſtellung bei dieſer Gelegenheit, und zwar an Friederikens Ruheplatz, geſchehen ſein ſoll. Dazu kommt noch eine innere Unwahrſcheinlichkeit. Der Beſuch wird zu pomphaft angekündigt, als daß ſein Verlauf nicht enttäuſchen ſollte. Man denke: Goethe fühlt ſich krank, er wohnt dem Klinikum „verdrießlicher als jemals“ bei; der Profeſſor ſiehts und richtet an ſeine Zuhörer mit beſonderer Beziehung auf ihn die Aufforderung, ihrem Körper Bewegung zu geben, um ſich aufzuheitern; Goethe „glaubt eine Stimme vom Himmel zu hören,“ nimmt ſchleunigſt ein Pferd und geht — einen ganzen Sonntag aufs Land, um Montags wieder zurückzukehren und die ganzen übrigen Ferien in Straßburg ſtill zu ſitzen!

Und doch iſt uns ein Frühlingsbeſuch in Seſenheim bezeugt durch ein Gedicht, welches unter die ſchönſten gehört, die Goethes Muſe jemals hervorgebracht hat:

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!

Die Schilderung ſeines leidenſchaftlichen Abendrittes, die Goethe in Dichtung und Wahrheit gibt, ſtimmt in den einzelnen Zügen, ja in einzelnen Ausdrücken ſo genau mit

dem Gedichte, daß man urteilen muß, Goethe habe die Schilderung nach dem Gedichte, das ihm ja vorlag, entworfen, und daß kein Zweifel ſein kann an der beabſichtigten Identität. Aber wie widerſprechend iſt doch wieder der Verlauf hier und der Verlauf dort! In Dichtung und Wahrheit iſt der Held gebunden durch den auf ſeinen Lippen ſchwebenden Bann; ſeine Liebe iſt noch gar nicht ſpruchreif, zumal er Friederike erſt zum zweiten Male ſieht; die umgebende zahlreiche Geſellſchaft bemerkt nur eben eine aufkeimende Neigung und legt den Liebenden eine begreifliche Zurückhaltung auf. In dem Gedichte dagegen erſcheinen die Liebenden nirgends auf den Hintergrund einer feſtlichen Geſellſchaft, ſondern durchaus nur gegenſeitig auf ſich bezogen; ſie unterliegen weder einem von außen noch einem von innen kommenden Zwange, das ganze Gedicht atmet vielmehr die erquickende Erfüllung leidenſchaftlicher Sehnſucht; und vom Abſchied heißt es:

In deinen Küſſen welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!

Daraus ergibt ſich: Der Zuruf des Profeſſors Ehrmann oder eines anderen mag wirklich einmal ergangen ſein, aber er paßt, wenn er nicht ſchon mit der Saarbrücker Reiſe vom Jahre 1770 zu verbinden iſt, nur zu den Pfingſt- oder den Johannisferien des Jahres 1771. Der leidenſchaftliche Abendritt würde nun der ganzen Szenerie des Gedichtes zufolge zwar zu der Zeit des Palmſonntags etwa paſſen, aber zu dieſer Zeit paßt, wie geſagt, nicht die Bewirtung im Freien. Das Gedicht zeigt uns ferner Goethes Liebe auf einer ganz anderen Stufe der Entwickelung als der angenommene zweite Beſuch in Dichtung und Wahrheit. End-

lich ist am Palmsonntag 1771 die nahe Bezugnahme der Schwester auf Goethes ersten Besuch undenkbar, wenn man weiß, daß der erste Besuch am 13. und 14. Oktober 1770, d. h. fünf Monate vorher, stattfand. Wir müssen also urteilen, daß Goethe auch in der Schilderung seines angeblich zweiten Besuches in Sesenheim Wirkliches und Erdachtes zu einem ganz freien, nur nach poetischen Rücksichten entworfenen Bilde verbunden hat.

Und das gleiche gilt vom dritten Besuch. Die kurze Dauer desselben — heute hin, morgen zurück — steht zu der vorangegangenen Einladung „auf längere Zeit" in unauflöslichem Widerspruch. Der Verlauf ist eine bloße Wiederholung des zweiten Besuches; der ganze Unterschied ist quantitativ und besteht darin, daß die festliche Lust diesmal noch rauschender, noch ausgelassener ist, als das vorige Mal. Man kann ja einwenden, daß solche ländliche Festlichkeiten sich immer gleichen und daß Goethe Ähnliches fast an jedem Sonntag der schönen Jahreszeit in dem einen oder anderen Pfarrhause mit erleben konnte und wohl auch öfters erlebt hat. Denn das süddeutsche Pfarrhaus, wenn nicht muckerische Prüderie von außen importiert ist, teilt die harmlose Lebensfreude, die im Charakter der Bevölkerung liegt. Wenn aber ein Dichter wie Goethe in unmittelbarer Folge zwei Schilderungen von solcher Ähnlichkeit aneinander reiht, daß ihr Zusammenfließen im Gedächtnis des Lesers kaum zu verhüten ist, so hat er damit eine besondere Absicht verfolgt. Der Schlüssel zu derselben liegt in dem, was den Unterschied macht: in der Steigerung. Man beachte nur, wie geflissentlich er die einzelnen Stufen und Ursachen dieser Steigerung der Festlust bis zum bacchantischen Taumel

hervorkehrt! Freilich will dieſe „verwegene Luſt, die keine Grenzen kennt", dieſe Raſerei des Vergnügens doch nicht recht zum Pfarrhauſe und noch weniger zum Charakter des alten Brion und ſeiner Gattin, wie Goethe ſie in Übereinſtimmung mit ſonſtigen Nachrichten ſchildert, paſſen. Gerade wo man ſich unbefangen freut, iſt man über die Grenzlinie, welche Fröhlichkeit und Ausgelaſſenheit ſcheidet, empfindlich. Es hat denn auch am Proteſt gegen dieſe Darſtellung aus der Mitte der überlebenden Familie nicht gefehlt.[6] Aber der Dichter brauchte dieſen Taumel. Wozu? Um das herbeizuführen, was er daraus folgen läßt: die Entſcheidung. Vom allgemeinen Taumel mit fortgeriſſen, vergißt der Held ſeiner Vorſicht und läßt den Fluch ſeiner Lippen los zum Verderben der ſo heiß Geliebten, deren nunmehr unabwendbares Schickſal vom Leſer mit verhaltenem Atem erwartet wird.

Von hier aus läßt ſich rückwärts die poetiſche Verknüpfung der Ereigniſſe leicht überblicken, wenn man nur feſthält, daß Goethe eben als Romanſchreiber und nicht als Biograph arbeitet. Sein Held wird zunächſt ohne ſein Zutun, durch zufällige Veranlaſſung eines Freundes, in die ländliche Familie eingeführt. Obwohl die zweite Tochter ſofort einen tiefen Eindruck auf ſein Herz macht, hält er ſich doch zurück und wiederholt den Beſuch nicht, ſo ſehr es ihn zu einem Wiederſehen drängt. Der hinreichende Erklärungsgrund dafür iſt eben jener Fluch, mit dem der Dichter ſeines Helden Lippen belegt hat. Da iſt es wieder eine zufällige Urſache, die ihn aus ſeiner Zurückhaltung heraus und wieder in die Nähe der Geliebten treibt: eben jener „Zuruf des braven Lehrers". Allen Verlockungen der Umſtände zum

Trotz bleibt er aber auch diesmal standhaft und verschließt seinem Gefühl den Weg auf die Lippen: sein sittlicher Wille siegt über die natürliche Leidenschaft. Zurückgekehrt, wagt er brieflich nur „ein kurzes Wort" als Begleitgabe für erbetene Bücher; Friederike ists, die daraus einen Briefwechsel macht („ich erhielt sofort Antwort"), und der Briefwechsel wird bald „lebhafter". Endlich zum dritten Mal geht er nicht, sondern wird gerufen, von ihr selbst in ihre Nähe gerufen. Und jetzt muß es ja zu einer entscheidenden Wendung kommen, sonst gibt es keinen Roman; und die Wendung kann nur bestehen in dem Sieg der Natur über den Willen. Aber dieser Sieg wird auch jetzt nur erreicht dadurch, daß der Wille durch die äußeren Einflüsse betäubt wird. Der Held wird in entschuldbarer Weise mit fortgerissen. Er wird unschuldig schuldig. Ähnlich nennt Goethe sich später in dem Gedichte „Ilmenau" „unschuldig und bestraft und schuldig und beglückt". Auf dieses Ergebnis, in welchem ein echt tragisches, namentlich von Goethe gern angewendetes Motiv liegt, ist die Erzählung bis dahin zugespitzt. Das Tatsächliche derselben beschränkt sich auf den Umstand, daß der junge Goethe durch seinen Freund Weyland in Sesenheim eingeführt wurde, auf die Erzählung des Märchens in der Laube, auf den Abendritt im Frühjahr und darauf, daß er in der Familie Brion bei irgendwelchen Gelegenheiten festliche Tage mitfeierte. Alles übrige gehört der Erfindung des Dichters an.

* * *

Wir haben Goethes Roman bis zu seinem Höhepunkt verfolgt, versuchen wir dasselbe mit der parallel laufenden

Wirklichkeit. Als kritische Anhaltspunkte dienen uns dabei, außer den schon benutzten beiden Briefen vom 14. und vom 15. Oktober 1770, die fünf an Salzmann gerichteten Briefe aus dem Sommer 1771 (Der junge Goethe 1, 249—254; Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1, 258—263); ferner die Nachricht, die Eckermann (Gespräche 2, 93) über die zwei verlorenen Briefe Goethes an Horn gibt, deren einer aus dem Dezember 1770 war (vgl. Creizenach, G. u. Suleika S. 234 und Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1, 278); weiter eine mündliche Überlieferung aus dem Munde einer Sesenheimerin (bei Lucius, Friederike Brion S. 176 Note 31); endlich die auf Sesenheim bezüglichen Lieder Goethes. Die Zahl der letzteren ist freilich umstritten; die meisten sind von Heinrich Kruse im Jahre 1835 niedergeschrieben nach Ur- oder Abschriften, die er bei der damals noch lebenden Sophie Brion, der jüngeren Schwester Friederikens, sah, und die seitdem spurlos verschwunden sind (Der junge Goethe 1, 261—270. 272; Hempel 1, 38; 3, 13. 16. 17. 40; Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 4, 354—363). Was sich aus diesen Zeugnissen erschließen läßt, ist folgendes.

Am 13. und 14. Oktober 1770 ist Goethe mit seinem Freunde Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler[7] zum erstenmal in Sesenheim gewesen. Noch am Abend seiner Rückkehr, am 14. Oktober, sehen wir ihn am Schreibtisch sitzen und an „Madmoiselle F." schreiben. Wer diese Madmoiselle F. gewesen — der Buchstabe ist wohl Andeutung des Familiennamens, ihr Wohnort wohl Frankfurt — ist für unseren Zweck gleichgültig. Aber was will er von ihr? Er weiß sich gegen sie eines Stillschweigens schuldig, dessen Dauer er nicht berechnen mag; und auch der heutige Antrieb, es zu

brechen, kam nur, weil „die reinen Freuden der Liebe und der Freundſchaft", die er ſoeben in Seſenheim genoſſen, „durch eine beſondere Sympathie jede unterbrochene Freundſchaft, jede halberloſchene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig" machten. So ſchließt er denn: „Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich ſo nennen kann, nehmen Sie dieſen Brief als ein neues Zeugnis, daß ich Sie nie vergeſſen werde." Wenn man dieſen geſchraubten Diplomatenſtil in planes Deutſch überſetzt, ſo heißt das: „Verehrtes Fräulein, wir haben früher miteinander geliebelt und ſeitdem in einem zwiſchen Liebe und Freundſchaft ſchwankenden Verhältniſſe geſtanden. Ich wünſche dieſes unklare Verhältnis nunmehr in klare Freundſchaft zu verwandeln, da mein Herz durch eine neuere Liebe beſchäftigt iſt." Goethe hat für dieſes Verfahren ſelbſt einmal den Ausdruck geprägt: „Liebe mit Freundſchaft einſalzen." Was er wollte, iſt alſo: ein altes Verhältnis formell beendigen, um für das neue freie Hand zu bekommen. Kaum iſt dies geſchehen, ſo ſehen wir ihn ſofort ſich mit dem Ungeſtüm eines Eroberers auf die neue Leidenſchaft ſtürzen, denn ſchon anderen Tags erfolgt jener Brief an Friederike mit der (wenn auch nicht förmlichen) Erklärung ſeiner Liebe und der Ankündigung ſeiner baldigen Wiederkunft. Dieſe ungeduldige Haſt beweiſt eins: hier war kein Zaudernder durch Umſtände, durch Einladungen und Zurufe vorwärts zu treiben, ſondern Goethe ſelbſt war der Fordernde, Drängende, Handelnde. Für jene romantiſche Lippenweihe und die darauf begründete angebliche Zurückhaltung des Helden gibt es aber keine ſchlagendere Widerlegung als die Schlußworte eben unſeres Briefes: „Und nun noch vielen Dank

noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern; Ihrer lieben Schweſter viel hundert — was ich Ihnen gern wiedergäbe."

Unter den Seſenheimer Liedern befindet ſich eins:

(1) Ein grauer trüber Morgen
bedeckt mein liebes Feld,
im Nebel tief verborgen
liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
dürft' ich nach dir zurück,
in einem deiner Blicke
liegt Sonnenſchein und Glück.

Der Baum, in deſſen Rinde
mein Nam' bei deinem ſteht,
wird bleich vom rauhen Winde,
der jede Luſt verweht.
Der Wieſen grüner Schimmer
wird blaß wie mein Geſicht,
ſie ſeh'n die Sonne nimmer
und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
und herbſte Trauben ein,
umher iſt alles Leben,
es ſtrudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
ach, denk' ich, wär' ſie hier,
ich brächt' ihr dieſe Traube,
und ſie — was gäb' ſie mir?

Es iſt gar kein Zweifel: die Nähe der Weinleſe (Strophe 3, 1) beweiſt, daß die Nebel, in denen die Welt verborgen liegt, die Oktobernebel ſind; auch der rauhe Wind und der verblaſſende Schimmer der Wieſen deuten auf den Spätherbſt

hin. Damit iſt ausgeſchloſſen, daß das Gedicht die Abſchiedsſtimmung aus den letzten Straßburger Tagen atme, d. h. etwa Mitte Auguſt 1771 verfaßt ſei (Baier, Düntzer), denn in dieſem Monat von der Weinleſe als einer „bald“ eintretenden zu reden, wäre doch mehr als kühn. Ebenſowenig kann das Gedicht dem Oktober 1771 angehören und die Sehnſucht des bereits nach Frankfurt Zurückgekehrten nach der verlaſſenen Geliebten ausſprechen. Der Schluß („Doch in der öden Laube — was gäb' ſie mir?“) würde im Munde des Dichters, der die friſche Untreue im Herzen hat, geradezu ein frevelhaftes Spiel der Phantaſie mit der Geſtalt ſeiner Verlaſſenen ſein! „Götz“ und „Clavigo“ beſtätigen die Angabe in Dichtung und Wahrheit, daß bittere Reue den jungen Goethe damals nagte: würde er dichtend der Geliebten haben gedenken können, ohne daß dieſe Stimmung in ſein Lied übergegangen wäre? Davon findet ſich aber in unſerem Liede nicht nur nichts, ſondern die Geſamtſtimmung desſelben widerſpricht dem ſogar. Dieſe iſt einfache Sehnſucht nach der Geliebten. Die Sprache iſt noch die halb tändelnde Manier, die deutlich an die Anakreontiker Gleimſcher Richtung anklingt und die eben in dem Ernſt der Seſenheimer Zeit überwunden wurde. Ich wage es, die Verſe:

„O liebliche Friedrike,
dürft' ich nach dir zurück . . .“

auf die ungeduldige Sehnſucht, die der Dichter von dem erſten Beſuch in Seſenheim zurückgebracht hatte, zu deuten, ſonach das Lied derſelben Zeit zuzuweiſen wie den erſten Brief an Friederike, d. h. der zweiten Hälfte des Oktober 1770, und zwar ſo, daß es noch unter der Herrſchaft des-

ſelben Antriebs gedichtet iſt, der ihm den Brief eingab.[8] Sogar einzelne Ausdrücke des Briefes klingen in dem Gedicht wieder. Man vergleiche insbeſondere den Schluß: „Ihrer lieben Schweſter viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe," mit dem Schluß des Gedichts: „Und ſie — was gäb' ſie mir?" Ferner den Vers: „Dürft' ich nach Dir zurück", mit dem Briefausdruck: „So viel merk' ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen ſein mögte" und: „Seine (Weylands) Gedanken gingen vorwärts, meine zurück." Endlich iſt das ganze Gedicht nur die Ausführung der Stimmung, die er in dem Briefe als „Herzweh" bezeichnet. Die zweite Strophe („Der Baum ... Luſt verweht") gibt den „niedlichen und mutwilligen Luſtbarkeiten", den „ſüßen Landfreuden" des erſten Beſuchs noch einen beſonderen Inhalt: ſie deutet auf einen Waldſpaziergang, den die Freunde mit den Schweſtern machten und bei dem man die Namen in die Rinde eines Baumes ſchnitt.

Trotz dieſer handgreiflichen Fingerzeige iſt E. Schröder[9] wieder auf den Oktober 1771 zurückgekommen, und zwar mit dem Zuſatz „woran kein (man ergänze: vernünftiger) Menſch zweifelt". Wenn die von mir angeführten Gegengründe noch nicht genügen, ſo erbitte ich mir nur noch die Antwort auf die Frage: Wie ſoll das angeblich im Oktober 1771 in Frankfurt, alſo gleich nach dem brieflichen Bruch und nach dem Empfang von Friederikens Antwort, die ihm „das Herz zerriß", verfaßte Gedicht, das in den gedruckten Ausgaben niemals erſchienen iſt, in die Sammlung Friederikens gekommen ſein, wo es doch H. Kruſe fand und abſchrieb? Soll man Goethe wirklich die Gefühlsroheit zutrauen, daß

er der eben erſt „in ihrem Tiefſten verwundeten Geliebten“ dieſe ſpieleriſchen Verſe brieflich zugeſchickt habe? Das hätte doch geheißen, zum Schaden den Hohn fügen. Oder, wenn das nicht denkbar iſt, ſollen wir annehmen, daß er es ihr bei dem Beſuch im September 1779 überreicht habe? Ein ſchönes Angebinde! Dieſer Beſuch hatte den Zweck, nach Heilung der Wunden die dauernde Verſöhnung zu ſuchen. Wäre das die Gelegenheit geweſen, ein Denkmal an jene Zeit der friſchen Wunden zu überreichen? Iſt auch das nicht denkbar, ſo bleibt nichts übrig, als den Oktober 1771 als Abfaſſungszeit ſogar gründlich anzuzweifeln. Wie ſollte ihn auch die bevorſtehende Weinleſe im väterlichen Weinberg an die verlaſſene Geliebte erinnern? Nach E. Schröder wäre es auch nicht die Weinleſe geweſen, ſondern „die Frankfurter neblige Oktoberfrühe habe dem Dichter durch den Kontraſt die Erinnerung an jenen dämmernden Maimorgen (den er nach Dichtung und Wahrheit beim zweiten Beſuch in Seſenheim an der Seite Friederikens zubrachte) geweckt“. Wenn der Kontraſt eine Ideenverbindung knüpfen ſoll, ſo muß über den Gegenſätzen ein Gemeinſames ſein. Wo aber iſt dieſes Gemeinſame zwiſchen einem nebligen Oktobermorgen, den er ohne Friederike zubringt, und einem nebelfreien Maimorgen, den er einſt mit Friederike zugebracht? Vielleicht ſoll es durch das Beiwort „dämmernd“ angedeutet werden, von dem ja die Vorſtellung ohne Schwierigkeit zu dem Nebelhaften hinübergleitet. Aber unglücklicherweiſe gehört dieſes Beiwort nur dem ſpäteren Kritiker an; der Dichter ſagt von jenem Maimorgen nicht, daß er dämmernd war, ſondern nur: „Früh beizeiten rief mich Friederike zum Spazierengehen,“ und weiterhin

redet er vielmehr von der „herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie ſie uns der unſchätzbare Hebel vergegenwärtigt hat.“ Da iſt alſo von Dämmerung nicht die Rede, und damit fällt auch dieſe künſtlich geſchlagene Brücke der angeblichen Ideenverbindung.

Dagegen ſchreien geradezu nicht nur die Färbung der Sprache, ſondern auch die einzelnen Bilder unſeres Gedichts nach der Straßburger Zeit. „In einem deiner Blicke liegt Sonnenſchein und Glück“ kehrt wieder in „Die einer deiner Blicke zum Tage macht“ (in dem Gedicht „Erwache Friederike“, ſ. ſpäter). Ferner „Der Baum, in deſſen Rinde mein Nam' bei deinem ſteht“ weiſt auf das gleich zu beſprechende Gedicht „Dem Himmel wachſ' entgegen“ hin. Durch das alles wird das Gedicht für jeden, der ſehen will, feſt in dem Kreiſe der im Elſaß ſelbſt entſtandenen, auf Seſenheim bezüglichen Lieder verankert. Steht dies aber einmal feſt, ſo kann die bevorſtehende Weinleſe nicht die des Jahres 1771, die „Reben“ nicht die des väterlichen Weinberges ſein, ſondern es muß von der Weinleſe des Jahres 1770 die Rede ſein, die Goethe im Elſaß erlebte. Daß er dieſe nicht nur paſſiv erlebt, ſondern aktiv mitgemacht hat, geht aus dem bleibenden Eindruck hervor, den ſie ihm hinterließ und der ſo ſtark war, daß noch fünf Jahre ſpäter, im Herbſt 1775, als er (nach von Loepers Berechnung vom 30. Oktober bis 3. November) auf der zweiten Flucht nach Italien in Heidelberg gerade während der Weinleſe weilte, das geſchäftige Treiben die Erinnerung nicht etwa an die väterlichen Weinleſen, ſondern an dieſe eine elſäſſiſche Leſe wachrief. „Es war gerade die Zeit der Weinleſe“, ſagt er (Dichtung und Wahrheit Buch XX), „das Wetter ſchön und

alle die elsässischen Gefühle lebten in dem schönen Rhein- und Neckartale wieder auf." Einem jungen Mädchen leiht er sogar Ähnlichkeit mit Friederike. Wo er aber damals, im Herbst 1770, „in die Reben" ging, ist schwer zu sagen. Da es nicht in Sesenheim war, das auch heute ohne Weinbau ist, so läßt sich an die Familien in der Umgebung Straßburgs denken, in die er durch Salzmann eingeführt war. Die Einladung dahin müßte er schon gehabt haben, als er das Gedicht schrieb. Die „Laube" ist entweder aus der dichterischen Vorratskammer der Zeit dazugekommen (aus der auch das „Pappelwäldchen" noch lange herhalten mußte), oder sie stammt von der Sesenheimer Laube, in der er vor kurzem mit Friederike zusammengesessen hatte, oder sie gehört einfach zu dem Gesamtbild des Weinbergs, wo dergleichen auch heute noch oft sich angelegt findet als Ersatz für ein fehlendes Weinbergshäuschen. Die Weinlese pflegt Ende Oktober einzutreten, nur in seltenen günstigen Jahren früher. Der Dichter, der mit dem Widerhaken im Herzen von Sesenheim zurückgekommen ist, sieht ihren Freuden entgegen und vollendet sie sich in Gedanken, indem er das Bild der Geliebten an seine Seite ruft. Was kann sich einfacher und natürlicher zusammenschicken?

Wenn die jüngste Schwester Sophie 1835 sich noch recht erinnerte, so wäre bei einem Feste während des Jahres 1771 folgendes vorgekommen. Auf eine vom Tischler angefertigte Tafel hätte man die Namen aller Anwesenden aufgeschrieben, Goethe den seinigen zuletzt und die Verse dazu gesetzt, die Sophie aus dem Gedächtnis rezitierte:

(2) Dem Himmel wachs' entgegen
der Baum, der Erde Stolz!

Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
verſchont das heil'ge Holz!
Und ſoll ein Name verderben,
ſo nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter ſterben,
der dieſen Reim gemacht.

Es will doch befremden, daß Goethe auch nur in der Weinlaune ſollte die Selbſtloſigkeit gehabt haben, ſein Leben niedriger anzuſchlagen als das ſo mancher gleichgültigen Perſon, die mit zum Feſte da war und ihn nichts anging. Daß die Tafel während eines eintägigen Feſtes, auf deſſen Höhepunkt man doch erſt den ganzen Gedanken faſſen konnte, noch zum Gebrauch fertig geſtellt wurde, ließe ſich zur Not annehmen, wenn das Feſt nicht auf einen Sonntag fiel (Düntzer identifiziert es mit dem dritten Beſuch in Dichtung und Wahrheit und verlegt es auf des alten Brion Geburtstag, 10. April 1771, einen Dienstag). Aber ſchon der Ausdruck „das heilige Holz" will zu einer ſoeben vom Tiſchler zurecht gehobelten Tafel nicht recht paſſen; logiſch kann er ſogar nicht anders als auf „Baum" bezogen werden. Heilig heißt dem Dichter das Holz als Träger von Friederikens Namen: dieſer und mit ihm die andern Namen, um die es ſich handeln mag, waren mithin nicht auf eine Tafel geſchrieben, ſondern in die Rinde eines Baumes geſchnitten. Hat ſich die Greiſin Sophie Brion aber in dieſem einen Punkte geirrt, ſo wird die Zuverläſſigkeit ihrer Erinnerung in betreff dieſer Verſe überhaupt zweifelhaft; dann kann ſie ſich ebenſogut über deren Veranlaſſung getäuſcht haben. Daß eine große Geſellſchaft auf einmal ihre Namen untereinander einſchneiden ſollte, iſt ſchwer zu denken, wenigſtens für den, der weiß, wie mühſam und zeitraubend ein ſolches

Geſchäft iſt. Die Mehrzahl „die obern“ erklärt ſich auch, wenn nur Weyland, Salomea und Friederike, allenfalls noch Sophie, die jedoch auch in dem Brief vom 15. Oktober nicht erwähnt wird (ſie war noch zu jung, um geſellſchaftlich mitgezählt zu werden), darunter zu verſtehen ſein ſollten. Dieſen gegenüber, die ihm durch Freundſchaft oder Liebe teuer waren, konnte der Dichter ohne Übertreibung und Heuchelei ſo weit gehen, daß er ihnen längeres Leben wünſchte als ſich. Hiernach iſt es nicht mehr willkürlich, wenn wir die Verſe von dem angeblichen Feſte lostrennen und mit der inhaltlich entſprechenden zweiten Strophe des vorigen Liedes zuſammenbringen. Sie beziehen ſich dann auf jenen Waldſpaziergang, der einen Teil der „ſüßen Landfreuden“ des erſten Beſuchs ausmachte. Natürlich wurden ſie nicht unter die Namen geſetzt, d. h. gleichfalls in die Rinde geſchnitten, ſondern Goethe hat ſie dazu geſprochen und etwa für Friederike, oder dieſe hat ſie ſich ſelbſt aufgeſchrieben; oder ſie haben ſich auch ohne Aufzeichnung dem Gedächtnis der Schweſtern eingeprägt und das um ſo tiefer, als ſie nach unſerer Vorausſetzung das erſte und unmittelbarſte, weil vom Augenblicke ſelbſt eingegebene dichteriſche Zeugnis von Goethes Eintritt in das Leben des Seſenheimer Pfarrhauſes ſind. Das Gedicht gehört hiernach noch vor das vorige, nämlich auf den 14. Oktober 1770.[10]

Weiterhin haben wir uns zu halten an eine Mitteilung, die wir dem Pfarrer Lucius verdanken. Das Einkommen der Pfarrei beruhte auf dem einhundertſechzig Morgen großen, ſelbſtbewirtſchafteten Pfarrgute und dem Zehnten,[11] beſtand alſo in Naturaleinkünften. Nun iſt es auf den Dörfern Sitte, daß bei der Behandlung derjenigen Felderzeugniſſe,

welche größere Umstände machen, die Nachbarn sich gegenseitig helfen, und solche Gelegenheiten werden zu einer Art Fest. So ist es z. B. mit dem Bohnenschneiden, dessen Goethe später aus seinem Wetzlarer Aufenthalt in einem Briefe erwähnt,[12] so mit dem Hanf- und Flachsbrechen, dem Nußkernen usw. In Sesenheim gehörte dazu auch das „Welschkornbasten", d. h. die Bereitung des Welschkorns (Mais, Kukuruz) zum Aufhängen und Trocknen. Dies war im Pfarrhause Aufgabe der weiblichen Dorfjugend, etwa der Konfirmandinnen, die dafür nachher mit einem Abendessen belohnt wurde. Eine alte Sesenheimerin erzählte nun: „Als wir nun so beisammen waren, kam einst auch der ‚Herr Goethe' zu uns in die Scheune und machte uns durch seine Späße und drolligen Erzählungen so sehr lachen, daß wir fast nichts arbeiten konnten." Da nun das Basten erst nach Beendigung der übrigen Feldarbeiten — „so etwa Ende Oktober oder Anfang November" (Lucius) — vorgenommen wurde, so müßte Goethe um diese Zeit im Jahre 1770 in Sesenheim gewesen sein. Wie hieß es doch in dem Brief an Friederike am 15. Oktober? „Unser erster Gedanke . . . endigte sich in ein Projekt, Sie balde wiederzusehen!" Nun, dieses baldige Wiedersehen, d. h. der zweite Besuch in Sesenheim, hat innerhalb der anstandsmäßigen Frist, nach etwa vierzehn Tagen am Anfang des November 1770, stattgefunden, ob mit oder ohne Weyland, ist natürlich nicht zu sagen. Die Teilnahme an der ungefähr gleichzeitigen Weinlese steht damit nicht in Widerspruch. Die Herbstferien dauerten noch, und der ohnedies nicht übereifrige Student, der auch seine juristische Prüfung bereits vorher abgelegt hatte, konnte seine Zeit einteilen, wie er wollte.

Wir fügen hieran das Gedicht:

(3) Nun ſitzt der Ritter an dem Ort,
den ihr ihm nanntet, liebe Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langſam fort
und ſeine Seele nicht geſchwinder.

Da ſitz' ich nun vergnügt bei Tiſch
und endige mein Abenteuer
mit einem Paar geſottner Eier
und einem Stück gebacknen Fiſch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
mein Falke ſtolperte wie blind;
und doch fand ich den Weg ſo gut als ihn der Küſter
des Sonntags früh zur Kirche findt.

Die „lieben Kinder" ſind fraglos die beiden Schweſtern Salomea und Friederike. Es handelt ſich um einen Ritt nach einem von den Schweſtern beſtimmten, ihm bis dahin unbekannten Ziel; er vollführte den Ritt als ihr „Ritter", und zwar als ein von ihnen aufgetragenes Abenteuer; es war eine ſcherzhafte Aufgabe, man kann denken im Anſchluß an ein von Goethe erzähltes Märchen; die Parallele mit dem Abendritt von Seſenheim nach Straßburg am 14. Oktober und deſſen Beziehung auf das in der Laube erzählte Märchen (ſ. oben) liegt nahe genug. Der Ritt endigte am ſpäten Abend in einem fremden (Wirts-)Hauſe. Bei einer verſpäteten und eiligen Bewirtung ſummen ihm die Verſe durch den Kopf und er ſchreibt ſie nieder. Der Ausgangspunkt des Rittes kann nur Seſenheim geweſen ſein: der Vergleich mit dem Küſter, der in der grauen Frühe zur Kirche geht, um den Sonntag anzuläuten, weiſt auf die Umgebung des ländlichen Pfarrhauſes. Die frühe über den Dichter und ſein Roß hereinbrechende Nacht, ebenſo der dunkle Morgen, in dem

der Küſter den Weg ſuchen muß, weiſen auf die Winterzeit. Aber auf welchen Teil des Winters? Um darauf eine Antwort zu finden, müſſen wir uns (nach E. Schröders Vorgang) den Speiſezettel unſeres Ritters etwas näher anſehen: „ein Paar geſottner Eier und ein Stück gebacknen Fiſch“. Friſche Eier gab es früher und gibt es auf dem Lande heute noch nur während der natürlichen Legezeit der Hühner. Dieſe geht mit der erſten Hälfte des Novembers zu Ende und beginnt früheſtens wieder an warmen Februartagen. Die für den Wintergebrauch, in der Regel in Kalkwaſſer, aufbewahrten Eier eigneten ſich nicht zum Friſchgenießen, ſondern dienten zum Gebrauch in der Küche. Wenn nun in einem ländlichen Wirtshauſe zu ſpäter Winterabendſtunde unerwartet ein fremder Gaſt eintritt und Bewirtung verlangt und man zum Nächſtliegenden greift, deſſen Zubereitung mit den geringſten Umſtänden verbunden iſt; wenn dann das Nächſtliegende iſt ein Paar Eier, die „geſotten“, nicht gebacken werden, ſo iſt ſicher, daß dieſe Eier nicht vom Wintervorrat ſtammen. Waren ſie aber friſch, ſo muß die Begebenheit des Gedichts entweder vor Mitte November 1770 oder nach Anfang Februar 1771 gerückt werden. Der „gebackene Fiſch“ wurde wohl kalt aufgetragen, wobei ich mich auf die ländliche Sitte in ſüddeutſchen Flußtälern beziehe, von ſolchen zum eigenen Gebrauch gefangenen Fiſchen den ganzen Fang auf einmal zu backen, während der nächſten Tage die Fiſche kalt zu genießen und den Reſt in Eſſig zu legen (ſogenannte „ſaure Fiſche“). Übrigens ruhte auch der Fiſchfang im Winter, Hochwaſſerzeiten, die einen Gelegenheitsfang verſprechen, ausgenommen. So werden wir von beiden Seiten her auf

den Anfang oder den Schluß des Winters, November oder Februar, verwieſen. Für welche der beiden Möglichkeiten ſollen wir uns entſcheiden? E. Schröder greift ohne Begründung den Februar. Ich finde einen Fingerzeig in der Bezeichnung „Ritter“ ſtatt Reiter. Wir wiſſen, daß beim erſten Beſuch Goethe ein Rittermärchen erzählt hatte, in deſſen Perſonen ſich die Anweſenden ſo einfühlten, daß den beiden Beſuchern die Irrfahrten des Rückwegs als Abenteuer im Dienſt ihrer Prinzeſſinnen erſchienen. Nehmen wir an, daß man bei einem ſpäteren Beſuch an dieſe Irrfahrten und das Märchen anknüpfte, das Spiel fortſetzte und dem Ritter Wolfgang diesmal einen Ort abſeits von ſeinem Rückweg beſtimmte, deſſen Auffindung und Berührung in dunkler Nacht als Abenteuer in ſeinem Frauendienſt gelten ſollte, ſo gibt unſer Gedicht von deſſen glücklichem Beſtehen Kunde, ehe der Ritt anderen Morgens nach Straßburg fortgeſetzt wird. Möglich war ſo etwas aber nur, wenn der erſte Beſuch noch ſo unmittelbar in Erinnerung lebte, daß man die Begebniſſe und Stimmungen desſelben ohne weiteres fortſpinnen konnte. Dann durften ſie aber nicht durch andere gemeinſame Erlebniſſe unterbrochen ſein. Das zwingt uns, das Gedicht mit dem zweiten Beſuch, der (nach unſerer Vermutung) mit dem Welſchkornbaſten zuſammentraf, zu verbinden und es alſo in den Anfang November 1770 zu ſetzen.

Man hat an dem trockenen Ton des Gedichts, an dem unſchönen zweimaligen „ziemlich“ (namentlich in der Häufung „wahrlich ziemlich“), an der Reimverſetzung in der zweiten Strophe und der Überſchreitung der Silbenzahl im vorletzten Vers der dritten Strophe als ungoethiſch Anſtoß genommen.

Indeſſen, man darf an dieſe Scherzreime nicht den Maßſtab des ſangbaren Liedes anlegen, kaum ſie ein Gedicht nennen; wohl aber darf man ſie mit den gereimten Briefen vergleichen, in denen der junge Goethe ſich von Leipzig aus freier zu ergehen pflegte und ſich nach der Liebhaberei der Zeit (man denke an Gellerts Fabeln) weder an Gleichheit der Verſe noch Regelmäßigkeit des Reimes band. Das „ziemlich“ aber finden wir ſchon in dem Brief an Friederike vom 15. Oktober, alſo vierzehn Tage früher, in ganz ähnlichem Gebrauch: „ziemlich freigebig“ vom Regen, wie hier „ziemlich düſter“ vom Abend. Und was den trockenen Ton angeht, ſo mag man an die Ermüdung des Reiters denken oder noch lieber an einen beabſichtigten Gegenſatz zwiſchen den pomphaften Vorausſetzungen und dem proſaiſchen Ende ſeines Rittes.

Roſanow, der ruſſiſche Biograph des Dichters Lenz, nimmt dieſes Gedicht, wie ſchon das vorige, für Lenz in Anſpruch auf grund folgender Überlegung. Der Moskauer Paſtor Jerzembczki ſammelte Materialien für eine Biographie Lenzens und ſchrieb ſich zu dieſem Zweck unſer Gedicht zuſammen mit den beiden anderen Lenziſchen „Ach biſt du fort“ und „Wo biſt du itzt“ ab, wobei das unſrige das Datum „Weißenburg, 4. September 1772“ trägt. Er hat es alſo jedenfalls für Lenziſch gehalten. Ob er das Datum nach ſeinem Dafürhalten dazugeſetzt oder in ſeiner Vorlage im Lenziſchen Nachlaß gefunden habe, läßt ſich nicht ausmachen. Am 2. September 1772 war Lenz allerdings mit dem in Fort Louis liegenden franzöſiſchen Regiment auf dem Marſch nach Landau in Weißenburg, aber nicht mehr am 4.! Selbſt wenn jedoch das Datum paßte, würde das Gedicht nicht

mit Lenzens Lage in Weißenburg übereinſtimmen. Denn der „Ritter“ des Gedichts iſt allein, Lenz iſt beim Regiment; der „Ritter“ reitet bei finſterer Nacht, das Regiment und mit ihm Lenz, marſchierte am frühen Vormittag; der Beſtimmungsort war dem Ritter von den „lieben Kindern“ des Pfarrhauſes, für Lenz war er doch wohl durch Regimentsbefehl „genannt“. E. Schröder will umgekehrt den Goetheſchen Urſprung auf die Reime, vor allem auf den Reim „düſter — Küſter“ ſtützen, der die frankfurtiſche Ausſprache mit beiderſeits kurzem ü vorausſetze, während in Lenzens Heimat das ü in düſter lang lautete und deshalb von ihm nicht auf das kurze ü in Küſter gereimt worden wäre. Indeſſen auch dieſer Schluß iſt nicht bindend, denn Lenz reimt gar nicht ſo ſelten einen kurzen und einen langen Stammvokal.[12] Lenz ſcheint mir als Verfaſſer des Gedichts ſchon dadurch ausgeſchloſſen, daß ſein Verkehr mit dem Pfarrhaus den Sommer 1772 füllt, während die Begebenheiten und die Bilder des Gedichts offenſichtlich die Zeit der kurzen Tage zum Hintergrund haben. Den einzigen Beweis für Goetheſchen Urſprung finde ich in der Fortſetzung des Ritterſpiels und in der Anrede „liebe Kinder“, die ſich in dem folgenden Gedicht zu der Form „Ihr goldenen Kinder“ geſteigert hat. Man iſt ſich bei dieſem zweiten Beſuch näher gerückt und zu vertraulicher Anrede fortgeſchritten.

Hieran ſchließen wir, was wir bei Eckermann leſen. Er ſah am 11. April 1829 bei Goethe jene zwei Briefe des jungen Goethe aus Straßburg an ſeinen Freund Horn, vom Juli und Dezember 1770. „In dem letzteren zeigten ſich ſchon Spuren von „Werther“ (d. h. von der Stimmung, die nachher im Werther ausgedrückt wurde); das Verhältnis

in Seſenheim iſt angeknüpft, und der glückliche Jüngling ſcheint ſich in dem Taumel der ſüßeſten Empfindungen zu wiegen und ſeine Tage halb träumeriſch hinzuſchlendern." Das im Dezember bereits „angeknüpfte" Verhältnis ſetzt voraus, daß inzwiſchen mehrfache perſönliche Begegnungen ſtattgefunden haben; eine derſelben, und zwar in der Reihe die zweite, iſt die beim Welſchkornbaſten geweſen.

Wie ſoll man den Ausdruck verſtehen: das Verhältnis erſcheint „angeknüpft"? Iſt es ein erklärtes Verhältnis oder ein ſtillſchweigendes, nur in der innern Gewißheit gegenſeitiger Neigung beruhendes? Dafür müſſen wir ein weiteres Gedicht um Rat fragen:

(4) Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder,
vergebens ſperret uns der Winter
in unſre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer ſetzen
und tauſendfältig uns ergötzen,
uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
wir wollen kleine Sträußchen binden
und wie die kleinen Kinder ſein.

Man braucht es nur zu leſen, um es mit Sicherheit in die ihm zukommende Zeit zu ſetzen. Der „Winter", die „warmen Stuben", die Ergötzlichkeiten, bei denen man ſich „zum Feuer ſetzt", weiſen auf den Winter 1770. Die Anſpielung auf „die Engelein", der Ausdruck „wie die kleinen Kinder ſein" deuten auf die Weihnachtszeit, auf das Kinderfeſt. Der Eingang klingt wie die Antwort auf eine Anfrage oder Einladung. Das Ganze iſt dann eine poetiſche Epiſtel oder der poetiſche Teil eines Briefes — wir haben mehr dergleichen vom jungen Goethe — in welchem er verſpricht,

die Weihnachtsferien oder einen Teil derſelben in Seſenheim zuzubringen. Die Anrede „ihr goldnen Kinder“ faßt die beiden älteren Schweſtern zuſammen, was andeutet, daß auch die Einladung von ihnen gemeinſam ausgegangen war. Da er keine von beiden beſonders hervorhebt oder auszeichnet, ſo wird anzunehmen ſein, daß das Verhältnis zu jener Zeit ſich im Puppenſtande des verborgenen Vorhandenſeins befand, alſo noch nicht erklärt war.

Wir reihen hieran das ſchon erwähnte, in den ſpäteren Sammlungen „Willkommen und Abſchied“ überſchriebene Gedicht. Da die Ausgaben es mit den Glättungen und Kältungen bringen, die der ſpätere Goethe unbegreiflicherweiſe damit vornahm, ſo führen wir es hier nochmals als Ganzes dem Auge des Leſers vor.

(5) Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
und an den Bergen hing die Nacht.
Schon ſtund im Nebelkleid die Eiche
wie ein getürmter Rieſe da,
wo Finſternis aus dem Geſträuche
mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von ſeinem Wolkenhügel
ſah ſchläfrig aus dem Duft hervor;
die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
umſauſten ſchauerlich mein Ohr.
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
doch tauſendfacher war mein Mut!
Mein Geiſt war ein verzehrend Feuer,
mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Ich ſah dich, und die milde Freude
floß aus dem ſüßen Blick auf mich.

Ganz war mein Herz an deiner Seite
und jeder Atemzug für dich.
Ein roſenfarbes Frühlingswetter
lag auf dem lieblichen Geſicht
und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abſchied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken ſprach dein Herz.
In deinen Küſſen, welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingſt, ich ſtund und ſah zur Erden
und ſah dir nach mit naſſem Blick —
und doch, welch' Glück geliebt zu werden,
und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Unbegreiflich, wie Düntzer gerade dieſes Lied der Seſenheimer Zeit hat abſprechen und einer früheren Zeit zuweiſen wollen, aus der Goethe es nur ſeiner neuen Liebe untergelegt habe. Als wenn dem jungen Goethe vor der Berührung mit Herder und mit Friederike irgendein Ton entfallen wäre, der ſich mit dem hier angeſchlagenen nur entfernt zuſammenſtellen ließe! Die Natur- und Stimmungsmalerei der beiden erſten Strophen iſt auch von dem ſpäteren Goethe niemals übertroffen, man möchte faſt ſagen niemals erreicht worden. Mit der Seſenheimer Zeit iſt es aber außer durch das Zeugnis von Dichtung und Wahrheit auch durch innere Beziehungen ſo individueller Art verbunden, daß nur Willkür dieſe Verbindung zerreißen kann. Was das Gedicht uns lehrt, iſt dieſes. Eine haſtige, leidenſchaftliche Ungeduld treibt den Dichter aufs Pferd. Schon iſt es Abend, und wie er hinaus reitet, wachſen ihm zur Seite die dunklen Maſſen des nahen Schwarzwaldes empor —

„und an den Bergen hing die Nacht". Im vergrößernden Abendnebel kommt ihm die Eiche wie ein getürmter Riese entgegen, indes ihn aus dem Gebüsch die schwarze Finsternis fast körperlich anglotzt: man glaubt die Bäume der Wanzenau und den dazwischen auftretenden Buschwald der Niederung zu sehen. Die Luft ist unsichtig, von der Frühjahrsfeuchtigkeit mit „Duft" erfüllt. Auf stille Luft deutet der (stehende) „Wolkenhügel", von dem herab der Mond „schläfrig" aus dem Duft hervorschaut. Auf stille Luft deuten auch die „leisen Flügel" der Winde, in denen wir den sanften, regelmäßigen Druck des Frühjahrswindes verspüren, der erst um das Ohr des Reitenden durch dessen Eigenbewegung zum schauerlichen Sausen wird. Goethe hat später seine Bildersprache selbst mißverstanden, wenn er in Dichtung und Wahrheit daraus macht: „Die Nacht war windig und schauerlich". Über die ganze Naturschilderung ist das Gefühl der tiefen Einsamkeit gebreitet, das in der Frühjahrslandschaft liegt, wenn die Vegetation noch schläft, die Starre des Winters aber doch schon geschmolzen ist. Es ist die erste Zeit des zunehmenden Tageslichts und des verborgenen Keimens. Da regt sich auch im Menschen das Verlangen nach einem neuen Zustand und in jungen Herzen zumal die Sehnsucht nach einem unbestimmbaren, unbekannten Glück. Wäre es zu verwundern, wenn in solcher Zeit und Stimmung auch der junge Goethe, dessen Empfinden sich mehr als das anderer Menschen im Einklang mit der äußeren Natur bewegte,[14] den plötzlichen Entschluß gefaßt hätte, seiner Liebe durch ein entschiedenes Wort klaren Boden zu geben, aus dem Spiel, das doch nicht ins Endlose weiter gehen konnte, Ernst zu machen? Daß der Entschluß plötz-

lich kam, ſagt uns das Lied; nie iſt das gewaltſame Hervorbrechen einer zurückgehaltenen Leidenſchaft packender geſchildert worden als in den beiden erſten Strophen. Der dritten Strophe zufolge (Vers 7 u. 8) iſt er lange nicht in Seſenheim geweſen — ſo lange, daß er eigentlich nicht mehr auf Zärtlichkeit bei Friederike hoffen konnte. Als ſie dennoch mit der „milden Freude“ ihm entgegenkam, die ihm bewies, daß ſie ruhig auf ihn vertraut hatte, da ſchmolzen in ihm die letzten Widerſtände, das Wort kam von ſeinen Lippen, und als Friederikens erklärter Liebhaber verläßt er Seſenheim. Denn ſo faſſe ich das Lied: daß es denjenigen Beſuch ſchildert, auf dem die Liebenden das Geſtändnis ihrer Liebe austauſchten. Mit dieſer Deutung ſtimmt überein, daß von jetzt an die Lieder und Gedichte ſich entſchieden und ausſchließlich an Friederike wenden, die Anrede „liebe Kinder“ oder „goldne Kinder“ iſt abgetan. Auch die Gefühlsentwickelung durch die vier Strophen ſtimmt mit unſerer Deutung aufs beſte überein: in den beiden erſten die drängende Sehnſucht auf der Seite des Dichters, in der dritten die beruhigte Stimmung der Erfüllung auf beiden Seiten, in der vierten die aus Wonne und Schmerz gemiſchte leidenſchaftliche Unruhe auf der Seite des Mädchens bei der erſten Trennung, während der Dichter ſich mehr gerührt und beobachtend verhält. Denn des Dichters Unruhe liegt vorher, ſie war begründet im Kampf mit ſeiner Liebe; ſie beruhigt ſich im entſchiedenen Beſitz, den herzuſtellen nur von ihm abgehangen hatte. Für Friederike beginnt die Unruhe erſt mit dieſem Zeitpunkt, da ſie das kaum Gewonnene ſogleich wieder aus den Händen geben ſoll, darum „der Abſchied wie bedrängt, wie trübe!“ Nicht als ob der Dichter dieſe

Dreiteilung nach einer erſonnenen Dispoſition durchgeführt hätte; ſondern er, deſſen Gabe es nach einem ſpäteren Ausſpruch Mercks war, „das Wirkliche poetiſch zu geſtalten“, iſt auch hier unbewußt dem Gang der Wirklichkeit mit poetiſchem Feingefühl gefolgt.

Iſt unſere Deutung richtig, ſo gewinnt vor allem die Frage Bedeutung, in welche Zeit das Gedicht fällt. Daß es Frühjahr iſt, hat es uns ſelbſt ſchon geſagt; es geht aber noch ganz mechaniſch hervor aus dem Vergleich: „Ein roſenfarbes Frühlingswetter lag auf dem lieblichen Geſicht.“ Wenigſtens bei Goethe, der mit ſeiner dichteriſchen Anſchauung immer in der unmittelbaren Wirklichkeit lebt, iſt dies, wie ſchon Baier richtig geſehen, ein Beweis. Auf die nähere Zeitbeſtimmung führt die eben erwähnte Andeutung, daß Goethe vor dieſem Beſuch ſo lange von Seſenheim fern geblieben war, daß er fürchten mußte, Friederikens Neigung verloren zu haben (Str. 3, 7. 8). Die Zeiteinheit, die wir, um dieſe freie Zwiſchenzeit einzuſchätzen, als Maßſtab anzulegen haben, iſt, da während des Semeſters die Beſuche naturgemäß auf die Sonntage fielen, der Zwiſchenraum zwiſchen zwei Sonntagen oder die Woche. Mindeſtens ſechs Wochen würden wir anzunehmen haben, um des Dichters Furcht zu begreifen. Da er nun in den Weihnachtsferien, alſo jedenfalls bis in die erſte Januarwoche, in Seſenheim geweſen war, ſo würden wir, wenn wir dieſen Beſuch als den letztvorangegangenen zugrund legen, auf die zweite Hälfte des Februar geführt. Eben darauf werden wir geführt, wenn wir die „leiſen Flügel“ der Winde zuſammennehmen mit einem Ausdruck aus dem bekannten Briefe Goethes an die Gräfin Stolberg vom 13. Februar 1775, wo er ſich denjenigen

nennt, „der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet“. In der Tat pflegt dieser ebenmäßige, streichende Luftzug, der die Übergangsjahreszeiten kennzeichnet, im Frühjahr den Monaten Februar und März („Märzluft“) eigen zu sein. Wir werden darum kaum fehl gehen, wenn wir als wahrscheinlichen Termin für unser Lied Ende Februar oder Anfang März festsetzen. Da der Kalender für 1771 auf Freitag den 1. März Vollmond verzeichnet, so wird der Ritt am Sonnabend den 2. März stattgefunden haben.

Was war es aber, was ihn so lange fern gehalten hatte? Da ist zunächst Herder zu nennen. Im September 1770 war er nach Straßburg gekommen und bald mit Goethe bekannt geworden; im Oktober fand die Augenoperation an ihm statt, sie wurde später wiederholt, aber noch im Februar 1771, wie ein Brief von ihm an Merck in Darmstadt beweist, waren die Ärzte ratlos und er mißmutig über die Unabsehbarkeit des Leidens. Gerade in dieser Zeit war also Goethe als Krankenpfleger und Krankentröster auf seiner Höhe. Aber das allein würde ihn schwerlich zurückgehalten haben, wie es ihn ja auch um Weihnachten nicht abgehalten hatte. Wir haben uns vielmehr diese Zeit als eine Zeit des inneren Kampfes mit seiner Liebe zu denken. Er war Friederiken, namentlich durch jenen längeren Weihnachtsbesuch, bereits so nahe getreten, daß er entweder ganz an ihre Seite treten oder ganz von ihr zurücktreten mußte. Die Bedenken gegen ein bindendes Wort lagen dem einundzwanzigjährigen Studenten, der noch kein Unterpfand der Zukunft hatte, nahe genug. Er machte also (wie später bei Lili) den Versuch und die Probe der Entsagung, bis seine Liebe auf einmal mächtiger wurde als sein Wille (wie später in der Lilizeit auf

dem St. Gotthard) und die zurückgeſtaute Sehnſucht, als ſie nun durchbrach, ihn um ſo widerſtandsloſer hinaustrieb. Sein Tröſteramt bei Herder konnte inzwiſchen als triftiger Entſchuldigungsgrund für ſein Wegbleiben vorgeſchoben werden.

Zu der hier angenommenen Entſtehungszeit ſei noch folgendes bemerkt. In der Sammlung Friederikens fanden ſich von unſerem Gedicht nur die zehn erſten Verſe. Eine Erklärung dafür iſt bis jetzt nicht gefunden und ſoll hier nicht verſucht werden. Vollſtändig, doch ohne Überſchrift, in der hier mitgeteilten Form wurde das Gedicht von Goethe zuerſt 1774 in Jacobis „Iris" veröffentlicht. Etwa zehn Jahre ſpäter machte ſich Goethes Züricher Freundin Bäbe Schultheß ein Verzeichnis von vierundſechzig ihr handſchriftlich mitgeteilten Gedichten Goethes, unter denen das unſrige mit der Überſchrift „Den XXX abend. Mir ſchlug das Herz" vorkommt.[15] Der erſte Teil dieſer Überſchrift geht ohne Zweifel auf Goethe ſelbſt zurück (der es alſo damit Bäben überſandt hatte), den zweiten hat ſie ſich wohl zur eigenen leichteren Orientierung hinzugefügt. Was bedeutet aber das rätſelhafte „Den XXX abend"?

Herman Grimm nahm es als römiſches Zahlzeichen, ſah eine Datumsangabe, wie in anderen Überſchriften desſelben Verzeichniſſes, darin und ergänzte den Monat März, ſo daß herauskam: den Abend des 30. März. Dagegen ſpricht aber, einmal daß die Datumsangaben in anderen Überſchriften ſämtlich in der ſonſt üblichen Weiſe geſchrieben, insbeſondere römiſche Ziffern nirgends verwendet ſind: „am 11. September 76", „den 10. Oktober"; ſodann daß es, um deutſch zu ſein, doch mindeſtens heißen müßte: „Den XXX. abends"

oder „Den Abend **des** XXX." G. von Loeper ſah zuerſt in dem XXX überhaupt kein Zahlzeichen, ſondern drei Kreuze, das Zeichen der heiligen drei Könige. Aber auch er nimmt es als Datumsangabe und deutet: „Den Dreikönigs Abend." Das wäre der 6. Januar (1771). Die Form des Ausdrucks ſteht dem nicht entgegen, aber die Sache will ſich nicht fügen. Am 6. Januar war Goethe kaum von ſeinem Weihnachtsbeſuch zurück, und das Gedicht ſetzt doch in ſeiner dritten Strophe eine beſonders lange Pauſe in ſeinen Beſuchen voraus; auch mit allen anderen Vorausſetzungen, wie wir ſie oben entwickelt haben, tritt der frühe Termin in Widerſpruch. Dennoch kann das Dreikönigszeichen den Weg zur Löſung eröffnen. Man malt es bekanntlich in katholiſchen Gegenden am 6. Januar mit Kreide über die Türen von Stall und Scheune, auch des Hauſes, um den Eintritt böſer Geiſter zu verhindern und Schaden von Vieh und Menſchen abzuhalten. Ein ſtellvertretender Erſatz iſt das dreimal unter den Tiſch klopfen mit oder ohne den Zuſatz „unberufen", wenn ein zufällig geſprochenes Wort böſe Geiſter „berufen", ihnen die Handhabe zum Eingreifen bieten könnte. Und umgekehrt wird dieſes Klopfen, wo es nicht ausgeführt werden kann (z. B. im Briefwechſel), wieder durch die drei Kreuze erſetzt. So wird das Zeichen von dem kirchlichen Feſte, das ihm den Urſprung gab, losgetrennt und iſt nur mit der Bedeutung der Abwendung von Unheil in den allgemeinen Gebrauch übergegangen. Legen wir dieſen Gebrauch oder Aberglauben zugrunde, ſo läßt ſich die Überſchrift überſetzen etwa in: „Den Gottſeibeiuns-Abend". Dann enthält ſie aber keine Zeitangabe, ſondern ein qualitatives Urteil über die Situation des Gedichtes. Dieſes aber er-

zählt: wie die Leidenſchaft den Dichter plötzlich packt, aufs Pferd wirft und widerſtandslos durch die Nacht nach Seſenheim jagt, — eigentlich ſinnlos, denn er konnte ja ebenſogut am nächſten Morgen in Ruhe hinausreiten. Wie völlig aber Goethe in der Gewalt eines Gefühls ſein konnte, das hatte ſich ſchon an dem Fünfzehnjährigen gezeigt, als ihm Gretchen „entriſſen" wurde, das hatte das dreitägige Fieber offenbart, in das den Leipziger Studenten ein bloßer eiferſüchtiger Gedanke ſtürzte.[16] In ſolchen Zuſtänden hatte er nicht mehr die freie Selbſtbeſtimmung, er war gleichſam in der Gewalt eines Dämons und nannte das ſpäter auch mit dem Namen „dämoniſch". In ſolchem Zuſtand iſt er jetzt: er iſt ſich zwar noch deſſen bewußt, was er tut, aber ſein Wille wird nicht von ſeinem Bewußtſein geleitet, er gehorcht blindlings einem übermächtigen Befehl, der zwar auch aus ihm ſelbſt kommt, aber aus einer Tiefe, die ſeinem Bewußtſein nicht mehr zugänglich iſt und darum wie ein Fremdes empfunden wird. Schopenhauer würde da ſeine Unterſcheidung des ſcheinbaren (bewußten) und des wirklichen (unbewußten) Willens anwenden und uns beweiſen, daß jener mit ſeinen ſchönſten Motiven im entſcheidenden Augenblick, d. h. ſobald es zur Tat kommen ſoll, immer von dieſem ohne jede Motivierung weggeblaſen wird. Heute nennen wir jenen „Dämon" im Menſchen eher „das Unbewußte" in ihm und meinen damit die hinter allen erworbenen Motivationsvorſtellungen verborgene wahre und geheime Natur des Individuums, die Goethe in den „Urworten" eben ſeinen Dämon nennt. Eben dieſer Dämon nun, der in ihm nach der Geliebten ſchrie, packte ihn an jenem „verhängnisvollen" Abend und löſchte mit leichter

Hand alles, was seine Vernunft gegen sein „leidenschaftliches Unternehmen" sagen konnte, aus. Eben auf diesen Zustand des Besessenseins deuten die drei Kreuze, als begleitete der spätere Dichter die Schilderung seines Erlebnisses mit dem Seufzer: Gott bewahre uns vor uns selbst! Und die Leidenschaft stürzte ihn damals in die Verlobung, die Verlobung führte zum Treubruch und aus dem Treubruch kam das Unheil. Wenn das Gedicht, wie es den Anschein hat im unmittelbaren Anschluß an das Erlebte entstanden ist, so ist doch die Überschrift mit den drei Kreuzen damals nicht mitentstanden, weshalb sie in der Sammlung Friederikens sich auch nicht fand. Mit solchen Augen konnte Goethe die Sache erst ansehen, als sie vorüber war. Nun erschien ihm jener Abend als der Ursprung des bösen Verhängnisses, das, seine Tücke hinter dem Deckmantel der Erfüllung höchster Wünsche bergend, in der Folge Unglück über Friederike und Schuld über ihn selbst bringen sollte. So wird es begreiflich, daß der junge Goethe das wuchtigste Gedicht, das ihm entquollen ist, mit dem Zeichen des Anathema zu seinen Akten legte.

Glücklicherweise hatte er es in der ersten Form schon veröffentlicht, als er sich in Rom dem klassischen Stil verschrieb, sonst hätten wir es nur in der „verbesserten" Form der Ausgabe von 1789, in der es heute im Text der Goetheausgaben gelesen wird. „Klassisch" war ja nach Winckelmanns Formel die „edle Einfalt und stille Größe", und ihr Muster erblickte man in der studierten Glätte und Allgemeinheit der Bildwerke der Augusteischen Zeit, die man für den Typus der als Einheit aufgefaßten antiken Kunst hielt. Ein so stürmischer Ausdruck der Leidenschaft, wie ihn

unſer Gedicht atmet, fand vor dieſem Klaſſizismus keine Gnade mehr. Goethe erſetzte darum an allen wichtigen Stellen den friſchen Empfindungsausdruck durch abkühlende Reflexion. So gleich das prachtvolle Bild der zweiten Zeile durch den klaſſiſchen Flickvers: „Es war getan faſt, eh' gedacht." Ebenſo mußte das kühne und ſo wirkungsvolle „tauſendfacher" (Strophe 2, Vers 6) dem hausbackenen „friſch und fröhlich" (in dieſer Stimmung!) weichen. Dieſes vertrug ſich nun nicht mehr mit dem „verzehrenden Feuer" und der Glut, die das Herz „zerfließen" macht; daher auch hier die kühle Selbſtbetrachtung in dem Ausruf: „welches Feuer — welche Glut!" Vom Monde (Vers 10) war „ſchläfrig" der ganz ernſt gemeinte, objektive Ausdruck der (beſeelten) Naturerſcheinung; mit dem Erſatzwort „kläglich" wird ein ſpöttiſcher Ton, ein Ton romantiſcher Ironie hineingetragen, der vollends dazu mitwirkt, die innere Haltung des Ganzen zu zerſtören. Denn das iſt gewiß: in dem alten Gedicht herrſcht von Anfang bis zu Ende ein furchtbarer Ernſt, der Dichter iſt mit jeder Faſer ſeiner Seele in die Handlung, die er ſchildert, verſenkt, jedes Wort iſt mit ſeinem Herzblut geſchrieben. In der neuen Form nimmt er ſeine Stellung außerhalb, er verhält ſich — und zwar ironiſch — betrachtend. Dieſe neue Stellung vollendet ſich durch die Änderung am Anfang der vierten Strophe. Nicht ſowohl wegen der ſeltſam erkünſtelten Wendung: „verengt der Abſchied mir das Herz", ſondern wegen des neuen Zuges, der durch das „Mit der nächſten Morgenſonne" hineingebracht wird. Dadurch ſoll der Eindruck hervorgerufen werden, als ſei der Liebende ſchon am folgenden Morgen, und zwar früh, wieder zurückgeritten. Durch dieſes: abends hin, früh morgens

wieder zurück, wird das Ganze aber auf die Linie eines luſtigen Abenteuers, eines tollen Einfalls herabgedrückt. Man denke: ein Ritt von zweimal vier Meilen, bloß um der Geliebten Guten Abend und Guten Morgen zu ſagen! „Potz Wetter!“ würde ein gewiſſer Rezenſent der Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772 wahrſcheinlich dazu geſchrieben haben, „der Junge hat ſich's was koſten laſſen!“

Die Änderungen der beiden Schlußverſe ſcheinen mir weniger mit dieſer Tendenz zuſammenzuhängen, als aus der mißverſtändlichen Abſicht einer ſachlichen Richtigſtellung gefloſſen zu ſein. In dem Gedicht geht doch der Liebende die Geliebte beſuchen und tritt anderen Morgens den Rückweg an. Da ſcheint es verkehrt, daß (wie es in der urſprünglichen Faſſung geſchieht) bei der Trennung *ſie* geht und *er* ſteht. In der Tat iſt das auch bisher nicht wieder verſtanden worden, und der Goethe von 1789 hat ſich ſelber am wenigſten verſtanden. Er änderte alſo friſchweg in: „Ich ging, du ſtundſt ... und ſahſt ...“, ohne zu fühlen, daß er damit nicht nur den wirklichen Hergang verdunkelte, ſondern auch die dichteriſche Wahrheit, die Anſchaulichkeit zerſtörte. Denn das ganze Gedicht ſpricht doch in der Ichform, es darf alſo auch die Begebenheiten nur vom Standpunkte dieſes Ich ſehen. Wenn aber nun in der neuen Lesart *Er* abgewendet davonging (das Pferd iſt ganz vergeſſen!), wie kann er *ſehen*, daß *ſie* zur Erde und mit feuchtem Blick ihm nachſah? Weiterhin wird unſicher, aus weſſen Seele die Schlußverſe „Und doch uſw.“ geſprochen ſein ſollen. Logiſch, dem Zuſammenhang nach, muß man denken: aus der Seele des Mädchens! Aber das vermehrt nur die Undeutlichkeit, denn der Davongehende kann noch viel weniger

den ſtillen Monolog der Zurückbleibenden vernehmen, als ihre Mienen beobachten. Soll aber der Mann ſie ſprechen oder denken, ſo entſteht ein undeutlicher Gegenſatz des „Und doch", denn nun kommt der Satz heraus: Wenn auch die Liebe *dir* Trennungsſchmerz bereitete, welch' Glück iſt's doch *für mich* (zur Not könnte man denken: für uns), geliebt zu werden und zu lieben! — Nein, der urſprüngliche Schluß erklärt ſich ganz ungezwungen auf folgende Weiſe. Friederike hat dem Geliebten beim Abſchied (der aber ſchwerlich ſchon am frühen Morgen erfolgte, ſondern wie der des 14. Oktober am ſpäten Nachmittag) noch eine Strecke weit *das Geleit gegeben*, und zwar *allein*, ohne weitere Begleitung. Nach tränenſchwerem Abſchied wendet ſie ſich zurück dem Dorfe zu, und er ſieht ihr eine Zeitlang gerührt „mit naſſem Blick" nach, ehe er ſich auf ſein Pferd wirft und davonreitet.[17]

Dieſer Schluß beweiſt aber auch, daß unſer Gedicht das Verhältnis zwiſchen Goethe und Friederike als ein erklärtes, von den Eltern und vor der Welt anerkanntes vorausſetzt. Schwerlich hätte man die Tochter ſo allein und auffallend ihm das Geleit aus dem Pfarrhauſe geben laſſen, wäre es nicht zwiſchen ihm und der Familie „klar" geweſen. Was war aber klar, welche Stellung hatte denn nun Goethe in der Familie? In Dichtung und Wahrheit möchte er uns glauben machen, die Eltern hätten die Sache ſo „geſchehen und gehn" laſſen, „ohne gerade zu fragen, was daraus werden ſollte". Die unmittelbaren Zeugniſſe laſſen aber keinen Zweifel, daß er vor der Familie und vor der Welt galt und *auftrat* als Friederikens *Verlobter*.[18] Im vorigen Jahrhundert war hierin die Sitte etwas anders als heute. Man feierte die förmliche Verlobung erſt an-

geſichts der Hochzeit, aber voraus ging ein Zuſtand erklärter Zuſammengehörigkeit. So gehörten Keſtner und Lotte, ſo Schloſſer und Goethes Schweſter Cornelia vor aller Welt als Liebende einander an, aber die Verlobung trat erſt ein, als eine geſicherte Lebensſtellung die Ehe in nahe Ausſicht rückte. So fand auch zwiſchen Goethe und Friederike keine feierliche Verlobung ſtatt, aber Goethe galt fortan als Friederikens künftiger Gatte. Als er ſie verließ, wurde das als Treubruch empfunden; und wir wiſſen, daß Weyland, der ihn im Brionſchen Hauſe eingeführt hatte, ihm das niemals verzieh. Obwohl er ſpäter längere Zeit als Arzt in Frankfurt wohnte, hat er ſeines Jugendfreundes Umgangskreis vermieden.

Wichtiger für uns iſt, daß Goethe ſelbſt damals ſeine Liebe als den Anfang einer dauernden Verbindung faßte, er ſich ebenfalls im heutigen Sinne als Friederikens Verlobter betrachtete. Zwar der Schluß des ſoeben beſprochenen Gedichtes begnügt ſich noch mit dem Preiſe des Glückes, das in der Liebe als dieſem bloßen Zuſtande wechſelſeitigen Hingebens liegt, ganz abgeſehen davon, ob er dauert oder vorübergeht. Anders klingt aber ſchon das folgende kleine Gedicht:

(6) Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude,
nun laß auch Morgen ſein wie Heute
und lehr' mich ihrer würdig ſein.

Ohne ſich an ein beſtimmtes Ereignis anzuſchließen, drückt es die Stimmung der nächſten Zeit nach erfolgter Erklärung aus, gleichſam ein unwillkürlicher Laut aus beglückter Bruſt.

Der Anfang des Gedichts zeigt uns Goethe in der Stellung des anhaltenden Bewerbers, der endlich ans Ziel gelangt ist. Er bestätigt dadurch unsere früher vorgetragene Auffassung, daß vielmehr er der auf die Eroberung ausgehende und nicht Friederike es war, die einen Zurückhaltenden, Zaudernden ermuntern und an sich ziehen mußte. Der zweite Vers scheint dagegen durch den Ausdruck „beim Spiele" zunächst die Darstellung von Dichtung und Wahrheit zu bestätigen, *wenn* wir ihn nämlich auf die dort geschilderte rauschende und weinselige Festlichkeit deuten wollen, die der Verfasser dem Hause Brion angedichtet hat. Allein das Wort bekommt einen viel natürlicheren Sinn, wenn wir es mit den „süßen Landfreuden" und den „niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten" des ersten Briefes oder mit dem „Bück' dich, streck' dich", das nach einem Brief an Salzmann vom Juni 1771 in Sesenheim „eine Zeit her aus der Mode gekommen" war, zusammenhalten und auf die harmlosen Scherze innerhalb des Familienkreises beziehen. Diese Scherze gaben den jungen Leuten die beste Gelegenheit zu unbefangener Selbstdarstellung, und dabei traten die anziehenden Kräfte beiderseits von selbst hervor und taten ihr Werk.

Noch deutlicher redet ein zweites Gedicht, das dieser Zeit angehört, und das unter der Überschrift „Mit einem gemalten Band", aber sehr gekürzt und der individuellen Beziehungen entkleidet, später von Goethe unter seine Gedichte aufgenommen ist. Ursprünglich lautete es:

(7) Kleine Blumen, kleine Blätter
streuen mir mit leichter Hand
gute junge Frühlingsgötter
tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
ſchling's um meiner Liebſten Kleid,
und dann tritt ſie vor den Spiegel
mit zufriedner Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
ſie, wie eine Roſe jung.
Einen Kuß, geliebtes Leben,
und ich bin belohnt genung.

Schickſal, ſegne dieſe Triebe,
laß mich ihr und laß ſie mein,[19]
laß das Leben unſrer Liebe
doch kein Roſenleben ſein.

Mädchen, das wie ich empfindet,
reich mir deine liebe Hand,
und das Band, das uns verbindet,
ſei kein ſchwaches Roſenband.

Die Veranlaſſung ergibt ſich von ſelbſt ſo, wie Dichtung und Wahrheit ſie angeben: Goethe hatte, der Mode der Zeit folgend, für Friederike ein Band mit Roſen bemalt und ſchickte es ihr von dieſen Verſen begleitet hinaus. Die Zeit verrät uns der Ausdruck „gute, junge Frühlingsgötter". Es iſt das Frühjahr 1771, und zwar die Zeit, wo er offen Friederike als ſeine „Liebſte" anreden und einen Kuß (die ſpätere Redaktion begnügt ſich mit einem „Blick") als Lohn fordern darf, alſo die Zeit nach erfolgter Erklärung.

Wie ernſt Goethe es nun mit ſeiner Liebe nahm, beweiſt der Schluß beider Gedichte. Daß er am Schluſſe des erſten ſeine Stellung *unter* der Geliebten nimmt, zu ihr als ſeinem beſſeren Selbſt hinaufblickt und ihrer erſt würdig zu werden hofft, zeugt für die Tiefe und Echtheit ſeines damaligen Gefühls. Aber er bittet ja auch das Schickſal, ſeiner Liebe Dauer und immergleiche Stärke zu verleihen. Das heißt

doch: er erbittet ſich vom Schickſal die Geliebte als künftige Gattin und Lebensgefährtin. Und wer das aus dem erſten Liede nicht herausleſen will, der leſe die beiden Schlußſtrophen des zweiten. Sie reden eine Sprache, die für niemand, am wenigſtens für Friederike, mißverſtändlich ſein konnte. Was kann es bedeuten, wenn er das Schickſal, dieſen Herrn über die unbekannte Zukunft anruft, ſeine Liebe zu ſegnen, ſie beide ſich gegenſeitig angehören zu laſſen, ſo daß ihre Liebe nicht bloß das vergängliche Leben einer Roſe habe? Darin iſt doch deutlich die Ausſicht auf künftige und dauernde Angehörigkeit, in einer anderen Form als ſie jetzt beſteht, eröffnet. Und wenn er weiter die Geliebte auffordert, ihm ihre Hand zu einer Verbindung zu reichen, die durch ein ſtärkeres Band als ein ſchwaches Roſenband geknüpft werde, ſo klingen in „Hand“ und „Band“ für jedermann die Vorſtellungsverbindungen an, die in den üblichen Redewendungen „jemand die Hand fürs Leben reichen“, oder „das Band der heiligen Ehe“ niedergelegt ſind. Hier iſt alſo die deutliche Abſicht, Friederike dereinſt als Gattin heimzuführen, von Goethe ſelbſt in unzweideutiger Weiſe ausgeſprochen. Aber gerade dieſes Gedicht hat er ſpäter am ſtärkſten verändert. Er hat die vierte Strophe ganz geſtrichen und in der fünften den zweiten Vers umgeſtaltet in „Reiche frei mir deine Hand“. Diesmal iſt die Veränderung nicht durch formale Gründe oder durch das Streben nach klaſſiziſtiſcher Allgemeinheit hervorgerufen, ſondern durch das Beſtreben, das darin enthaltene, dem ſpäteren Manne unbequeme Bekenntnis zu tilgen. Er hat es aber nicht bloß getilgt, ſondern geradezu gefälſcht, wenn er ſchreibt: „Reiche frei mir deine Hand.“ Die Aufforde-

rung zu „freier" Liebe, die zuerſt die Rahel darin erblickte, d. h. zu einem bloßen Liebesgetändel wie mit Käthchen Schönkopf, ohne tieferen Ernſt aber auch nicht in dem heutigen gemeinen Sinne, zu einem bloßen So tun aber nicht über die Grenze gehen, würde der junge Goethe bei dem Ernſt ſeines Gefühls nicht gewagt haben, und ſie würde ihn auch ein für allemal aus dem ehrbaren Hauſe und aus der Nähe der Geliebten verbannt haben.

Wir reihen hieran das Lied:

(8) Balde ſeh' ich Riekchen wieder,
balde, bald umarm' ich ſie.
Munter tanzen meine Lieder
nach der ſüßten Melodie.

O wie ſchön hat's mir geklungen,
wenn ſie meine Lieder ſang!
Lange hab' ich nicht geſungen,
lange, liebe Liebe, lang![20]

Denn mich ängſten tiefe Schmerzen,
wenn mein Mädchen mir entflieht,
und der wahre Gram im Herzen
geht nicht über in mein Lied.

Doch jetzt ſing' ich, und ich habe
volle Freude ſüß und rein;
ja, ich gäbe dieſe Gabe
nicht für aller Klöſter Wein!

Angeſichts eines nahe bevorſtehenden Wiederſehens freut der Dichter ſich der wiedererwachten Gabe des Geſanges, die während der Zeit der Trennung geſchlummert habe, weil er den Gram der Entfernung von der Geliebten dichteriſch nicht ſo, wie er ihn empfinde, auszudrücken vermöge und darum auf einen dichteriſchen Ausdruck lieber ganz verzichtet

habe. Wir entnehmen daraus, daß er wider ſeinen Willen den Anblick der Geliebten längere Zeit hat entbehren müſſen; ferner, daß er in dem heiteren, hellen Liedeston einen angemeſſeneren Ausdruck ſeiner Liebe fand als in dem Stöhnen verzehrender Leidenſchaft. Und das entſpricht ganz dem Bilde, das wir uns nach Dichtung und Wahrheit von Friederikens Charakter zu machen gewohnt ſind. Ihre Lichtnatur entfachte keine düſteren, das Mark durchwühlenden Flammen, ſondern verbreitete von innen heraus beſeligende, die Seele glättende Stimmungen; man fühlte ſich in ihrer Nähe wohl und zu froher Tätigkeit angeregt. Mittelbar beſtätigt daher unſer Gedicht die Wahrheit der Charakteriſtik, die Goethe in Dichtung und Wahrheit von ſeinen Perſonen gibt.

Dieſe Lichtnatur Friederikens leuchtet noch mehr aus dem Gedichte hervor, das unter der Überſchrift „Mailied“ in die Ausgaben aufgenommen iſt. Es iſt das herrliche Frühlingslied:

(9) Wie herrlich leuchtet
mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne,
wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
aus jedem Zweig
und tauſend Stimmen
aus dem Geſträuch

und Freud' und Wonne
aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne,
o Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe,
ſo golden ſchön
wie Morgenwolken
auf jenen Höh'n!

Du ſegneſt herrlich
das friſche Feld,
im Blütendampfe
die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
wie lieb' ich dich!
wie blinkt dein Auge,
wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft
und Morgenblumen
den Himmelsduft,

wie ich dich liebe
mit warmem Blut,
die du mir Jugend
und Freud' und Mut
zu neuen Liedern
und Tänzen giebst.
Sei ewig glücklich,
wie du mich liebst!

Wie sind hier die Wonne des Frühlings und das Jauchzen der Liebe in eine untrennbare Einheit zusammengeflossen! Schon die Ausdrücke, die dem Dichter entströmen, um die Herrlichkeit der Natur zu malen: die Morgenwolken auf den Höh'n, das frische Feld, der Blütendampf, die Lerche mit Gesang und Luft, die Morgenblumen und der Himmelsduft — sie malen zugleich den Himmelsodem der Liebe, den der Dichter trinkt, in dem er lebt und webt, der sein Wesen erweitert und emporträgt. Über die Jahreszeit könnte kein Zweifel sein, auch wenn die Überschrift nicht wäre; das Lied muß aber vor Pfingsten (19. Mai 1771) gedichtet sein, denn mit diesem Fest beginnt der fünfwöchige Besuch in Sesenheim, von dem wir die schon erwähnten Briefe an Salzmann besitzen. Schon der erste derselben, in der zweiten Woche nach Pfingsten geschrieben, verrät die Stimmung des Niedergangs, während unser Gedicht so recht den Höhepunkt dieser Liebe bezeichnet. Unser Lied kann ferner nur gedichtet sein in Sesenheim, inmitten der „lachenden Flur" und angesichts des „blinkenden Auges" (Strophe 6, 3) der Geliebten. Die Freude an der neuerwachten Gabe des Gesanges (Strophe 8, 9) rückt es zeitlich in unmittelbare Nähe des vorher besprochenen Liedes (vgl. dort Strophe 1, 2. 4). Und so wird man nicht irre gehen, wenn man beide Lieder in der Weise zusammenfaßt, daß das letztere eben bei dem Wiedersehen gedichtet sei, auf welches das erstere in freudiger Erwartung hinaus-

blickt. Beide gehören dann etwa in die erſte Maiwoche des Jahres 1771.

In den gleichen Zeitabſchnitt gehört das folgende Gedicht:

(10) Erwache, Friederike!
Vertreib' die Nacht,
die einer deiner Blicke
zum Tage macht.
Der Vögel ſanft Geflüſter
ruft liebevoll,
daß mein geliebt Geſchwiſter
erwachen ſoll.

Iſt dir dein Wort nicht heilig
und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch ſchlummerſt du?
Horch, Philomelens Kummer
ſchweigt heute ſtill,
weil dich der böſe Schlummer
nicht meiden will.

Es zittert Morgenſchimmer
mit blödem Licht
errötend durch dein Zimmer
und weckt dich nicht.
Am Buſen deiner Schweſter,
der für dich ſchlagt,
entſchläfſt du immer feſter,
je mehr es tagt.

Ich ſeh' dich ſchlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
mir eine ſüße Träne
und macht mich blind.
Wer kann es fühllos ſehen,
wer wird nicht heiß —
und wär' er von den Zehen
zum Kopf von Eis!

Vielleicht erſcheint dir träumend,
o Glück! mein Bild,
das halb voll Schlaf und reimend
die Muſen ſchilt.
Erröten und erblaſſen
ſieh ſein Geſicht,
der Schlaf hat ihn verlaſſen,
doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
haſt du verſäumt,
drum höre nun zur Strafe,
was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Buſen
des Reimes Joch,
die ſchönſte meiner Muſen,
du — ſchlieſſt ja noch.

Über die Echtheit dieſes Gedichtes iſt viel geſtritten worden. Inhaltlich ſteht es nicht weſentlich höher als zwei andere Gedichte aus der Sammlung Sophiens, die jetzt mit Sicherheit Lenz zugeſchrieben werden („Wo biſt du itzt" und

„Ach biſt du fort", ſiehe unten S. 104 f.). E. Schröder macht für die Echtheit die Reime geltend, namentlich die Paare: „heilig — unverzeihlich" (Strophe 2) und „heiß — Eis" (Strophe 4), die nur bei frankfurter, überhaupt oberdeutſcher Ausſprache möglich (heilich, heis), bei dem Livländer Lenz aber ganz unmöglich ſeien. Indeſſen findet ſich bei Lenz (Weinhold) S. 178 der Reim: „Geiſt — reißt", S. 211: „Jagd — gemacht", S. 137: „Petrarch — Sarg", S. 149 Vers 15: „hoch — ſog". Der Schluß aus dem Reim führt alſo auch hier nicht zur Gewißheit, ſondern höchſtens zur Wahrſcheinlichkeit, und ſo müſſen die ſo oft verachteten „inneren Gründe" doch wieder an die Front! — Ratlos ſteht E. Schröder vor der Form „ſchlagt" (Strophe 3), die ihm ſo unerträglich ſcheint, daß er lieber der Sprache Gewalt antun und „ſchlägt — tägt" ſchreiben will. Die Form „ſchlagt" iſt allerdings nicht ohne weiteres als frankfurtiſch anzuſprechen. Der dortige Volksmund ſagt „er ſchleht", der gebildete Frankfurter ſpricht aus „er ſchlehcht" (g=ch). Wenn aber der Volksmund einmal gebildetes Schriftdeutſch ſprechen will, dann laufen, nach der falſchen Analogie von plagen, plagt, Formen wie ſchlagt, tragt, lauft, ſauft ſehr leicht unter. Und da die Grenzen zwiſchen Volksmund und der Sprache der gebildeten Geſellſchaft im oberen Deutſchland nirgends ſtreng gezogen ſind, ſo kann man ſolche Formen füglich als Beſtandteil der frankfurtiſchen Sprechweiſe ſehr wohl anſprechen, wenn man auch ihren regelmäßigen Gebrauch nicht behaupten darf. Dem jungen Goethe konnten ſie ſogar aus dem Judendeutſch, das er beherrſchte, geläufig ſein. Er hat denn auch nicht nur die Form „lauft" in der erſten Bearbeitung des

„Werther“ und in „Erwin und Elmire“, ſogar „ſchaumt“ im Concerto dramatico, ſondern wir leſen auch in den Ephemerides und in einem Brief an die Klettenberg vom 26. Auguſt 1770 — alſo an zwei unſerem Gedicht gleichzeitigen Stellen — die genauen Gegenſtücke zu der Form „ſchlagt“, nämlich dort: „Es iſt was verfluchtes, wenn ſo ein Junge neben einem aufwachſt“ und hier: „Die Jurisprudenz fangt mir an ſehr zu gefallen“[21]. An beiden Stellen lag kein Reimzwang vor, ſondern der junge Goethe hat unbefangen ſeine tägliche Sprache geredet. Um ſo gewiſſer iſt die Form „ſchlagt“ nicht nur kein Beweis gegen, ſondern ſogar der ſchlagendſte Beweis für Goetheſchen Urſprung unſeres Gedichts, und der Stelle Gewalt anzutun liegt kein Anlaß vor. Ein weiteres Echtheitszeichen möchte ich noch finden in der Verſetzung der Perſon des Verbs in der Schlußwendung: „Die ſchönſte meiner Muſen, du — ſchlieſſt ja noch“. Subjekt des Satzes iſt nämlich doch nicht das du, ſondern die Muſe (denn dieſer Begriff iſts, der die Begründung der vorhergehenden Ausſage enthält), das du iſt dazu Appoſition; und nun ſchließt ſich das Verb überraſchend nicht an das Subjekt, ſondern an deſſen Appoſition an. Dieſe Wendung weiſt ſchon voraus auf die noch kühnere in Wanderers Sturmlied: „Wie die Lerche du dadroben.“

Die Zeit unſeres Gedichts wird durch die Nachtigall in den Strophen 2 und 6 ſicher auf Mai bis Juni beſtimmt. Mit dem Inhalt, der weder die Innigkeit noch den Jubel der vorigen Gedichte erreicht, darf man nicht zu ſtreng ins Gericht gehen. Es iſt eine Gelegenheitsreimerei, mit der der Dichter ſich die Zeit vertreibt, während er früh morgens Friederike vergebens zu einem verabredeten Spaziergang erwartet: ſie

ſchläft und verſäumt die Stunde. Der Inhalt hat auch ſeine Vorzüge. Ungeduld und Vorwurf ſind anmutig hinter Scherz und Huldigung verſteckt, Strophe 4 tut wieder einen herzhaften Griff in die Zeugkammer der Anakreontiker, was aber in den leichten Ton des Ganzen ebenſogut einſtimmt, wie der unbekümmerte Widerſpruch, daß in Strophe 2 die Nachtigall ſchweigt, während ſie in Strophe 6 als laut gedacht wird. Man muß das Liedchen einmal in dieſem leichten, ſcherzenden Ton leſen hören, wie ich es in einem Hamburger Vortrag von Albert Köſter einſt vollendet hörte, um es ſogar allerliebſt zu finden: Rokoko! Des Dichters Stimmung ſcheint noch ganz ungetrübt, ſeine Seele noch voll von ſeiner Liebe. Man könnte daraus ſchließen, daß es mit den vier vorangehenden noch vor den Pfingſtbeſuch, auf einen der erſten Sonntage im Mai, zu verlegen ſei. Allein zu ſolchem Schluß wiegt es nicht ſchwer genug. Sein Inhalt iſt doch mehr Galanterie als Liebe; es würde darum auch mit der geteilten Stimmung des Pfingſtbeſuchs, die aus den Briefen an Salzmann ſpricht, zuſammengehen. Wir müſſen uns darum mit der angegebenen allgemeinen Zeitbeſtimmung begnügen.

Die zuletzt beſprochenen Gedichte bezeichnen die ſonnige Blütezeit dieſes Liebeslebens; ſie umfaſſen eine Zeit von etwa zwei bis zweieinhalb Monaten, von Ende Februar bis Anfang Mai. Aber ſchon hat die Bombe ihre glänzende Bahn lang genug mit den Sternen vermiſcht, ſie beginnt ihren Weg abwärts anzutreten. Der Wendepunkt liegt in oder noch vor dem eben erwähnten Pfingſtbeſuch. Mit ihm haben wir uns jetzt zu beſchäftigen, und hier haben wir wieder ſicheren Boden unter den Füßen. Denn jene Briefe an Salzmann, deren Veröffentlichung dem alten Goethe

ſo unbequem war, ſind ein geſchichtliches Zeugnis erſten Ranges. Wir wollen die fünf Briefe nach der Reihenfolge, in der ſie zuerſt gedruckt wurden, als Nr. I bis Nr. V zählen.[22] Sie ſind ohne Datum; aber die Bezeichnung „Mittewoch Nachts“ (d. h. ſpät abends), die Nr. IV an der Spitze trägt, gilt wohl für alle, die aus Seſenheim geſchrieben wurden; denn die Briefe wurden Donnerstags früh mit der Seſenheimer Botenfrau nach Straßburg befördert, von wo Freitags die Antwort auf demſelben Wege zurückkam.[23] Den ausführlichen Beweis, wie dieſelben in Wirklichkeit zu ordnen ſind, habe ich an einem anderen Ort geführt;[24] hier kann ich um ſo mehr davon abſehen, da ich für Nr. I—IV mit der ſchon 1877 von A. Baier vorgeſchlagenen und von H. Düntzer angenommenen Ordnung übereinſtimme. Nur Nr. V faſſe ich abweichend von beiden, nämlich als ein Abſchiedsbillet, das Goethe an Salzmann richtete, als er im Begriff war, von Straßburg nach Seſenheim zum Pfingſtfeſt hinauszureiten. So entſteht die Ordnung: V, III, IV, I, II, die fortan durch die Ziffern 1—5 ausgedrückt werden ſoll. Pfingſten 1771 fiel auf den 19. und 20. Mai. Demnach iſt Nr. V (1) geſchrieben etwa am Freitag vor Pfingſten, als am Tage des Schluſſes der Vorleſungen, nachdem der Schreiber in der Nacht vorher noch mit Freunden geſchwärmt; Nr. III (2) fällt in die zweite, IV (3) in die dritte, I (4) in die vierte („Und dann bin ich vier Wochen älter“), II (5) in die fünfte Woche nach Pfingſten. So ergeben ſich als die wahrſcheinlichen Data aller fünf Briefe in der neuen Reihenfolge: der 17. und 29. Mai, der 5., 12. und 19. Juni; und der Beſuch umfaßte im ganzen die Zeit von Sonnabend den 18. Mai bis etwa Sonntag

den 23. Juni, d. i. volle fünf Wochen. Von vornherein war ein ſo langer Beſuch nicht beabſichtigt; die eigentlichen Ferien dauerten auch nur wenige Tage. Der Entſchluß, ſich „diesmal“ nicht an ſie zu kehren, kam dem Schreiber erſt nach Ablauf der vorgeſehenen Zeit d. i. der Woche nach Pfingſten, und die Mitteilung davon iſt der äußere Anlaß des erſten Briefes aus Seſenheim (Nr. 2), der alſo auf Mittwoch der zweiten Pfingſtwoche, den 29. Mai 1771, zu ſetzen iſt. Was ihn zu längerem Bleiben veranlaßte, war zunächſt ſein Geſundheitszuſtand; mit Huſten und Fieber behaftet war er angekommen, und ſein Aufenthalt war von Anfang an auch als „Kur“ gemeint. Aber auch „die Kleine“ (Friederike) fand er „traurig krank“ vor. So war der Zuſtand im Hauſe „nicht ſehr hell“, und man mag einen Anflug von Galgenhumor darin erblicken, daß er „mit der Älteſten“ (Salomea) am Pfingſtmontag im benachbarten Röſchwoog von Mittag bis Mitternacht ohne Unterbrechung durchtanzte.[25] Er vergaß darüber wirklich des Fiebers und glaubte ſich auch im allgemeinen ſeit der Zeit beſſer zu befinden. Aber im zweiten Brief (Nr. 3) — alſo acht Tage ſpäter — iſt Huſten und Atem wieder auf dem alten Fleck, und er mag deshalb noch nicht wieder in die Stadt. Eine weitere Woche vergeht bis zum dritten Brief (Nr. 4): Goethe iſt noch immer in Seſenheim, obwohl er fühlt, daß er eigentlich dort nichts mehr zu tun hat; er kann ſich nur eben nicht zum Gehen entſchließen, er hat ſich „feſtgeſeſſen“ (Nr. 5) und in der Mädchenumgebung Mädchennatur angenommen, d. h. die Entſchlußkraft verloren; doch hat er die vier Wochen über „ſchön griechiſch gelernt“. Endlich in der fünften Woche (Nr. 5) faßt er einen gewaltſamen Entſchluß:

er erbittet ſich vom Freunde zum Zweck der Rückreiſe „eine Louisd'or", und wir müſſen annehmen, daß er diesmal ſeinen Entſchluß auch ausgeführt, Seſenheim alſo ſpäteſtens am Sonntag den 23. Juni verlaſſen hat.[26]

Die Stellen dieſes Briefwechſels, die auf Goethes Liebe Bezug haben, ſind die folgenden. Aus dem erſten Seſenheimer Briefe (Nr. 2, vom 29. Mai): „Um mich herum iſt's nicht ſehr hell, die Kleine[27] fährt fort traurig krank zu ſein, und das gibt dem Ganzen ein ſchiefes Anſehen. Nicht gerechnet conscia mens und leider nicht recti, die mit mir herum geht ... Wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit zwei Pfunden gutem Zuckerbeckerweſen ... packen laſſen und mitſchicken, ſo würden Sie zu ſüßeren Mäulern Anlaß geben, als wir ſeit einiger Zeit Geſichter zu ſehen gewöhnt ſind ... Und doch wenn ich ſagen könnte: ich bin glücklich, ſo wäre das beſſer als das alles. Wer darf ſagen: ich bin der unglückſeligſte? ſagt Edgar. Das iſt auch ein Troſt, lieber Mann. Der Kopf ſteht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windſtöße veränderlich ſind." — Aus dem zweiten Briefe (Nr. 3, vom 5. Juni): „Die Welt iſt ſo ſchön, ſo ſchön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsſtunden über das Heute, über dieſe Lehre, die unſerer Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt, und die mancher Profeſſor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt", d. h. ich ärgere mich, daß ich mich dem Genuß der ſchönen Gegenwart nicht unbefangen hingeben und glücklich ſein kann, unbekümmert, was die Zukunft daraus macht.[28] — Auch der dritte Brief (Nr. 4, vom 12. Juni) deutet nicht auf befriedigte Stimmung: „Es regnet draußen und drinnen, und die

garſtigen Winde vom Abend raſcheln in den Rebblättern vorm Fenſter, und meine animula vagula iſt wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm: dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obſchon das Bück dich! ſtreck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen iſt." — Endlich im letzten Brief (Nr. 5, vom 19. Juni): „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme. Ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Geſichter um mich herum! Der Zuſtand meines Herzens iſt ſonderbar, und meine Geſundheit ſchwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die ſo ſchön iſt als ich ſie lang nicht geſehen habe. Die angenehmſte Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn ſich mein Aug in dieſem Horizont von Glückſeligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich ſehnteſt? — Sie ſind's, ſie ſind's! Ich fühl' es lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher iſt, wenn man erlangt, was man wünſchte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schickſal zu jeder Glückſeligkeit drein wiegt!" ...

Alle dieſe Äußerungen ſind nur verſchiedene Variationen über ein einziges Grundthema. Und dieſes Thema findet ſich in aller Kürze und Klarheit ausgeſprochen in dem Briefe Nr. 1, den wir als Abſchiedsbrief vor die Abreiſe nach Seſenheim (17. Mai) gerückt haben. „In meiner Seele", heißt es dort, „iſts nicht ganz heiter; ich bin zu ſehr wachend, als daß ich nicht fühlen ſollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — morgen um ſieben Uhr iſt das Pferd geſattelt, und dann Adieu!"

Schon ehe er nach Seſenheim ging, iſt er alſo zu dem Bewußtſein erwacht, daß ſeine Liebe nichts Weſenhaftes, daß ſie nur ein Schatten iſt, aus dem keine dauernde Bildung erfolgen könne. Dieſes Bewußtſein iſt die „Zugabe", die das Schickſal ihm zu jeder Freude drein wägte. Und wie er trotzdem — das „Und doch" in Nr. 1 iſt höchſt bezeichnend — hinausreitet, weil er der „Glückſeligkeit" dieſer Liebe zu entſagen nicht die Kraft hat, ſo hat ſein ganzer Aufenthalt daſelbſt ein Doppelgeſicht: äußerlich erſcheint er als derſelbe wie bisher, aber im Herzen ſitzt ihm ſchon die Untreue. Das iſt das böſe Gewiſſen, das mit ihm herumgeht vom erſten Tage an (Nr. 2), das ihn zu keinem reinen Genuſſe der glücklichen Gegenwart gelangen läßt (Nr. 3); daher auch der Zuſtand ſeines Herzens „ſonderbar" bleibt bis zuletzt, wetterwendiſch wie die Windfahne bei veränderlichen Windſtößen, zwiſchen Glück und Mißmut ſchwankend (Nr. 2. 4. 5). Wenn wir dieſe Stimmung mit dem Jauchzen des höchſtens drei Wochen älteren Mailiedes vergleichen, ſo fragen wir uns verwundert: was kann inzwiſchen vorgefallen ſein? Unwillkürlich werden wir erinnert an die „wahre Betrachtung, die ſich immer bei jungen Leuten einſtellt, deren frühzeitige Neigungen ſich keinen dauerhaften Erfolg verſprechen dürfen."[29] Dieſe Worte beſagen doch: Frühzeitige Neigungen haben ihren naturgemäßen Ablauf, der vom Willen der Beteiligten unabhängig iſt: das Gefühl wird nach innerem Geſetz erregt, und die Erregung flaut nach innerem Geſetz von ſelbſt wieder ab. Das zutreffende Bild dafür war der Lauf der Bombe. In ihrer Frühzeitigkeit trug alſo Goethes Liebe den Keim des notwendigen Vergehens, ohne und gegen alles Dazutun von ſeiner oder Friederikens Seite, von vorn-

herein in sich. Frühzeitig sind aber die Neigungen des Alters, in dem der junge Mensch einfach dem Naturtrieb unterliegt, noch nicht durch Einsicht die Regungen seines Gefühls mit der Wirklichkeit der Dinge verbinden kann. Der Augenblick, wo diese Einsicht mit ihrer „wahren Betrachtung" einsetzt, ist derjenige, von dem die abflauende Bewegung ihren Anfang nimmt.

Wir fragen also: Was war es, was bei Goethe in diesem Falle die „wahre Betrachtung" auslöste?

Der erste Brief aus Sesenheim (Nr. 2) enthält da eine Andeutung, der wir folgen müssen. Er berichtet über Friederikens trauriges Kranksein; und zwar berichtet er darüber als über etwas, was dem Schreiber wie dem Empfänger vorher schon bekannt war, was jetzt nur fortdauert („fährt fort"). Und ebenso wird der zwiespältige Seelenzustand des Schreibers, die „conscia mens und leider nicht recti", als etwas dem Empfänger schon Bekanntes und nur hier Fortdauerndes, nicht als etwas jetzt erst Eingetretenes behandelt. Goethe hat also die Anschauung der kranken Geliebten schon vorher gehabt. Da das Mailied seinem ganzen Tone nach eine solche Störung ihrer Erscheinung ausschließt („wie blinkt dein Auge"!), auch das Gedicht „Erwache Friederike" das Gegenteil von Krankheit vermuten läßt, so muß das bei einem noch späteren Besuche gewesen sein. Für einen solchen bleibt uns aber nur Sonntag der 12. Mai (der zweite Sonntag im Monat und Sonntag vor Pfingsten) übrig. Der Mangel eines direkten Zeugnisses würde nicht widersprechen, da wir ja für die Zählung der Besuche grundsätzlich auf indirekte Schlüsse angewiesen sind. Wohl aber spricht eine andere Wahrscheinlichkeit sogar dafür. Wir haben

ſchon gefunden, daß der längere Pfingſtbeſuch als Kur gegen ſeinen Huſten verabredet war. Das könnte ja auch ſchriftlich geſchehen ſein. Wenn wir aber jetzt finden, daß Goethe ſeinerſeits auch Friederike vorher ſchon hat leiden ſehen, ſo vereinigt ſich beides am beſten, wenn wir annehmen, daß er zuletzt, ſelbſt bereits erkrankt, am Sonntag vor Pfingſten (dem einzigen, der dafür noch frei iſt) in Seſenheim war, dort die Geliebte ebenfalls, vermutlich an dem gleichen Übel, erkrankt fand, und daß damals die Verabredung der Landkur angeſichts der bevorſtehenden Pfingſtpauſe mündlich erfolgte. Den perſönlichen Verkehr mit Seſenheim uns ſeit Eintritt der guten Jahreszeit recht lebhaft zu denken, ſind wir im allgemeinen durch die Schilderung von Dichtung und Wahrheit berechtigt, und der junge Goethe war am wenigſten der Mann, wenn die Sehnſucht ihn trieb, ſich durch irgendwelche Rückſichten aufhalten zu laſſen. Man wird ſchwerlich fehlgehen, wenn man ſich ihn als regelmäßigen, und zwar erwarteten Sonntagsgaſt im Seſenheimer Pfarrhaus denkt. Der 12. Mai wäre dann der Schickſalstag, an dem der Anblick der leidenden Geliebten die erſte Störung in ſeinen Liebestraum brachte. Nicht als hätten wir mit Herman Grimm an dauernde Bruſtkrankheit und ſomit bei Goethe etwa an Abneigung gegen die Verbindung mit einer bruſtkranken Frau zu denken. Zwar ſcheint Goethe ſelbſt in Dichtung und Wahrheit ſo etwas anzudeuten, wenn er von der Beſorgnis der Familie und der ſteten Ermahnung an Friederike, ihre Bruſt zu ſchonen, ſpricht. Aber ſeine eigene Schilderung ihrer Sangesfreudigkeit, ihrer Beweglichkeit, hinſichtlich deren er ſie mit dem Reh vergleicht, das im Laufen ſeine eigentliche Beſtimmung erfülle, wider-

ſprechen dem ſtracks. Und dann hat Friederike ja noch fünfundvierzig Jahre gelebt und iſt auch dann nicht an Schwindſucht geſtorben. „Bruſtkrank“ iſt ſie alſo nicht geweſen, ſondern wir haben hier, wie auch bei Goethe, an einen vorübergehenden Zuſtand, an Katarrh oder Grippe, wie ſie den Übergangszeiten des Jahres eigen ſind, zu denken. Im letzten Brief ſcheint denn auch die Geſundheit beiderſeits wiederhergeſtellt, nachdem die Krankheit ihre Sechswochenperiode gedauert hatte.

Goethe hatte die Geliebte bisher eben nur „beim Spiele“, im freien perſönlichen Ergehen, losgelöſt von den harten Bedingungen des Daſeins, kennen gelernt. Da wiegt eine zweiundzwanzigjährige Phantaſie ſich leicht in die Täuſchung ein, daß das immer ſo ſein werde. Denn die Illuſion der Liebe geht im Grunde doch auf einen Traum unbedingten Daſeins hinaus, und ſie iſt darin ſo empfindlich, daß jede Zugabe irdiſchen Bodenſatzes „das zarte Seelchen beleidigt“. Man denke an die nicht ſelten bei Liebenden vorkommende Scheu, vor den Augen des anderen zu eſſen d. h. in irdiſcher Bedürftigkeit zu erſcheinen. Jetzt nun ſieht unſer Dichter die Geliebte zum erſtenmal unter dem Druck irdiſcher Bedingungen leiden, „traurig“ leiden, d. h. in einer Weiſe, welche die Anmut und Leichtigkeit ihrer Erſcheinung zerſtört. War es nun aber gerade jene Anmut und Leichtigkeit, jene Heiterkeit und Helligkeit ihrer Natur, die ihn bisher gefeſſelt hatten, ſo lockert ſich jetzt zum erſtenmal die Feſſel und läßt die „wahre Betrachtung“ herein. Und ehe eine Woche vergangen iſt, ehe er den verabredeten Kurbeſuch noch antreten konnte, iſt er ſchon zu der Einſicht gelangt, daß er „nach Schatten greift“! Die Schnelligkeit dieſes Vollzugs ſetzt

doch voraus, daß, auch ohne den äußeren Anſtoß, das erregte Gefühl in ihm ſeine erſte Spannung nicht mehr feſthalten konnte und, ihm ſelbſt vielleicht noch unbewußt, ſchon längere Zeit im Nachlaſſen begriffen war. Iſt aber eine Illuſion einmal durchbrochen und die nüchterne Betrachtung an einem Punkte eingedrungen, ſo iſt die weitere Ernüchterung kaum mehr aufzuhalten. Dieſe Entwicklung vollendet nun der lange Pfingſtbeſuch. Iſt es im allgemeinen nicht gut, wenn Menſchen, die ſich nicht unbedingt angehören, einander zu nahe kennen lernen, ſo am wenigſten in der Liebe. Volle fünf Wochen iſt Goethe mit der Geliebten unter demſelben Dache in allen engen Beziehungen ihres häuslichen und täglichen Lebens zuſammen. Nicht nur dauert der Anblick ihres körperlichen Leidens fort, ſondern unter der Wirkung der Krankheit kommt wohl auch der abſtoßende Pol in ihrer Natur, den Goethe jedem Menſchen zuſchreibt, zum Vorſchein; disharmoniſche Stimmungen ſind die Folge (Briefe Nr. 2 bis 4). So einmal zum Beobachten und Nachdenken gebracht, bemerkt er nun auch die Schranken in ihrem perſönlichen Weſen und die Enge in ihren äußeren Verhältniſſen. Er muß ſich ſagen, daß beide zu der „Weite und Geſchwindigkeit ſeines Weſens“ nicht paſſen. Denn Goethe war kein idylliſcher Charakter, nur in ſeiner dichteriſchen Anlage hatte er den Samen auch zu dieſer Empfindungsweiſe in ſich.[30] Darum mochte er ſich wohl in ein Idyll hineinträumen, aber ſein wirkliches Leben in die Beſchränkung eines ſolchen Zuſtandes zu bannen, dagegen bäumte ſich ſein Genius, der eben die Schwingen regte, um den Flug des Welteroberers anzutreten. Wie der Held in der „Neuen Meluſine“ reckte er ſich, der Zauber brach, und indem er

zu seiner natürlichen Größe aufschoß, fiel die Kleinheit dieser Umgebung von ihm ab wie zerbrochene Ketten. Es ist der Adler, der sich von der Verbindung mit der Taube abwendet. Dabei dürfen wir nicht vergessen: es ist der junge Goethe, dem Friederikens Verhältnisse unter diesem Gesichtswinkel erscheinen; als der Adler später zahm geworden war, wußte er selbst die tüchtige Haushenne sehr wohl zu schätzen.

In diese fünf Wochen vornehmlich wird man auch die Schilderung im 11. Buch von Dichtung und Wahrheit (Weimarer Ausgabe Abt. I, Werke 28 S. 29) zu verlegen haben. „Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim vereinigt gesehen, jeden bei sich, als freundlichen Wirt, gastfrei und so gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfter ein Ziel unserer Wasserfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheins in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett, und hätten uns hier in den traulichen Fischerhütten vielleicht mehr als billig angesiedelt, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben." Zu dieser Schilderung geben unsere Briefe die Ausrufungszeichen: „Die Welt ist so schön! so schön! Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden!... Die Träume deiner Kindheit erfüllt! Ein Horizont von Glückseligkeiten! Die Feengärten nach denen du dich sehntest!" — Und diese Superlative werden niemandem übertrieben erscheinen, der die süddeutsche Lebensfreudigkeit kennt und der dazu bedenkt, daß wir uns im achtzehnten Jahrhundert befinden:

die Menſchen glaubten an einen ruhigen Fortſchritt, glaubten ſich dem möglichen Gipfel der Kultur ſchon ſo nahe, daß ſie überlegten, was dahinter wohl kommen werde; die politiſche Welt ſchien feſt gefügt, niemand ahnte die Erſchütterung, die ſich vorbereitete, und um ſo ungeſtörter überließ man ſich der Freude des Daſeins, die die Menſchen, bei der Kleinheit der Städte, meiſt noch unmittelbar in die Natur und die Berührung mit ihr führte, ſo daß alles friſcher und harmloſer ſich anſah.

In dieſe feſtliche Zeit des Seſenheimer Lebens führt uns auch eine Erinnerung, deren Aufbehaltung wir dem Osnabrücker Rektor Bernhard Rudolf Abeken verdanken.[81] Er war auf einer Rheinreiſe im Sommer 1825 nach Kreuznach gekommen, um ſeinen Freund, den jüngeren (Abraham) Voß, der daſelbſt das neugeſtiftete Gymnaſium leitete, zu beſuchen. Aus ſeinem Tagebuch erzählt er nun folgende Begegnung. „Gegen Abend (25. Juli) beſuchte ich mit Voß eine Mamſell F., eine Elſäſſerin, die für die Töchter der Honoratioren Kreuznachs eine Schule hielt. Bei ihr fanden wir die Mutter, eine Frau über ſiebzig und faſt taub. Sie nahm teil am Geſpräch, wobei die Tochter, gewöhnt ſich der Harthörigen verſtändlich zu machen, Dolmetſcherin war. Ich erkundigte mich nach Straßburg, nach der Gegend, in welcher die Frauen zu Hauſe waren; und ſo kam ich auf das durch Goethes Schilderung ſo bekannt gewordene Seſenheim. Da war die Mutter heimiſch geweſen und hatte die Pfarrersfamilie oft beſucht. Ich fragte, ob die Liebenswürdigkeit Friederikens zur Wahrheit oder zur Dichtung gehöre? Da brach der Strom los. Die Alte hatte das junge Mädchen genau gekannt und wußte nun nicht genug von deſſen

Anmut und Güte zu rühmen. Sie hörte nicht auf zu erzählen, und die Tochter half ein. ‚Da bin ich einmal — so die Alte — zu Tisch in der Pfarr in Gesellschaft. Die Friederike versorgt die Kinder, die mit zu Gast sind, in der Nebenstube, wo auch andere junge Leute sind; die Eltern und andere Fremde speisen im größeren Zimmer. Nun seh' ich, wie die Friederike aus einer Schüssel Hühnerfrikassee die besten Bissen aussucht, die Leberchen und Bruststücken usw. Ich sprach: Frau Base, was ist das mit der Friederike? Die ist sonst so demütig, und nun nimmt sie das Beste vom Essen? Ach, spricht sie, laßt sie nur; das ist nicht für sie. Schauen Sie in die andere Stube, da sitzt ein junger Herr, zu dem werden die guten Bissen schon den Weg finden. Ich schau hin und sehe da einen schmucken jungen Student sitzen; der kriegt' auch alles. Das war Goethe.' Und nun erzählte die gute Alte weiter, wie Friederike an diesem gehangen, wie sie nach seinem Abschiede mehrere gute Partien habe tun können, wie sie diese abgelehnt und bis an ihren Tod Goethes Porträt in ihrer Schlafstube aufgehängt bewahrt habe; wie sie überall geliebt worden sei; wo ein Kranker im Ort oder in der Umgegend gewesen, da habe er nach Friederikens Pflege verlangt; Kinder und Alte haben sie lieb gehabt."

Goethes Husten hatte ihn nicht gehindert, am Pfingstmontag durchzutanzen, er wird ihn noch viel weniger gehindert haben, dieses festliche Treiben mit allen Sinnen durchzukosten. Die Briefe an Salzmann sind dann gleichsam die Ruhepunkte, wo er sich wöchentlich einmal am späten Abend allein vor den Spiegel stellte und dem Freunde über sich die ungeschminkte Wahrheit sagte. Sie zeigen uns,

wie es dann in ihm aussah, und geben Kunde von der doppelten Rolle, in der er sich durchzufinden und durchzuwinden hatte. Der Anblick ist nicht schön, und wir müßten hart über ihn urteilen, verrieten uns die Briefe nicht zugleich, daß es doch nicht Mangel an Ehrlichkeit oder selbstsüchtige Berechnung war, was ihn bei seinen Wirten, die er zu betrügen im Begriff stand, so lange festhielt, sondern daß er immer wieder dem von Friederike ausgehenden Zauber unterlag, sodaß er wider seinen Willen nicht loskommen konnte. Es waren „zwei Seelen" in seiner Brust: das Herz hielt ihn fest, während sein Verstand den Zauber schon gebrochen hatte.

Was uns die Briefe an Salzmann sagen, ist das letzte, was wir aus der Straßburger Zeit über sein Verhältnis zu Friederike aus unmittelbaren Quellen erfahren, obwohl er noch volle zwei Monate in Straßburg blieb. Am 6. August fand daselbst seine Promotion statt, und am 28. August seinem Geburtstage, reichte er bereits in Frankfurt sein Gesuch um Zulassung zur Advokatur ein. Zwar berichten Dichtung und Wahrheit noch von jenem Besuch, den Frau Brion mit ihren beiden älteren Töchtern bei den Straßburger Verwandten gemacht habe; zwar wissen die Nacherzähler von Dichtung und Wahrheit ganz genau, daß der Besuch in den Juli fiel — natürlich; denn da die Zeit von Ostern bis Juni schon dicht genug besetzt ist, der August aber der Promotion und der Heimreise gehörte, so bleibt nur der Juli übrig. Aber die Nacherzähler vergessen nur eine Kleinigkeit. Das Einkommen der Pfarrei floß, wie schon erwähnt, aus der Bewirtschaftung des hundertsechzig Morgen großen Pfarrfeldes. Ein Knecht und eine Stall-

magd werden in Dichtung und Wahrheit erwähnt. Der alte Brion war nun kein wirtschaftliches Genie. Goethes Schilderung läßt uns einen in Idealen lebenden Charakter sehen, der den Dingen dieser Welt hilflos gegenüber stand: schon seine anderweitig berichtete große Wohltätigkeit war höchst unwirtschaftlich. Das Wirtschaftliche des Hauses lag ganz in der Hand seiner Gattin. Nicht nur wird dies in Dichtung und Wahrheit ausdrücklich gesagt, sondern die dort gegebene allgemeine Schilderung ihrer äußeren Erscheinung deutet auch darauf hin. Wir erhalten das Bild einer Frau, die aus bequemeren städtischen Verhältnissen kommend sich mit der Charakterstärke einer guten Erziehung den härteren Aufgaben ihres späteren Standes gewidmet hat, und in deren hagerer Gestalt bei edler Körperhaltung sich die Spuren eines arbeitvollen Lebens mit den Spuren vornehmer Erziehung mischten. Sie war das herrschende Auge über Haus, Garten und Feld, ihre rechte Hand die ältere Tochter Salomea. Wer nun einigermaßen ländliche Verhältnisse kennt, der weiß, daß mit der Heuernte im Juni eine ununterbrochene Reihe sich drängender Feldarbeiten beginnt, die das Auge des Herrn keinen Tag missen können. Gerade in den Juli fällt die Krone aller Arbeiten, die Getreideernte. Das Haus wird von Taglöhnern nicht leer, für die vom frühen Morgen bis zum späten Abend gesorgt werden muß; jede Versäumnis der rechten Stunde kann schwere Verluste bringen. Und in dieser wichtigsten Zeit des Jahres sollte Frau Brion mit beiden Töchtern auf vierzehn Tage davon gegangen sein und Haus und Scheune dem Gesinde überlassen haben? Das ist eine reine Unmöglichkeit! Sie hätte ebensogut ihren Taglöhnern den Schlüssel

zu ihrer Kaſſe ausliefern können. Nur in Goethes Roman iſt der Beſuch nicht unmöglich, weil in dieſem Roman, wie wir ſahen, ein ewiger Frühling und eitel Sonntag herrſcht, das Unwahrſcheinliche alſo nicht ſofort ins Bewußtſein tritt. Wer der Wirklichkeit folgen will, muß urteilen: der Beſuch, falls er ſtattgefunden hat, läßt ſich mit den Erforderniſſen des ländlichen Lebens nur vereinigen, wenn er in den Winter 1770—1771 oder in das Frühjahr 1771 fiel. Damals begann aber erſt das Verhältnis Goethes zur Familie ein vertrauteres zu werden, während in Dichtung und Wahrheit die Veranlaſſung des Beſuches gerade auf die Berichte gebaut wird, welche die Straßburger Tanten von den luſtigen Streichen des vertrauten Zuſammenlebens in Seſenheim empfangen haben; und da nun dieſes Zuſammenleben ſein wirkliches Urbild augenſcheinlich in dem Pfingſtbeſuch der Salzmannbriefe hat, ſo würden wir bei dem Verſuch, dieſe Briefe und den Roman zu einem geſchichtlichen Bild zuſammenzukneten, unausweichlich wieder auf den Juli geführt. Daraus folgt aber nur, daß jenes Zuſammenkneten ein kritiſcher Fehler iſt, weil eben die Bedingungen der Wirklichkeit und die Vorausſetzungen des Romans in dieſem Punkt in einem unlöslichen Widerſtreit ſtehen. Welchen von beiden haben wir zu folgen?

Für die Beantwortung dieſer Frage iſt es vor allem wichtig zu ermitteln, welche pragmatiſche Bedeutung der Straßburger Beſuch für den Zuſammenhang des Romans hat. Da fällt zunächſt auf, daß, obwohl es Juli ſein müßte, die Pfarrerfamilie in der Stadt nur „im Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen“ gezeigt wird, während doch Straßburg ringsum von ſchönen Baum-

anlagen und Spaziergängen umgeben war, die Bevölkerung nach Goethes Darstellung wandelfreudig war, und die Größe der Stadt gewiß niemanden zwang, sich im heißesten Monat des Jahres in die vier Wände einzuschließen. In jenem Bezug auf das Innere des städtischen Lebens haben wir also jedenfalls die Bedeutung der Besuchsepisode zu suchen. Bisher hatten wir Friederike nur in ihrer eigenen Welt kennen gelernt, jetzt wird sie in die ihr fremde Welt ihres Geliebten eingeführt: was liegt näher als an einen Kunstgriff des Dichters zu denken, um das Bild ihres Charakters zu vervollständigen? In der Tat könnte die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit ihrer Natur nicht schlagender bewiesen werden als durch die Leichtigkeit, mit der sie auch hier ohne das geringste Schwanken sich zurechtfindet: sie bleibt eben überall sie selbst. Um so befremdlicher berührt aber der Schluß, daß bei ihrer endlichen Abreise dem Liebhaber „ein Stein vom Herzen fällt". Damit wird ohne Frage angedeutet, daß der Straßburger Besuch als der eigentliche Wendepunkt — die Peripetie — des Romans gelten soll, wie er denn auch eine Prüfung seiner Liebe vom Verfasser genannt wird. Und nun brauchen wir nur diese Wendung in ihre angeblichen Gründe zu verfolgen, um der tieferen Absicht des Dichters, gewissermaßen seiner poetischen Ökonomie, auf die Spur zu kommen. Da ist nun merkwürdig, daß diese Gründe nicht sowohl in Friederike als in ihre Schwester Olivia (Salomea) verlegt sind. Deren unbändiges, unstädtisches Freiheitsgefühl ist es, das den Liebhaber Friederikens „ängstigt" d. h. ernüchtert, aus der Illusion aufweckt. Aber Friederike ist doch durch ihre geflissentlich hervorgehobene ländliche Kleidung in die Sphäre

ihrer Schweſter gerückt und empfängt daher von dem Betragen der Schweſter ihre Beleuchtung mit. Überſetzen wir dieſe ſymboliſche Darſtellung in einfaches Deutſch, ſo heißt es: nicht in Friederikens Perſönlichkeit, ſondern in ihren Verhältniſſen lag die Urſache, die ihr das Herz des Frankfurter Patrizierſohnes entfremdete. Hiernach dient der Stadtbeſuch dazu, um für den Roman die Wendung zu finden und für die Wendung die Gründe anzudeuten. In der Wirklichkeit hat dieſer Beſuch nicht nur keine mögliche Stelle, ſondern wir bedürfen ſeiner auch gar nicht; denn wir wiſſen, daß die Wendung ſchon früher, nämlich unmittelbar vor dem Pfingſtbeſuch erfolgt war. Wir müſſen alſo urteilen, daß die ganze Beſuchsgeſchichte vom Dichter frei erfunden iſt.

Es wäre übrigens wunderbar, wenn die Doppelrolle, die Goethe als Gaſt des Pfarrhauſes während der fünf Wochen zu ſpielen hatte, ſich der Umgebung nicht ſollte bemerkbar gemacht haben. Der fünfte Salzmannbrief beginnt mit den Worten: „Nun wär' es bald Zeit, daß ich käme. Ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Geſichter um mich herum.“ Das kann bedeuten: man hatte ſich ſo an den Gaſt gewöhnt, daß man nicht wußte, wie man ohne ihn weiterleben ſolle; es kann aber auch bedeuten: man fühlte, daß die Abreiſe die Einleitung zur allmählichen Ablöſung werden könne. Nach der letzteren, mir wahrſcheinlicheren Deutung würde aller Aufwand an Geiſt von Goethes Seite nicht vermocht haben, den geſunden Sinn der Familie über ſeine innere Veränderung zu verblenden. Das iſt auch nicht nur an ſich wahrſcheinlich, ſondern es wird auch im Roman durch die Olivien zugeſchriebene größere Vorausſicht oder Offenheit über dieſen

Punkt bestätigt. Wenn aber der Roman an derselben Stelle uns glauben machen will, daß die Familie die bevorstehende Trennung als das naturgemäße und naturnotwendige Ende des Verhältnisses angenommen habe, so ist das keineswegs wahrscheinlich und steht mit der angeführten Briefstelle wenig in Einklang. Denn „die Gesichter um mich herum" deuten auf alles andere eher als auf die Stimmung gleichmütigen Gehenlassens. Indessen wer will einen Liebhaber, der sich frei zu machen entschlossen ist, daran verhindern?

Wie Goethe sich frei machte, darüber fehlen unmittelbare Zeugnisse. Als in Leipzig das Verhältnis zu Käthchen Schönkopf ihn zu ängstigen begann, weil die Rückkehr ins Vaterhaus in Sicht kam, da hat er sich ganz einfach mit ihr auseinandergesetzt und mit beiderseitigem Einverständnis die Liebe auf Freundschaft herabgemindert.[32] Aber damals waren auch beide Teile von vornherein im Einverständnis darüber gewesen, daß aus der Liebelei keine ernstlichen Folgen gezogen werden sollten.[33] Anders hier. Friederike war weder die Großstädterin, die das Leben als Vergnügungsanstalt ansah, noch das Wirtstöchterlein, zu dessen Geschäft es gehörte, mit den jungen Leuten, die als Gäste das Haus besuchten, ein wenig schön zu tun. Als Kind der Natur und als Tochter eines evangelischen Pfarrhauses nahm sie bei allem kindlichen Frohsinn das Leben gewaltig ernst, ihre erste Hingabe an den Mann ihrer Liebe war daher ganz und endgültig. Ihr diese Liebe nehmen, hieß ihrem Leben das Herz ausbrechen. Bekanntlich hat Goethes Rückzug ihr für den Augenblick fast das Leben und für die Dauer jedenfalls das Lebensglück gekostet.[34] Goethe fühlte dies, und so begreift sichs, daß er im August so wenig den

Mut zu einer entſchiedenen Erklärung fand, wie er im Juni vorher gegenüber den Geſichtern um ihn herum den Mut zur Abreiſe hatte finden können. Vielmehr wird die Darſtellung in Dichtung und Wahrheit, die man freilich zum Teil zwiſchen den Zeilen leſen muß, völlig glaublich, daß er ohne die Erklärung abgereiſt ſei und erſt von Frankfurt aus ſchriftlich den endgültigen Abſchied genommen habe. Die Antwort Friederikens zerriß ihm das Herz, und es begann „die Epoche einer düſteren Reue", die ihn ruhelos in der Gegend umhertrieb und ſeinem Weſen eine ungewohnte Milde und Weichheit mitteilte, ſo daß er reif wurde für die Mitgliedſchaft des Ordens der empfindſamen Weiblein in Darmſtadt und Homburg.

Dieſe düſtere Reue wird bezeugt durch den letzten dichteriſchen Ton, der ihm über Friederike entquollen iſt (Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 4 S. 363):

(10) Ach wie ſehn' ich mich nach dir,
kleiner Engel! Nur im Traum,
nur im Traum erſcheine mir!
ob ich gleich da viel erleide,
bang um dich mit Geiſtern ſtreite
und erwachend atme kaum.
Ach wie ſehn' ich mich nach dir,
ach wie teuer biſt du mir,
ſelbſt in einem ſchweren Traum.

Als Merkmale der umſtrittenen Echtheit dieſes Gedichts kann der Ausdruck „kleiner Engel" und ebenſo der Versſchluß „atme kaum" gelten. Jener erinnert an „die Kleine" im dritten Salzmannbriefe, dieſer an den 152. Vers des Gedichtes „Ilmenau":

Indeſſen ich hier ſtill und atmend kaum ...

Es ist eine Eigenheit Goethes, daß er einen einmal geprägten glücklichen Ausdruck für dieselbe Sache immer wieder anwendet. So findet sich das uns aus „Willkommen und Abschied" bekannte „Nebelkleid" schon in einem Leipziger Gedicht (An die Unschuld, Der junge Goethe 1 S. 105; Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 1 S. 52). Das Bild von der Wetterfahne für innere Unentschlossenheit ist uns in den Salzmannbriefen zweimal begegnet, findet sich aber ähnlich schon in einem Leipziger Brief (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Bd. 4 S. 154$_{11}$). In einem Brief aus Straßburg vergleicht er sein damaliges Leben einer Schlittenfahrt, „prächtig und klinglend", und dasselbe Bild in demselben Ausdruck kehrt wieder in einem Brief aus Weimar vom 22. November 1775. Den Ausdruck „wühlen" von qualvoller innerer Unruhe[35] hat Goethe sein Lebenlang fest gehalten und außerordentlich oft angewendet. So ist es auch kein Zufall, wenn der Versschluß „atme kaum" an zwei so ganz auseinanderliegenden Stellen auftritt. Meines Wissens ist überhaupt Goethe der erste, der das Atmen als poetischen Ausdruck für seelische Erregung eingeführt, wenigstens reichlich benutzt hat. Man vergleiche das „wohleratmend" des bekannten groben Gedichts auf Nicolai, ferner den Vers aus dem Tanzlied in Faust I: „Sie lagen atmend Arm in Arm" u. ä.[36] Es wird hier um so mehr ein unterstützendes Merkmal der Echtheit, da sowohl Inhalt als Stimmung des Gedichts genau auf die erste Frankfurter Zeit nach der Rückkehr aus Straßburg passen und mit dem, was wir oben aus den Briefen und aus der symbolischen Darstellung von Dichtung und Wahrheit über die Gründe seiner Trennung von Friederike herauslasen, übereinstimmen. Wir fanden, daß seine Liebe zu Friederike vom Herzen kam,

daß aber Gründe des Verſtandes ihn von ihr trennten, wenigſtens den erſten Anſtoß zur Trennung gaben. In unſerem Gedicht könnte man in den Geiſtern, mit denen er um die Geliebte ſtreitet, dieſe Verſtandesgründe ſymboliſiert ſehen, gegen die ſein Herz allnächtlich im Traum, wenn der Verſtand ſchweigt und das tiefe, wahre Innere des Menſchen wirkſam wird, den Kampf fortſetzt, auch nachdem die Entſcheidung längſt gefallen iſt. Und wenn dieſer Kampf immer nur damit endigt, daß ſich ihm das Gefühl deſſen, was er verloren und was er verſchuldet hat, erneuert, ſo iſt das ja eben jene düſtere Reue, die ſich nur in der Traumwelt verliert, um mit dem wiederkehrenden Bewußtſein unfehlbar zurückzukehren.

Ich möchte nicht eigentlich (mit Düntzer) ſagen, daß es der Standesunterſchied war, der ihn von einer Verbindung mit Friederike zurückſchreckte. Zwar ſoll, was der ſiebzehnjährige Leipziger Student darüber philoſophiert,[37] nicht als Beweis geltend gemacht werden. Aber einerſeits ſtand, zumal bei dem damaligen Anſehen des geiſtlichen Standes, die Pfarrerstochter kaum ſo gar weit unter dem Frankfurter Patrizierſohn, andererſeits hat Goethe ſich bei der ſpäteren Verbindung mit Chriſtiane Vulpius über ganz andere Klüfte hinweggeſetzt. Am wenigſten — darin hat Düntzer recht — würde ſein Vater oder würde ſeine Mutter, die zeitlebens alles bewunderte, was der Sohn tat, von dieſem Geſichtspunkt aus Einſprache erhoben haben; den Frankfurter Bürgermädchen, mit denen die Eltern nach dem Zeugnis von Dichtung und Wahrheit eine Verbindung wünſchten, war Friederike zweifellos ebenbürtig. Daß denn auch die Familie Brion das Gefühl ihrer Inferiorität nicht hatte, beweiſen

die Worte, die Sophie 1835 zu Kruſe ſprach: „Warum hätte er ſie denn nicht nehmen ſollen? Er war allerdings der Sohn reicher bürgerlicher Eltern; aber warum hätte es nicht angehen ſollen, daß er eine Pfarrerstochter heiratete?“ (Deutſche Rundſchau 1878 S. 220.) Dazu kommt, daß die Familie Brion nach Bildung und Verkehr mehr ſtädtiſchen als ländlichen Charakters war und durch ihre eifrig gepflegten Verwandtſchaften geradezu den Honoratiorenfamilien Straßburgs zugezählt werden konnte. Ich möchte den Ausdruck der Sache lieber etwas anders faſſen und mehr auf des Dichters perſönliche Lage und damalige Bedürfniſſe zuſpitzen, und zwar im Sinne der oft angeführten Stelle aus dem Clavigo: „Heiraten! Heiraten juſt zu der Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll!“ Der junge Dichter fühlte eine glänzende Zukunft voraus, aufgebaut auf ſeinem dichteriſchen Genius. Dichten — das hieß aber für Goethe das Weltbild geſtalten.[38] Um es zu geſtalten, dazu mußte er es faſſen, und um es zu faſſen, mußte er das Leben nach ſeiner Breite, Höhe und Tiefe erfahren. Mit dem Bewußtſein ſeines dichteriſchen Ziels erwachte darum auch der Hunger und Durſt nach Erfahrung der Welt im weiteſten Umfang. Die Verbindung mit Friederike hätte ihm nun jedenfalls die Welt nicht weiter geöffnet, als ſie ihm durch die bürgerliche Stellung ſeiner eigenen Familie ſchon offen ſtand. Sein Lebensziel wäre endgültig geſteckt geweſen; er hätte müſſen den Adlerflug unterbrechen und ſeine Anſprüche auf den Taubenſtandpunkt eines häuslichen Idylls auf dem Grunde einer Frankfurter Ämterſtellung herabmindern. Daß daraus nicht der univerſelle Dichter hervorgehen konnte, als den wir Goethe bewundern, liegt für uns auf der Hand.

Wie wenig aber auch er ſelbſt damals zu dieſem Verzicht auf ſeinen höheren Beruf geneigt war, beweiſt nicht nur die Allegorie „Adler und Taube“, ſondern das beweiſen auch zahlreiche Briefſtellen, in denen er ſeinen Abſcheu vor den Frankfurter „Stadt-Zivil-Verhältniſſen“, in deren Enge er ſicher zugrunde gehen müſſe, und vor dem „untätigen Leben zu Hauſe“, wo er mit dem beſten Willen nichts tun könne, unverhohlen ausſpricht; das beweiſt endlich die durch die Jahre 1774 und 1775 ſich immer mehr ſteigernde leidenſchaftliche Sehnſucht hinaus, ins Freie, auf die Höhe des Lebens. Ähnlich bei aller Verſchiedenheit lagen die Motive bei der Trennung von Lili. Hier war zwar, was bei Friederike fehlte: weltweite und weltoffene Verbindungen, überhaupt ein breiter weltlicher ſtatt eines idylliſch-natürlichen Zuſtandes. Aber wie dort der äußere, ſo war ihm hier der innere Geſichtskreis zu beſchränkt. Hier fand er die „unerträglichen Geſichter“ von Menſchen, die außer dem Handwerk des Gelderwerbs nichts kannten als materielles Genießen und den L'hombre-Tiſch; und was Lilis nächſte Verwandtſchaft angeht, ſo bedauert er noch in einem Brief vom 10. April 1776 „das arme Geſchöpf, daß ſie unter ſo einer Raſſe geboren iſt“. Wie viel aber von dieſer Umgebung an der Perſon hängen geblieben ſein mochte, war unſicher; die Furcht, daß ſich der Einfluß derſelben wie ein Bleigewicht an ſeine eignen Füße hängen könnte, war nicht abzuweiſen. Beiderlei Bedenken finden ſich im gleichzeitigen Briefwechſel angedeutet. So riß er ſich von Lili los wie vorher von Friederike, und ſo zerriß er endlich mit einem Ruck alle die „ſiebenfachen Baſtſeile“, die ihn mit den Frankfurter Stadt-Zivil-Verhältniſſen verknüpften. Daß in der

Tat die Furcht vor vorzeitiger Beſchränkung und vor Einſeitigkeit das entſcheidende Wort mitſprach, können wir endlich noch rückſchließen aus der Haſt, mit der er, kaum in Weimar an die Spitze „zweier Herzogtümer“ geſtellt, ſofort das Studium der Welt im großen ergreift und insbeſondere ſich eine Aufgabe daraus macht, das Weſen des herrſchenden Standes, des Adels, zu ergründen, herauszubringen „wo es denn den Weltleuten ſitzt“, ihnen den freien, teilnehmenden und doch kühlen Weltton ſo abzugewinnen, daß er ihm nicht bloß äußerlich angelernte Manier bliebe.[39] Erſt als er auch dieſe Welt durchgeprobt und den Punkt herausgetaſtet hatte, wo bei den Weltleuten „ihr Kreischen ſich zuſchließt“, kurz als er ſich die Welt ſo erobert hatte, daß kein fremder Einfluß ihm mehr etwas geben oder nehmen konnte und ihn jene Regionen, in denen man das Leben nur deſtilliert genießt, zumal nach der italieniſchen Reiſe langweilten, da wendete er ſich wieder rückwärts und verband ſich mit dem erſten beſten Naturkind, das ſeinen Weg kreuzte. Wohl darf man, wenn man Chriſtiane mit Friederike oder Lili vergleicht und bedenkt, wie jene ſpäter trotz drückender Dürftigkeit keinen Augenblick den inneren Adel verleugnete, dieſe ſpäter in drückenden Verhältniſſen erſt den inneren Adel entfaltete, während Chriſtiane trotz langjähriger Verbindung mit Goethe aus ihrer hausbackenen Natur nichts Höheres entwickelte, — man darf die Frage aufwerfen: wäre der Dichter nicht beſſer gefahren, wenn er Friederike oder Lili zur Gefährtin erwählt und ſich auf die erziehende Kraft ſeines Umgangs verlaſſen hätte? Darauf lautet die Antwort, — daß die Antwort ſchon gegeben iſt. Sie liegt in Goethes Wort von den „frühzeitigen Neigungen“. Mit

Frankfurter Bürgermädchen vom geiſtigen Schlage Chriſtianens hat er in jungen Jahren oft genug geliebelt, aber niemals ernſtlich an eine Verbindung gedacht. Wäre er damals Chriſtianen begegnet, er würde ſie ebenſowenig beachtet haben. Und umgekehrt: hätte in Weimar im Jahr 1788 neben Chriſtiane eine Friederike oder Lili zur Wahl geſtanden, ſo wäre der Ausfall der Wahl auch wohl nicht zweifelhaft geweſen. Im Jahre 1770 und 1775 war es aber noch zu früh! Der Menſch im Dichter war mit dem Leben ſelbſt noch nicht fertig genug, um ſich in eine Verbindung zu begeben, die ſeine Zukunft an die Kette zu legen drohte. Das Mädchen, welches den Dichter, der den Fauſt in ſich trug, damals hätte feſſeln können, hätte ſelbſt müſſen ein weiblicher Fauſt ſein, ſo wie es die berühmte Frankfurter Rezenſion ausſpricht.[40] Da aber dieſes Ideal damals ſo wenig wie heute unter dem Monde zu wandeln beliebte, ſo kam es, daß er fortan nur ſolchen Verbindungen mit Frauen treu war, wo „keine Folgen zu befürchten“ waren, d. h. wo keine Feſſel eines Ehebandes am Ende drohte, weil ſie ſchon vergeben waren: mit Lotte Buff, mit Frau von Stein. Als er Friederiken zuerſt die Hand bot in der Meinung fürs Leben, da tat er es noch in der Stimmung, in der er von Frankfurt aus an Käthchen Schönkopf ſchreibt: „Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrſt Du? Eine Frau!“ Erſt in dem Maße, wie an ſeiner erſten großen Liebe ſein Genius ſich entfaltete und ſeinen eigenen Reichtum ahnte, ſcheint ihm das Bedenken gegen eine vorzeitige Verbindung mit ihren einſchränkenden Wirkungen gekommen zu ſein. Friederikens Schickſal iſt dadurch auch in dem Sinne tragiſch, daß ſie ſelbſt es war, die dem Falken die

Schwingen regen half, die ihn ihr entführen ſollten. Goethe aber hat, als er ſich losriß, die höhere und allgemeinere Pflicht gegen ſeinen Genius und die Menſchheit über die niedrigere und begrenztere gegen Friederike geſtellt. Schuldig iſt er geworden nicht dadurch, daß er Friederike verließ, ſondern dadurch, daß er ſich in dieſe Liebe ſo tief einließ. Da er aber in beiderlei Beziehung ehrlich war und nur dem Genius gehorchte, der auch ſein Schickſal war, ſo werden wir ihm das „unſchuldig ſchuldig" bewilligen müſſen, das er ſich auf ſymboliſche Weiſe in Dichtung und Wahrheit konſtruiert.

Denn gegen dieſe Konſtruktion iſt kein Einwand zu erheben. Goethe iſt auch als Biograph in ſeinem guten Recht, wenn er die Geſchichte ſeiner Liebe mit dichteriſcher Freiheit zum Roman umſchafft, nachdem er einmal im Titel Wahrheit und Dichtung verſprochen hat. Nur darf dabei weiter nichts vorgehen, als daß das Wirkliche mittels der dichteriſchen Form auf ſeine innere Struktur zurückgeführt wird. Dazu gehört es z. B., wenn er ſeine Liebe unter den Geſichtspunkt ſeiner Bildungsgeſchichte ſtellt und ſie demgemäß zu einer Epiſode mit beſtimmter Einzelwirkung herabmindert. Dazu gehört es ferner, wenn er das erlebte Mannigfaltige auf ſeine allgemeinen Grundformen vereinfacht und die darin waltenden pſychologiſchen und ſozialen Geſetze ſichtbar macht. Aber über dieſe poetiſche Tendenz hinaus tritt deutlich noch eine andere, eine apologetiſche Tendenz in dem Roman hervor. Goethe iſt ſichtlich bemüht, ſein damaliges Handeln auch zu rechtfertigen. Das geſchieht teils durch förmliche Entwickelung der Gründe ſeiner Untreue (z. B. im 11. Buch: Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 28

S. 81), teils aber und hauptſächlich durch die dichteriſche Geſtaltung ſelbſt. Und hier muß die Frage aufgeworfen werden, ob Goethe nicht die der Biographie geſetzten Schranken überſchritten hat. Ich rechne dahin nicht das durchgängige Beſtreben, den endlichen Bruch als Folge einer Naturnotwendigkeit erſcheinen zu laſſen, wie es durch das Fluchmotiv, das Bild von der Bombe und das Wort von den „frühzeitigen Neigungen" geſchieht; denn das gehört unzweifelhaft noch zur inneren Wahrheit der Sache. Wohl aber iſt Bedenken zu erheben einmal gegen die wahrheitswidrige Darſtellung, als wäre er gegen ſeinen Willen und widerſtrebend durch Friederike ſelbſt in dieſe Liebe hineingezogen worden, und ſodann gegen die offenbare Verdunkelung der Tatſache, daß ſeine Liebe zur bindenden, von ihm ſelbſt herbeigeführten Verlobung gediehen war, wofür er nur eine ihm ſelbſt unverbindliche Meinung und Annahme der Eltern und Verwandten beſtehen läßt. Denn dadurch entlaſtet er ſich auf Koſten Friederikens und ihrer Eltern und ſchiebt die Verantwortung für den endlichen Bruch von ſich auf die Gegenſeite. Es war ja immerhin unvorſichtig, auf das Wort eines noch abhängigen jungen Mannes ohne die verbürgende Zuſtimmung ſeiner Eltern zu bauen; und nur inſofern Goethe ein junger Mann von beſonderer Art war, dem alle Welt ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachte, müſſen wir auch der Gegenſeite mildernde Umſtände und das „unſchuldig ſchuldig" bewilligen. In Goethes Erzählung erſcheint ſie aber geradezu leichtſinnig und blind und rennt ſchuldvoll ins Verderben. Ja dieſer Eindruck iſt ſo ſtark, daß ſpäter die „düſtere Reue" dem Leſer nicht voll begründet und das Zeichen eines überzarten Gewiſſens zu ſein ſcheint.

Hiernach wird um das Urteil nicht herumzukommen ſein, daß der Dichter in der Tat die geſchichtliche Wahrheit nicht nur nach dichteriſchen Geſichtspunkten geſtaltet, ſondern zum Teil aus perſönlichen Gründen, aus dem eigenen Bedürfnis der Entlaſtung heraus, verändert und die Schranken, die auch der dichteriſchen Biographie geſetzt ſind, überſchritten hat, indem er die Rolle, die er einſt in Seſenheim geſpielt, auf Koſten ſeiner Wirte verſchönerte. Darauf mag es ſich mit beziehen, wenn Sophie Brion im Jahr 1822, als bei ihrem Beſuch im Seſenheimer Pfarrhaus die Rede auf Goethes Erzählung gebracht wurde, ſich dahin äußerte: „Ja, das iſt wohl auch nicht alles ſo richtig.“ Und Heinrich Kruſe, der die alte Dame 1835 in Niederbronn aufſuchte, weiß zu berichten: „Goethes Wahrheit und Dichtung hatte ſie geleſen und ſich geärgert, daß nicht eben alles Wahrheit darin ſei.“[42]

Friederike und Lenz

Noch nicht ein Jahr war seit Goethes Abschied vergangen, da trat der Dichter Jakob Michel Reinhold Lenz in das Sesenheimer Pfarrhaus und damit zum erstenmal in die Rolle ein, die er fortan in seiner kurzen Laufbahn zu spielen verurteilt schien: das schwächere und leider oft verzerrte Abbild seines großen Freundes zu sein.

Als Sohn eines Dorpater lutherischen Pastors hatte er in Königsberg 1768 bis 1771 dem Namen nach Theologie studiert, hatte Proben seines dichterischen Talents im Sinne Klopstocks, E. von Kleists und ihrer englischen Vorbilder abgelegt und war, dem theologischen Examen ausweichend, als Reisebegleiter zweier kurländischen jungen Barone von Kleist im Frühjahr 1771 nach Straßburg gekommen. Hier traten die beiden Barone als Offiziere in das französische Heer ein, und im Frühjahr 1772 begleitete Lenz den jüngeren von beiden in die Garnison Fort Louis, die eine Stunde von Sesenheim entfernt auf einer Rheininsel lag. Lenz war im Sommer 1771 mit Goethe und den Mitgliedern der berühmten Tischgesellschaft bekannt geworden,[43] hatte sich aufs engste an Salzmann angeschlossen und war von diesem nach Goethes Weggang über die „Geschichte in Sesenheim" unterrichtet.[44] Seine beiden Barone gehörten in Straßburg zu den Besuchern des Hauses Fibich, eines angesehenen Juwe-

liers, mit deſſen Tochter Cleophe ſich der ältere Baron zwei Jahre ſpäter verlobte. Cleophe war eine Freundin Friederikens, und dieſer Umſtand erleichterte jedenfalls den der Langeweile von Fort Louis Verfallenen den Eintritt in das gaſtfreie Pfarrhaus von Seſenheim,[45] das übrigens für Lenz ſchon als Theologen offen ſtand. Es entwickelte ſich daraus ſpäter dauernd ein lebhafterer Verkehr zwiſchen den Offizieren von Fort Louis und der Brionſchen Familie:[46] mit dem Kommandeur des dortigen Regiments zuſammen hob Friederike am 25. April 1786 die Tochter des Ankerwirts Heintz aus der Taufe.[47]

Lenzens Beziehungen zum Pfarrhaus und zu Friederike werden zunächſt beurkundet durch ſeine Briefe an Salzmann aus Fort Louis und Landau (bei A. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike S. 45—82), ein Seitenſtück zu den im Jahre vorher aus Seſenheim geſchriebenen Briefen Goethes. Aus ihnen iſt folgendes zu entnehmen. Am Sonntag den 31. Mai war Lenz zum erſtenmal mit ſeinem Baron im Pfarrhaus, am Montag kehrte er allein dorthin zurück, begleitete die Familie zu einem Beſuch in Lichtenau und blieb über Dienstag als Gaſt. Am Mittwoch den 3. Juni ſchreibt er den erſten und am 10. Juni den zweiten Brief an Salzmann, ſeinen „Sokrates“. Danach iſt er nicht nur ſelbſt ſchon leidenſchaftlich in Friederike verliebt, ſondern auch mit ihr ſchon im völligen Einverſtändnis. Er nennt ſie „mein Mädchen“ und beide haben ſich „geſchworen, ſich nie zu trennen“. Es ging ſo ſchnell, daß er das Cäſariſche Veni vidi vici darauf anwendet: „Durch unmerkliche Grade wuchs unſere Vertraulichkeit, und jetzt iſt ſie beſchworen und unauflöslich“. Leider aber ſchleicht ſich hier ſchon der erſte Widerſpruch ein. Nach-

dem er am 3. Juni gemeldet: „Heute reiſet Mad. Brion mit ihren beiden Töchtern (Salomea und Friederike) nach Saarbrücken zu ihrem Bruder auf vierzehn Tage", will er den Tag darauf, alſo am 4. Juni, ſchon wieder bei Friederike in Seſenheim geweſen ſein und den Abend „in der Laube" mit ihr zugebracht haben. Die folgenden drei Briefe (28. Juni bis zum Abgang des Regiments nach Landau Anfang September) erzählen weiter von „rührenden Auftritten", in denen er und „ſeine Friederike" die „einzigen Akteurs" ſind. Aber mitten dazwiſchen (etwa Juli, S. 54) heißt es auf einmal: „Ich erwarte heute abend noch einen Gnadenſtoß", und im Zuſammenhang kann das nichts anderes bedeuten als: Ich will mich heute abend erklären und befürchte eine Abweiſung.[48] Dann, am 1. September, marſchiert das Regiment in ſeine neue Garniſon Landau, Lenz begleitet es und bleibt in Landau bis in den Dezember, mit Studien beſchäftigt, die in Fort Louis (wie er ſchreibt S. 54) ſtille geſtanden, weil „der Sturm der Leidenſchaft zu heftig" war. Aber von Landau kommt dann auf einmal (im zehnten Brief S. 71, Oktober) die plötzliche Wendung: „Meine Seele hat ſich hier zu einem Entſchluſſe ausgeweitet, dem alle Ihre (Gegen-) Vorſtellungen, dem die Vorſtellungen der ganzen Welt vielleicht keine andere Falte werden geben können." Was das für ein Entſchluß iſt, läßt der folgende (elfte) Brief erraten. Friederike hatte ihm aus Straßburg geſchrieben, daß ſie Salzmann „am Fenſter" geſehen habe. „Iſt das nicht ein gutes Mädchen?" fährt er fort. „Und doch muß ich meinen Entſchluß vor Ihnen verbergen. Was iſt das für ein Zuſammenhang? Ein trauriger. Ich bin dazu beſtimmt, mir ſelbſt das Leben traurig zu machen — — aber ich weiß,

daß, ſo ſehr ich mir jetzt die Finger am Dorne zerritze, daß ich doch noch einmal eine Roſe brechen werde" (S. 73). Der große Entſchluß bezog ſich hiernach ohne Zweifel auf Friederike. Dieſe Roſe ſich zu gewinnen, hat er ſich, allen Abmahnungen Salzmanns und der ganzen Welt zum Trotz, aufs neue feſt vorgenommen, wenn er auch weiß, daß Friederike ihn „jetzt" nicht erhören, daß es vielmehr noch einer langen und zähen Bewerbung bedürfen werde.[49] Wenn aber dies im Oktober noch feſtſtand, dann kann er unmöglich ſchon Anfang Juni mit Friederike im Reinen geweſen ſein. Es wäre ja auch höchſt befremdend, daß Friederike, die durch die Untreue Goethes in eine tödliche Krankheit geſtürzt war, juſt in den Tagen, da deſſen Pfingſtbeſuch von 1771 ſich jährte, der erſten Werbung eines ihr bis dahin gänzlich Unbekannten ſo haltlos ſich ergeben haben ſollte.

Dieſe Briefe kommen ihrem Inhalt nach faſt einer Verleumdung Friederikens an Wirkung gleich. Und doch will Lenz nichts weniger als verleumden. „Ich hatte mir zu einer gewiſſen Abſicht in meiner Phantaſie ein Mädchen geſchaffen — ich ſah mich um, und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite geſtellt", heißt es im zweiten Brief. Und ſo fließt jede Zeile von Bewunderung, ja Anbetung über. Wie ſind dann aber die Briefe zu erklären? Wir brauchen nicht ſo weit zu gehen und mit Goethe und Düntzer anzunehmen, daß Lenz durchweg flunkere und ſich nur verliebt ſtelle um des Phantaſieſpiels und um der Senſation willen, ſich als Nachfolger Goethes zu fühlen. Friederike hat dieſen Eindruck allerdings gehabt und hat ihn Goethe im Jahr 1779 ſuggeriert;[50] das be-

weiſt aber nur, wie völlig wirkungslos die neue Werbung an ihr abglitt. Daß aber Lenz von ehrlicher und tiefer Leidenſchaft ergriffen war, die auch in allen ſpäteren Verflechtungen ſeines leicht entzündbaren Herzens die dauernde Unterſtrömung blieb, das offenbarte im Winter 1778 der Wahnſinn, in den ſein planloſes Leben ausmündete. Was ihn da beſchäftigte, war der Name Friederike und die Wahnvorſtellung, er habe ſie aus Eiferſucht getötet.[51]

Die Erklärung wird nun dieſe ſein. Lenz war eine Dichternatur von der Art, wie Goethe ſeinen Taſſo ſchildert: das reizbarſte Gefühl und eine ruhelos bildende Phantaſie werden von keinem klaren Weltverſtand und noch weniger von einem folgerechten Willen gebändigt. Seine Träume und die Wirklichkeit der Dinge floſſen ihm ohne klare Unterſcheidung zuſammen, eins ſchob ſich ihm an die Stelle des anderen. Das tritt gerade in ſolchen Schriften, wo er das Wirkliche und Geſchehende berichten will, z. B. im „Tagebuch", verhängnisvoll hervor. Ebenſo in ſeinen Briefen. Sein Biograph Roſanow macht außerdem darauf aufmerkſam,[52] daß die Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts vom Weſen des Briefes überhaupt andere Vorſtellungen hatten als wir heute. Der Brief bleibt ihnen eine literariſche Form für äſthetiſche Zwecke. Es kommt ihnen nicht darauf an, eine Sache einfach zu geben, ſondern der Sache eine Seite abzugewinnen, von der ſie gewiſſe Vorſtellungen und Empfindungen hervorzurufen geeignet wird, und nach dieſen muß ſie ſich wenden und drehen laſſen. In dieſem Sinne ſind auch Lenzens Briefe an Salzmann nicht einfache Berichte und Mitteilungen, ſondern ſtiliſierte Darſtellungen für einen beſtimmten Zweck, und der Zweck ſind eben jene „Auftritte,

die weit rührender ſind, als alles, was ich jemals imſtande wäre zu erdichten". Wir werden alſo wohl der Wahrheit am nächſten kommen, wenn wir annehmen: Lenz, von Friederikens Perſönlichkeit hingeriſſen, deutet die unbefangene Herzlichkeit, mit der ſie ihm wie jedem Beſucher entgegenkommt, als Gegenliebe. Ohnehin läßt ſich denken, daß ſie mit dem aufgeweckten Dichter mehr Anknüpfungspunkte hatte als mit ſeinem ungebildeten Begleiter und ihn ſchon dadurch vor dieſem gewiſſermaßen auszeichnete. Genug, er glaubt, was er wünſcht. Und dieſer Glaube genügt ihm, um ſich ſofort in eine zweiſeitige „beſchworene Vertraulichkeit" hineinzuphantaſieren — ohne daß es ihm jedoch gelänge, die Rolle Friederikens irgend lebendig zu machen und über ein ſchatten- und ſchemenhaftes Weſen hinauszuheben. Sprache und Form der Briefe tragen dazu den Stempel der künſtlichen Mache, der Stiliſiertheit in geradezu unangenehmer Weiſe an ſich. Den durchdringenden Blick ſeines „Sokrates" konnte er denn auch damit nicht täuſchen. Der lachte ihn (wie die Erwiderungen Lenzens beweiſen) einfach aus und verwies ihn auf ernſte Fortſetzung des Rechtsſtudiums, das er auf Salzmanns Rat begonnen hatte und wozu ihm die Muße in Fort Louis nicht fehlte.

Fallen demnach die Briefe als geſchichtliche Zeugniſſe aus, ſo treten dafür die lyriſchen Ergüſſe in die Lücke. Es iſt ſonderbar aber wahr: Lenz, der den einfachſten äußeren Vorgang nicht unverändert wiedergeben kann, iſt in der lyriſchen Ausſprache von einer Wahrheit und Kraft, die ihn ganz nahe an Goethe rückt und an den unglücklichen Chriſtian Günther erinnert. Roſanow legt auf dieſe Beobachtung mit Recht den größten Wert.[53] Glücklicherweiſe

hat nun Lenz in mehreren Gedichten ſein Gefühl gegen Friederike ausgeſprochen, und in dieſen ſtellt ſich das Verhalten Friederikens zu ſeinen Werbungen weſentlich anders dar als in ſeinen Briefen.

Da ſind zunächſt die beiden Gedichte, die Kruſe im Nachlaß Goetheſcher Gedichte bei Friederikens Schweſter Sophie fand.

1. Als ich in Saarbrücken.

Wo biſt du itzt, mein unvergeßlich Mädchen,
wo ſingſt du itzt?
Wo lacht die Flur, wo triumphiert das Städtchen,
das dich beſitzt?

Seit du entfernt, will keine Sonne ſcheinen,
und es vereint
der Himmel ſich, dir zärtlich nachzuweinen,
mit deinem Freund.

All unſre Luſt iſt fort mit dir gezogen,
ſtill überall
iſt Wald und Feld. Dir nach iſt ſie geflogen
die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Herden
dich bang herbei.
Komm bald zurück! Sonſt wird es Winter werden
im Monat Mai.

Die Urheberſchaft Lenzens hat E. Schröder aus der Lenz eigentümlichen Form „itzt“ und dem Reim „Mädchen — Städtchen“, der die norddeutſche Ausſprache vorausſetzt, nachgewieſen. Metrum und Gedankenbildung bringt Roſanow (S. 96) mit Ewald von Kleiſt in Zuſammenhang. Das Gedicht iſt während der vierzehntägigen Abweſenheit Friederikens in Saarbrücken, alſo zwiſchen dem 3. bis 17. Juni 1772 verfaßt, wobei der „Monat Mai“ am Schluß als durch

den Reim veranlaßte poetiſche Lizenz oder auch als allgemein poetiſche Bezeichnung für die Nachtigallenzeit, den Frühling, zu faſſen iſt. Das Ganze iſt eine Huldigung an die Abweſende, die jeder poetiſche „Freund" (Strophe 2, 4) hätte ausſprechen können; nur der Leſer der gleichzeitigen Briefe fühlt aus der Anrede „mein ... Mädchen" eine innigere Bedeutung heraus. Von Gefühlen Friederikens gegen den Dichter, wie in den Briefen, iſt hier nicht die Rede; doch beweiſt die (nach Düntzers Bemerkung) von Friederike hinzugefügte Überſchrift „Als ich in Saarbrücken", daß ſie ſich die harmloſe Huldigung gefallen ließ und das geſchriebene Gedicht von ihm annahm.

Eine etwas ſpätere Zeit ſpricht aus dem Gedicht:

2. Ach, biſt du fort?

Ach, biſt du fort? Aus welchen güldnen Träumen
erwach' ich jetzt zu meiner Qual?
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt dich nicht ſäumen,
du flogſt davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal ſah ich dich Abſchied nehmen,
dein göttlich Aug' in Tränen ſtehn
für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O, warum wandteſt du die holden Blicke
beim Abſchied immer von ihm ab?
O, warum ließeſt du ihm nichts, ihm nichts zurücke
als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
die Bäume blühn ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
im krummen Tal, im Wald, am Bach —

und findet dich nicht mehr und weinet voll Verlangen
und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen,
er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein andrer mag nach jenen Puppen schauen,
ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen
und schreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
wenn du ihm diesen Trost nicht giebst!

Wie? nie dich wiedersehn? — Entsetzlicher Gedanke!
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
ich sterbe, Grausame — für dich!

Die ähnliche Situation mit Nr. 1 — Friederike ist verreist — hat die Ausleger verführt, auch dieses Gedicht auf die Saarbrücker Reise zu beziehen. K. Weinhold legt es zwischen den 3. bis 15. Juni und fügt hinzu: „Mitte Juni 1772 ging Lenz von Fort Louis auf kurze Zeit nach Straßburg, wo ihm Salzmann über seine Liebe zu Friederike Vorhaltungen machte,“[54] und Rosanow (S. 95) findet in unserem Gedichte den Beweis, daß diese Vorhaltungen ihren Zweck nicht erfüllt hätten. Nun kündigt Lenz diese Reise nach Straßburg in seinem ersten Briefe vom 3. Juni mit den Worten an: „An demselben Tage vielleicht, wo sie (Friederike) von Saarbrücken zurückkehrt, muß ich mit Herrn von Kleist nach Straßburg reisen“, im dritten Brief vom 28. Juni liegt die Reise so frisch beendet hinter ihm, daß er noch die Ermüdung der Rückfahrt in sich fühlt, und über den Erfolg schreibt er: „So viel versichere ich Ihnen, daß Ihre weisen Lehren bei mir gefruchtet haben, und daß meine Leiden-

ſchaft ſich ſo ziemlich vernünftig aufgeführt." Wenn nun Friederike vom 3. bis 17. in Saarbrücken, Lenz vom 17. bis etwa 25. oder 26. in Straßburg war — was hat das Gedicht mit ſeiner Reiſe zu tun? Nicht er reiſt doch darin ab ſondern: „Du flogſt davon." Alſo Friederike. Wohin? — Nach Strophe 6 iſt das Gedicht in der „Stadt" d. i. in Straßburg verfaßt. Dort findet er die Geliebte „nicht mehr", alſo hat er ſie vorher dort gefunden; alſo iſt ſie abgereiſt von Straßburg, wo der Dichter zurückbleibt, weil er ſeinen ſtändigen Wohnort dort hat. Im Dezember 1772 war Lenz von Landau nach Straßburg zu dem älteren Baron zurückgekehrt und wohnte hier bis zu ſeiner Überſiedelung nach Weimar um Oſtern 1776. In dieſe Zeit muß unſer Gedicht alſo fallen. Vom Spätſommer 1774 an iſt nun Lenzens Herz und Poeſie anderen Verhältniſſen gewidmet, und von da ab hat ſeine Lyrik auch die künſtlichen Formen der älteren Poeſie abgeſtreift und die leichteren Rhythmen Goethes angenommen. Unſer Gedicht zeigt jene Formen zum letztenmal. Ich glaube, daß es dem Sommer 1773 angehört und ſich auf einen der Beſuche Friederikens in der „Stadt", bei ihren „Couſinen", bezieht; denn Sommer iſt es augenſcheinlich. Hier in Straßburg gehörte natürlich auch Lenz in den freundſchaftlichen Kreis ihres Umgangs. Und hier muß er ihr endlich ſeine Leidenſchaft, wenn nicht offen geſtanden, doch ſo deutlich — und nach ſeiner Art wahrſcheinlich taktlos — gezeigt haben, daß ſie es für nötig fand, ihre bisherige Haltung gegen ihn zu verändern und ihm ebenfalls deutlich zu zeigen, daß für ihn nichts zu hoffen ſei. So ließ ſie ihn beim Abſchied, den ſie — etwa beim Beſteigen des Poſtwagens — von

ihren Freundinnen (Strophe 2, 3) nahm, unbeachtet beiſeite ſtehen. Daß er darauf voll Verzweiflung in der Umgebung Straßburgs — der „krumme Bogengang“ weiſt auf ſtädtiſche Anlagen — umherlief, kann man ihm glauben. Er ſetzte aber die Taktloſigkeit fort, indem er dieſe poetiſche Klage ihr nachſandte und ſie um eine ſchriftliche Antwort (Strophe 7, 2) beſtürmte, die vermutlich ausgeblieben iſt. So kam das Gedicht in Friederikens Beſitz.[55]

Und Lenz hat ſich beſchieden und hat verzichtet. Im Herbſt 1774 hatte er ſeine Liebeskomödie mit Cleophe Fibich,[56] die mit der Entlaſſung aus ſeiner Stelle endigte. Aber gleichzeitig ging der Stern ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes auf. Sein „Hofmeiſter“ und ſeine „Anmerkungen über das Theater“ knüpften die Verbindung mit Goethe, die ſich ſchnell zur Herzensfreundſchaft auswuchs, ſo daß Lenz in dem verlorenen Aufſatz „Über unſere Ehe“ ſich als den ebenbürtigen Partner Goethes fühlen und darſtellen konnte. Goethe ließ ſich dieſe Stellung gefallen, nannte ihn gegen Betty Jacobi einen „Jungen, den ich wie meine Seele liebe“, und die Welt ſchätzte beider Werke gleich. In der Tat iſt Lenz neben Goethe die einzige durch und durch poetiſche Natur in jener gärenden Maſſe des Sturms und Drangs. Daß er weder an innerer Form noch an moraliſchem Gehalt mit Goethe wetteifern konnte, mußte ſich erſt noch zeigen. Die Herzensfreundſchaft wurde weiter genährt und beſiegelt durch die fünf Tage, die Goethe auf der Reiſe in die Schweiz vom 22. bis 26. Mai 1775 in Straßburg zubrachte; von der Innigkeit ihres Verkehrs geben die der Erinnerung daran geweihten Verſe der „zwei tollen Dichter“ Zeugnis. Goethe ging von Straßburg zunächſt nach Emmendingen zum Be-

ſuch ſeiner Schweſter Cornelia Schloſſer, und Lenz, der im Schloſſerſchen Hauſe ſchon im Jahr vorher eingeführt war, begleitete ihn bis dahin. Bei der Trennung ſchrieb Goethe ihm die Verſe ins Stammbuch:

Zur Erinnerung guter Stunden,
aller Freuden, aller Wunden,
aller Sorgen, aller Schmerzen
in zwei tollen Dichterherzen
noch im letzten Augenblick
laß ich Lenzen dies zurück.

Und Lenz, als er wieder einſam in Straßburg war und die Plätze ſah, an denen er mit dem Freunde geſchwärmt hatte, drückte ſeine Sehnſucht in den Verſen aus:

Am Waſſerzoll.

Ihr ſtummen Bäume, meine Zeugen!
Ach, käm' er ungefähr
hier wo wir ſaßen wieder her:
Könnt ihr von meinen Tränen ſchweigen?

Goethe war damals verlobt mit Lili und auf der Flucht vor ihr. Gleichzeitig wurde ſein Herz nordwärts angezogen durch die Seelenſchönheit der Gräfin Auguſte Stolberg, die er nur aus ihren Briefen kannte. Den zerriſſenen und unmutsvollen Zuſtand ſeines Inneren bezeugen die von dieſer Reiſe im unverfälſchten Kraftgenieſtil geſchriebenen Briefe. Der Straßburger Boden warf dazwiſchen die Erinnerung an Friederike und das erneuerte Gefühl ſeiner Schuld. Daß er gegen Lenz rückhaltlos ſein Herz geöffnet und ihn mit allen ſeinen „Wunden, Sorgen und Schmerzen", alſo auch mit der Epoche ſeiner „düſteren Reue" bekannt gemacht hat, ſagen die obigen Stammbuchverſe. Daß Lenz mit gleicher Offenheit rückſichtlich Friederikens erwidert hätte, iſt nicht anzunehmen, denn über dieſe Dinge wurde Goethe erſt 1779 von Friederike ſelbſt aufgeklärt.

Als ein Nachklang dieſer belebten Tage wird jetzt ziemlich allgemein anerkannt das Gedicht:

3. Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
meinſt du hin?
Kannſt du wähnen,
wer ich bin?

Leiſ' umfaß ich
dich als Geiſt,
den dein Trauren
von ſich weiſt.

Sei zufrieden,
Goethe mein,
wiſſe, jetzt erſt
bin ich dein.

Dein auf ewig
hier und dort —
alſo wein' mich
nicht mehr fort.

An Goethes Mitteilungen anknüpfend, ſtellt ſich unſer Gedicht als ein Troſt- und Beruhigungsgedicht dar. Dem plan- und ruhelos durch die Welt reitenden Goethe naht ſich aus der Wolke die im Tod verklärte Friederike und verſichert ihn, daß ſie „jetzt erſt", d. i. in der Ewigkeit, ihm ganz und unverlierbar, weil nicht mehr im irdiſchen Sinne fordernd und ſtörend, angehöre. Es iſt die Erhebung der irdiſchen in die himmliſche Liebe, wie ſie Fauſt in der Schlußapotheoſe erfährt, und derſelbe Gegenſatz, den Goethe auf ſeine Liebe zu Keſtners Lotte anwendet, die er nicht im menſchlichen, ſondern nur im heiligen Sinn dem Freunde mißgönne.[57] Daß Lenz zu dieſem Zweck Friederike, die doch einige Meilen davon in guter Geſundheit lebt, als geſtorben annimmt, iſt einer von den barocken Gedankengängen, die ihm eigentümlich waren, iſt aber nur eine Wiederholung des gleichen Gedankens aus dem Gedicht von 1774 „Auf eine Papillote".[58] Dort bittet er die Angebetete (Cleophe), ihn mit dem Federmeſſer ſeines Schreibtiſchs zu

töten, dann dürfe er als verklärter Geist stets in ihrer Nähe sein und sie ohne Vorwurf und Gewissensbiß lieben. Dem Theologen und ehemaligen Klopstockschwärmer mochten solche Vorstellungen näher liegen als anderen. — Die Tendenz unseres Gedichts ist nun weder Apotheose Friederikens (Rosanow), noch Feindseligkeit gegen Goethe (Düntzer).[59] Im Gegenteil, es ist ein Denkmal seiner damals aufrichtigen Freundschaft zu Goethe, von dessen Überlegenheit er sich in glücklicher Selbsttäuschung noch nicht gedrückt fühlte. Wodurch das Gedicht aber für uns an dieser Stelle wichtig ist: es beweist Lenzens endlichen Verzicht auf Gegenliebe, Friederike ist jetzt auch ihm gestorben. Und zwar ist dieser, freilich notgedrungene Verzicht hier ohne Bitterkeit. Nicht nur war sein eigenes Herz schon wieder anderweit beschäftigt durch die barocke Leidenschaft zu Henriette von Waldner, die er nur aus ihren Briefen an eine dritte Person kannte — auch hierin das verkleinerte Zerrbild seines großen Freundes — sondern er war augenscheinlich auch tief ergriffen von der Schicksalsgröße einer Liebe, die zwei hochgestimmte Menschen nicht zu und nicht voneinander kommen ließ. Was diese Liebe für den Freund bedeutete, hatte sich ihm eben erst offenbart, was für die Freundin, das hatte er selbst aus nächster Nähe gesehen und an sich erfahren. Und so steigt neben dem Bild des Umhergetriebenen das Bild der Verlassenen vor seinem Blicke auf, und zum ersten- und letztenmale gelingt ihm, als ob die Größe des Gegenstandes ihn über die Schranke seiner Fähigkeiten hinaushöbe, eine rein gegenständliche Schiderung der rührenden Gestalt Friederikens in dem Gedicht, das vielleicht sein bestes ist:

4. Die Liebe auf dem Lande.

Ein ſchlechtgenährter Kandidat,
der oftmals einen Fehltritt tat
und den verbotnen Liebestrieb
in lauter Predigten verſchrieb,
kehrt einſt bei einem Pfarrer ein,
den Sonntag ſein Gehilf zu ſein.

Der hat ein Kind, zwar ſtill und bleich,
von Kummer krank, doch Engeln gleich.
Sie hielt im halberloſchnen Blick
noch Flammen ohne Maß zurück,
allitzt in Andacht eingehüllt,
ſchön wie ein marmorn Heil'genbild.

War nicht umſonſt ſo ſtill und ſchwach,
verlaſſne Liebe trug ſie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
ſie ſtets an der Erinnerung ſog.
An ihrem Brotſchrank an der Wand
er immer immer vor ihr ſtand,
und wenn ein Schlaf ſie übernahm,
im Traum er immer wieder kam.

Für ihn ſie noch das Härlein ſtutzt,
ſich wenn ſie ganz allein iſt putzt,
all ihre Schürzen anprobiert
und ihre ſchönen Lätzchen ſchnürt
und von dem Spiegel nur allein,
verlangt, er ſoll ihr Schmeichler ſein.
Kam aber etwas Fremds ins Haus,
tat ſie ſich ſchlecht und häuslich aus.

Denn immer immer immer doch
ſchwebt ihr das Bild an Wänden noch
von einem Menſchen, welcher kam
und ihr als Kind das Herze nahm.
Faſt ausgelöſcht iſt ſein Geſicht,
doch ſeiner Worte Kraft noch nicht

Und jener Stunden Seligkeit
und jener Träume Wirklichkeit,
die, angeboren jedermann,
kein Menſch ſich wirklich machen kann.
Ach, Männer, Männer ſeid nicht ſtolz,
als wärt nur ihr das grüne Holz.
Der Weiber Güt' und Duldſamkeit
iſt grenzenlos wie Ewigkeit.

Der „ſchlechtgenährte Kandidat" iſt natürlich Lenz ſelbſt. Roſanow vermutet, daß er im weiteren Verlaufe des Gedichts noch eine Rolle ſpielen ſollte, die dann über der Schilderung unausgeführt blieb. Welche andere aber könnte das dem ganzen Ton nach ſein als die, daß die Unnahbarkeit des „marmorn Heiligenbild" und die Scheu vor der Heiligkeit dieſes Schmerzes alle Eigenwünſche und begehrlichen Gedanken in dem Kandidaten niederſchlägt? In der ſpäteren Bearbeitung „Ein wohlgenährter Kandidat" hat Lenz die Rolle etwas anders durchgeführt: der Kandidat erhält vom Vater ihre Hand und wird ſein Nachfolger im Amt. Aber der Grundton bleibt doch der Gedanke der Entſagung, denn die erzwungene Ehe erſcheint als Mißhandlung und Unrecht. Dieſe Stimmung der Entſagung und des neidloſen Verzichts, die ſich auch hier ausſpricht, ſowie der Umſtand, daß Friederike ausſchließlich auf Goethe bezogen erſcheint, verbindet das Gedicht aufs engſte mit dem vorigen und weiſt es derſelben Entſtehungszeit, dem Juni 1775, zu. Auch die Form weiſt auf dieſe Zeit der Verbindung mit Goethe hin.

Wenn wir auch ſagen dürfen: So, wie er ſie hier ſchildert, hat Lenz Friederike im Sommer 1772 kennen gelernt, ſo darf ſeine Schilderung doch nicht im naturali-

ſtiſchen Sinne wörtlich genommen und etwa geſchloſſen werden, ſie ſei, gewiſſermaßen vor dem Modell, im Sommer 1772 auch angefertigt worden. Friederike hat ſich nicht in ihrem Kämmerlein für den fernen Goethe geputzt und ſich vor fremdem Beſuch im Hauſe ſchlecht „ausgetan" d. i. ausgezogen: das wäre das Tun einer geiſtig Geſtörten. Sondern darin zeigt ſich gerade der ſpätere, rückblickende und zuſammenfaſſende Standpunkt des Dichters, daß er die Freiheit gewinnt, den treu bewahrten Eindruck zwar völlig in den Lokalfarben der Umgebung, aber doch in ſelbſterfundenen höchſt wirkſamen Gegenſätzen hinzumalen. Denn weiter will er doch nichts ſagen als: Friederike war gegen den Eindruck auf Fremde gleichgültig, weil ſie innerlich ſtets mit dem Bild des Verlorenen beſchäftigt war. Gerade dadurch wird die Schilderung höchſt objektiv und wahr und doch von irgendeiner zufälligen Augenblickserſcheinung unabhängig: ein Kunſtbild und keine Photographie.

Als Lenz ſpäter in ſeine ruſſiſche Heimat zurückgekehrt war, richtete er von St. Petersburg aus, am 27. März 1780, einen Dankbrief an Friederike und ihre Familie.[60] Dieſer läßt denn auch keineswegs das Seſenheimer Pfarrhaus ſo ganz in ſchwarze Wolken gehüllt erſcheinen. Es heißt dort: „Sie und Ihre fürtreffliche Familie waren es, die in einem fremden Lande, auf immer, wie es ſchien, getrennt von den Meinigen, an einem kleinen, ungeſunden Ort, ohne Umgang, ohne Verbindungen, den trübſten Stunden meines Lebens diejenige Aufmunterung gaben, deren Eindrücke mich über das Grab hinaus begleiten werden.... Ich werde mich oft der Rheininſeln erinnern, wo wir tanzten, des freundſchaftlichen Lichtenau, wo die Freude wohnte,... der

Plätze alle, wo wir uns oft vom XX (Heiraten?) beſprachen, oder mit Ihren Couſinen ein gutes deutſches Lied ſangen". Es iſt dasſelbe Leben, wie es Goethe vom Sommer vorher erwähnt, nur daß Straßburg (woher die „Couſinen" kamen) und Seſenheim noch näher verbunden erſcheinen. Und Friederike erſcheint als die ſelbſtverſtändliche Teilnehmerin an allem. Das iſt kein Widerſpruch. Das erheiſchte ſchon ihre perſönliche Würde und die Klugheit vor der Welt, daß ſie nicht dauernd das Ausſehen der Gebrochenen zur Schau trug; denn das Mitleid der Leute dauert nicht lange, es geht bald in Achſelzucken und endlich in den bekannten Spott über. Und dann fand ſie in ihrer edlen Natur ſelbſt die Hilfsmittel, um nach dem erſten übermächtigen Anfall den Schmerz zu bändigen und ſich dem Leben und der Gegenwart ihrer Familie wieder zuzuwenden. In all dem entging freilich dem Inſtinkt des Liebenden nicht, daß ſie innerlich ſtets mit ſich ſelbſt beſchäftigt blieb und daß ihre Teilnahme an den Freuden der anderen nicht zur Hingabe wurde. Und ſo beſtätigt uns dieſe Schilderung aus Lenzens Feder die Wahrheit deſſen, was Sophie im Jahre 1835 zu Kruſe über ihre Schweſter ſprach:[61] „Sie war wohl wieder heiter, doch ſagten die Leute alle, ſie wäre nie wieder geworden, was ſie geweſen."

In Straßburg wurde Lenzens von Not und Schulden gedrücktes Daſein immer unhaltbarer, und um Oſtern 1776 zog ihn Goethes Glück nach Weimar nach. Aber ſo nachſichtig man ihn dort auch „verhätſchelte", das Unangemeſſene ſeines Geiſtes kam immer mehr an die Oberfläche. Eine „Eſelei", die ſchon viele Vorgängerinnen gehabt, zog ihm endlich Ende November den Ausweiſungsbefehl des Herzogs

zu. Mit Reiſegeld verſehen, langte er um Weihnachten in elendem Zuſtande in Emmendingen an. Von Cornelia Schloſſer wieder aufgepflegt, begann er ein planloſes Wandern durch die Schweiz, ohne jedoch das Ziel ſeiner Sehnſucht, Italien, erreichen zu können. Wie einſt der unglückliche Günther, friſtete er ſich von Tag zu Tag weiter durch die Mildtätigkeit der Freunde, deren Gaſtfreundſchaft er in Anſpruch nahm, ſolange ſie ihn ertragen konnten. So fand er bei Lavater in Zürich und bei dem Kraftapoſtel Kauffmann in Winterthur wiederholt Zuflucht, bei Lavater auch religiöſe Aufrichtung. In ſolcher Ruhezeit ward das Bild Friederikens zugleich mit Klopſtockſchen Stimmungen wieder in ihm lebendig. Die Ode „Ausfluß des Herzens“ gibt von beidem Kunde. Sie lehnt ſich in Form und Gedanken ſo eng, oft wörtlich, an Klopſtock an, daß die Vermutung nicht fern liegt, in Lavaters Hauſe ſeien ihm deſſen Oden wieder zur Hand gekommen und hätten ihn zur Nachbildung gereizt. Ich ſetze nur die drei letzten Strophen hierher:[62]

5. Ausfluß des Herzens.

Herr, ich ſahe ein Mädchen — ſo wie dies
müſſ' ein Mädchen ſein.
Die edle Gottesſeele flammt im Auge —
Lieb', Unſchuld, Größe, Wärme, Adel!

Ach Gott! — Mich deucht, ich ſähe das Bild,
das vor meiner Seele ſchwebt.
Die ganze Seele fing an ſich zu heben,
noch nie gefühlte heilige Erſchütterung

durchſchauert' jede Nerve mir,
der Geiſt wuchs. Ich liebte dich reiner,
ich fühlte mir Kraft, Tugend zu üben,
wie ich zuvor nie ſie gefühlt.

Wir haben oben die Stelle aus dem zweiten Brief an Salzmann (10. Juni 1772) mitgeteilt: „Ich hatte mir zu einer gewiſſen Abſicht in meiner Phantaſie ein Mädchen geſchaffen — ich ſah mich um, und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite geſtellt.“ Unſere Ode wiederholt dieſen Gedanken und ſtellt dadurch auch äußerlich ihre Beziehung auf Friederike ſicher. Zu ihrem abgeklärten Bilde, wie es ihm geblieben iſt und wie es ſich von ſeinem verworrenen Zuſtand jetzt abhebt, ſchaut er wie zu einer unerreichbaren lichten Höhe auf, von der ihm noch einmal Hilfe kommen müſſe. Nach Klopſtockiſcher Art fließen ihm dabei die Liebe zum Weibe und die Liebe zu Gott, ſowie überhaupt Liebe und Tugend in eins zuſammen.[63] Bedürfte es noch eines Beweiſes, ſo iſt er hier erbracht, daß ſein Gefühl für Friederike niemals geheuchelt, ſondern echt und dem edelſten Kern ſeines vielgeſtaltigen Weſens entkeimt war.

Das ſollte ſich bald noch erſchütternder offenbaren. Bei Kauffmann im November 1777 erlitt der Unglückliche den erſten Wahnſinnsanfall. Notdürftig wieder hergeſtellt, machte er ſich nach ſeines Wirtes Rat auf den Weg zu dem Philanthropen Pfarrer Oberlin zu Waldersbach im Steintal in den Vogeſen. Auf dem Wege dahin, der ihn über Straßburg führte, muß es geweſen ſein, daß ihn die Sehnſucht noch einmal in das Seſenheimer Pfarrhaus trieb. Hier muß er denn auch jenen Haß gegen Goethe, den in jeder Beziehung glücklicheren Nebenbuhler, offenbart und deſſen Briefe „zu ſehen und zu erhaſchen“ geſucht haben. Und hier muß jene „lächerlichſte Demonſtration des Selbſtmordes“ vorgefallen ſein, von der Goethe nach Friederikens Mit-

teilungen ſpricht.[64] P. Th. Falck erzählt darüber (S. 69): „Lenz hält verſtörten Geiſtes in der Pfarre Gericht (um Weihnachten 1777), verflucht ſich, Friederike und die ganze Welt, wie einſt König Lear ſeine Cordelia.“ Und „nach einer Rödererſchen Notiz“ fortfahrend: „Alles verloren, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, will er mit einem Meſſerſtich ſeinem Leben ein Ende machen. Durch einen Schrei des Entſetzens aus Friederikens Munde, die dabei in Ohnmacht fällt, auf einen Augenblick zur Beſinnung gebracht, ſtürzt er, ſie tot wähnend, über ſie hin, in Tränen zerfließend und ſich die Haare raufend . . .“ Darauf wird er in der Tat gebunden und nach Straßburg zu ſeinem und Goethes Freund, dem Pädagogen am Studienſtift St. Wilhelm Joh. Gottfr. Röderer, gebracht.

Der Selbſtmord war wohl nicht bloß „Demonſtration“, ſondern echter Wahnſinn. Dieſer kam voll zum Ausbruch, als er endlich, am 20. Januar 1778, unangemeldet bei Oberlin eintrat und Aufnahme fand. Von Wahnideen verfolgt, ſuchte er ſich zu ertränken, ſtürzte ſich aus dem Fenſter, haſchte nach Schere und Meſſer, bezichtigte ſich ſelbſt bei der Polizei. Die Wahnvorſtellung aber, die ihn verfolgte, war die, daß er Friederike, deren Namen er beſtändig murmelte, mit ihrer Mutter aus Eiferſucht ermordet habe.[65] Hier haben wir alles beiſammen: die Liebe zu Friederike, die Eiferſucht, die Erinnerung an die letzte Szene im Pfarrhauſe. Dieſe Eiferſucht aber — wem könnte ſie anders gelten als Goethe, deſſen Bild er vergeblich aus Friederikens Herzen zu verdrängen getrachtet hatte? Sie muß ſich ſeit 1776 bei ihm eingefreſſen haben. Begreiflich genug: beide Dichter ſchienen von der Natur noch vor wenigen Jahren

gleich ausgerüstet und dazu bestimmt (wie Lenz es im Pandaemonium germanicum ausgeführt hat), gemeinsam den Gipfel des deutschen Dichterruhms zu ersteigen — und seitdem hatten sich ihre Bahnen in wachsendem Winkel und zunehmender Geschwindigkeit voneinander entfernt. Dem einen gelang, dem anderen mißlang alles: im Leben, in der Liebe, zuletzt auch in der Dichtung.

Damit schließt die Geschichte der Beziehungen zwischen Lenz und dem Sesenheimer Pfarrhause. Nachdem Lenz vom Steintal wieder zu Röderer nach Straßburg, von diesem nach Emmendingen gebracht war und sich dort, unter der Obhut des treuen, inzwischen verwitweten Schlosser, notdürftig erholt hatte, erbarmte sich endlich seine zürnende Familie und holte ihn 1779 in die Heimat. Von dort klingt jener Brief des wunschlos Gewordenen aus St. Petersburg wie ein letztes grüßendes Abendläuten herüber. Ein weiterer Satz daraus möge auch unsere Darstellung dieser Episode beschließen. „Sagen Sie denen," schreibt er an Friederike, „die itzt ein näheres Recht auf Ihre Teilnehmung und Freundschaft haben, daß der Eindruck Ihres Charakters, das Nachahmungswürdige desselben, mir oft die schwierigsten Knoten des Lebens habe lösen können: ein Vorzug, den Sie mit noch einer Freundin aus jenen Gegenden, die itzt in erhabenere versetzt ist, teilen." Friederike Brion und Cornelia Schlosser waren die beiden Götterbilder, die sich mit ihm aus dem Schiffbruch seines Lebens gerettet hatten und die auch jetzt noch seine gequälte Seele tröstend umschwebten. Wie Goethe, hält auch er den andächtigen Aufblick zu Friederikens „ewig weiblichem"

Weſen ſein Leben lang feſt. Man könnte nicht ſagen, daß ihr Bild, wie es aus dem Widerſchein in Lenzens Seele uns anblickt, neben Goethes Schilderung überflüſſig wäre. Ebenſo möchte man glauben, daß auch das Urteil über den Unglücklichen, wie es aus ihrem Munde kam, nicht ganz ſo hart geweſen ſei, wie es in Goethes Wiedergabe klingt.

Spätere Schickſale

Friederikens ſpätere Schickſale ſind bald erzählt. Am 25. September 1779 kehrte Goethe, auf der Reiſe mit ſeinem Herzog in die Schweiz, im Seſenheimer Pfarrhauſe ein. Das Gefühl ſeiner Schuld war bei allen Erlebniſſen in der Zwiſchenzeit lebendig in ihm geblieben. Er holte ſich jetzt hier die Verzeihung, wie er ſich tags darauf in Straßburg zu ſeinem „Ergötzen" überzeugte, daß die zweite Verlaſſene, Lili, als Frau von Türckheim aufs behaglichſte und ganz ihrem Geſchmack entſprechend gebettet war. Über dieſe Einkehr bei den beiden ehemaligen Geliebten berichtet er an die damalige dritte, Frau von Stein, in dem ſchon erwähnten Briefe, der uns ſpäter beſchäftigen wird. Im Jahre 1782 verließ die ältere Schweſter Salomea als Gattin des badiſchen Pfarrers Marx das Elternhaus und zog mit ihrem Gatten nach Diersburg bei Offenburg. Im Jahr 1785 kehrte der Bruder Chriſtian (Moſes) nach vollendetem theologiſchen Studium als Adjunktus ſeines Vaters ins Haus zurück. Am 3. April 1786 ſtarb die Mutter. Im Juni 1787 wurde Chriſtian als Pfarrer nach Rothau im Steintal, etwa fünfzig Kilometer ſüdöſtlich von Straßburg im franzöſiſchen Sprachgebiet gelegen, berufen. In demſelben Jahre, am 14. Oktober, ſtarb der Vater Brion. Nun ſtanden die beiden Schweſtern, Friederike und Sophie, allein. Der

Vater hatte zwar für ſie ein Haus in ſeinem Filialdorf Dengolsheim gekauft; aber ſie bezogen nicht dieſes, ſondern zogen zu ihrem Bruder nach Rothau. Dort ſteht Friederike ſchon am 12. Februar 1788 in kirchlichem Ehrenamt als Patin bei einer Taufe, wobei erwähnt werden mag, daß ſchon in Seſenheim die Mitglieder der Pfarrerfamilie ſehr oft zu dieſem Amt gebeten zu werden pflegten, was mit Recht als ein Zeichen ihrer Beliebtheit gedeutet wird.[66] In Rothau begibt ſich aber nun etwas Merkwürdiges. In den folgenden vier Jahren (1789—1792) erſcheint ausſchließlich der Name Sophiens im Rothauer Taufbuch: 1789, 1791, 1792, zuletzt am 1. Januar 1793; aber am 22. Februar 1793 tritt wieder der Name Friederikens ein, um fortan ebenſo ausſchließlich ſich zu behaupten bis zum 7. April 1797. Dies iſt immer ſo gedeutet worden, daß in den mittleren Jahren (1788 bis 1792) Sophie nur als Erſatz für Friederike eingetreten, dieſe von Rothau abweſend geweſen ſei. Über ihren Verbleib will eine Überlieferung, für die kein Geringerer als Gervinus im Jahre 1842 ſich erbot die urkundlichen Beweiſe herbeizuſchaffen, wiſſen, daß ſie dieſe Jahre in Verſailles und Paris zugebracht habe.[67] Ihre Jugendfreundin, eine Schweſter des uns bekannten Arztes Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler war ſeit 1780 verheiratet mit Heinrich Karl Roſenſtiel, der im franzöſiſchen Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt war und in Verſailles wohnte: bei ihr habe Friederike jene Zeit von 1788 bis 1792 zugebracht. Nun iſt heute jede Spur dieſer Überlieferung verloren,[68] aber angeſichts der ſo entſchiedenen Behauptung von Gervinus möchte man Düntzer doch zuſtimmen, wenn er das heutige Verſiegen der Quellen einem ungünſtigen

Zufall zuſchreibt, an der Tatſache ſelbſt dagegen nicht zweifelt.[69] Friederike iſt dann wohl auf Einladung der Freundin zu deren Beſuch im Laufe des Jahres 1788 nach Verſailles gereiſt und durch die Unruhe der Revolutionsjahre dort feſtgehalten worden. Erſt die Verſetzung des Bruders von Rothau nach Gries bei Biſchweiler (1792) rief ſie zu der nun wieder einſamen Schweſter nach Rothau zurück. Nachfolger Chriſtian Brions war deſſen Schwager und Studienfreund Jonas Böckel geworden. Sophie hatte inzwiſchen auch ſtürmiſche Zeiten erlebt. Gleich anfangs, um ſelbſtändig leben zu können, hatten beide Schweſtern einen Handel mit den gewerblichen Erzeugniſſen des Steintals angefangen, der aber nicht bedeutend geworden zu ſein ſcheint. Dagegen waren ſie freundlich aufgenommen in der Familie des damaligen Schloß- und Erbherrn von Rothau, Freiherrn Friedrich von Dietrich, zur Zeit Maires von Straßburg, wenn dieſer mit ſeiner Gattin dort reſidierte.[70] Als Herr von Dietrich, in der Revolution angeklagt, am 19. Dezember 1792 zur Aburteilung nach Beſançon abgeführt wurde und ſeine Gattin die Erlaubnis erhielt, ſeine Gefangenſchaft zu teilen, nahm dieſe zu ihrer Geſellſchaft Sophie mit.[71] Sophie kehrte jedoch ſchon ſehr bald nach Rothau zurück, um ihrer Schwägerin, der Frau Pfarrer Böckel, bei ihrer Niederkunft beizuſtehen, und am 1. Januar 1793 wird ſie Patin bei der Taufe des Kindes. Zwiſchen dieſem Tag und dem 22. Februar muß alſo Friederike von Verſailles zurückgekehrt ſein, denn von da an nennt das Taufbuch, wie geſagt, wieder ihren Namen. Herr von Dietrich wurde Anfang März 1793 in Beſançon freigeſprochen, trotzdem nach Paris übergeführt und dort am 29. Dezember enthauptet. Zu

der verwitweten Frau von Dietrich wurde das Verhältnis der Schweſtern noch inniger. Sie nahm ſie ſogar ins Schloß auf und räumte ihnen dort drei Zimmer ein, übergab ihnen auch, wenn ſie verreiſte, ihre Schlüſſel und die Aufſicht des Hauſes.[72] Auf der anderen Seite wird berichtet, daß Friederike und Sophie junge Mädchen aus Seſenheim und Umgegend bei ſich aufnahmen, die in der vom Pfarrer Böckel eingerichteten Schule das Franzöſiſche, deſſen Beherrſchung durch die Revolutionsereigniſſe eine geſteigerte Wichtigkeit erhalten hatte, erlernen ſollten. Eins dieſer jungen Mädchen war Friederikens Patenkind, Riekchen Heintz, über deren glückliche Ankunft mitten im Winter ein gemeinſchaftlicher Brief der Schweſtern vom 30. Dezember 1798 den Eltern Nachricht gibt.[73] Der Brief beſtätigt auch, daß ſie aus dieſer Tätigkeit keinen Erwerbszweig machten.

Die Schweſtern hatten ſich verſprochen, „ſich nie zu trennen".[74] Ob dies nach dem Tode des Vaters oder nach der erſten längeren Trennung, die Friederike nach Verſailles führte, geſchah, läßt ſich nicht erſehen. Aber im Jahr 1801 bat Salomea um Herüberkunft einer der Schweſtern zu ihrer Unterſtützung, da ſie kränklich war. Das Los traf Friederike, ſie reiſte alſo ab nach Diersburg. Aber die nur zeitweilig gemeinte Trennung ward zur dauernden. Denn Friederike wurde durch den Zuſtand ihrer Schweſter in Diersburg feſtgehalten, ſiedelte, als 1805 ihr Schwager nach Meiſſenheim bei Lahr verſetzt wurde, mit der Familie dorthin über und blieb auch nach dem am 15. Januar 1807 erfolgten Tode der Schweſter im Hauſe, weil dieſe ihr ſterbend das Verſprechen abgenommen hatte, ihre jüngſte Tochter weiter zu erziehen. Nur einmal ſcheint ſie wieder auf längere Zeit im

Elſaß geweſen zu ſein: in den Jahren 1804 und 1805 verſah ſie die Stelle der Hausfrau und Mutter bei dem verwitweten Notar Feberey in Reichshofen[75] bis zu deſſen Wiederverheiratung, was auf eine vorübergehende Beſſerung in der Geſundheit Salomeas ſchließen läßt. Nach deren Tod finden wir ſie dann noch zweimal, im Frühjahr 1808 und im Sommer 1809, zum Beſuch in Niederbronn, wohin ihr Bruder 1807 von Gries verſetzt war. Hierher hatte auch Sophie ihren Wohnſitz verlegt. Zu Anfang des Jahres 1813 verheiratete Friederike ihr Pflegekind in Meiſſenheim mit dem Pfarrer Fiſcher, der ſpäter der Nachfolger ſeines Schwiegervaters wurde. Zur Hochzeit kam auch Sophie herüber. Nach ihrer mündlichen Erzählung berichtet Kruſe:

„Als ſie nun nach Meiſſenheim zur Hochzeit kam, traf ſie Friederike kränklich. ‚Schweſter, ich lebe nicht mehr lange‘, ſagte Friederike zu ihr. ‚Mein Feierabend iſt da. Bitte, liebe Schweſter, reiſe nicht fort mit den Hochzeitsgäſten. Die jungen Leute leben für ſich, und ich lebe allein.‘ Sechs Wochen nach dem Hochzeitstage trug man ihren Sarg aus dem Hauſe. Nur ihrer Schwäche wegen war ſie in den letzten Tagen im Bette geblieben. Sie war, wie Sophie ſich ausdrückte, abgelebt, ohne zu altern.“

Sophie lebte noch in Niederbronn bis 1838; ihr Bruder ließ ſich 1816 nach Barr verſetzen und iſt in demſelben Jahr in Straßburg, wo er Heilung von einer Krankheit geſucht hatte, geſtorben.

Der 3. Arpil 1813 war Friederikens Todestag, es war der ſiebenundzwanzigſte Todestag ihrer Mutter. Ihr Grab ward ſpäter vergeſſen; nur der Totengräber Hockenjos pflegte das Andenken an die „gute Tante“ und ſchmückte jährlich ihr Grab

mit friſchen Blumen. So konnte er es um die Mitte der ſechziger Jahre zwei wandernden Freunden, begeiſterten Leſern von Dichtung und Wahrheit, zeigen, und dieſe ſorgten nun, indem ſie durch einen Aufruf ſich die Mittel verſchafften, für einen würdigen dauernden Schmuck.[76] Der Denkſtein, der 1866 am 19. Auguſt geſetzt wurde, trägt unter dem Idealbild in Medaillon und dem Namen die Verſe:

Ein Strahl der Dichterſonne fiel auf ſie,
ſo reich, daß er Unſterblichkeit ihr lieh.

Die Verleumdung

Friederike hat das Erſcheinen von Goethes Dichtung und Wahrheit noch erlebt; der zweite Teil, der mit Goethes Eintritt in das Seſenheimer Pfarrhaus endet, erſchien 1812. Friederike hätte ſich alſo noch ſelbſt im Spiegel der Dichtung ſehen können. Aber ſchwerlich hat das neueſte Werk des fernen Dichters ſo ſchnell den Weg in das badiſche Landpfarrhaus gefunden. Ebenſo darf man annehmen, daß auch die giftige Verleumdung ihr Ohr nicht erreicht hat, die noch zu ihren Lebzeiten in Straßburg ihr Bild mit „grauem Ekel" zu überziehen geſchäftig war. Hatte ſie ſchon den Strahl der Dichtung, der ſie unſterblich machen ſollte, mit dem Glück ihres Herzens bezahlen müſſen, ſo ward vollends die Unſterblichkeit ihr, wie ein neuerer Schriftſteller es ausdrückt, zum „Leidensweg", auf dem ihr das Schickſal drohte, auch noch das urſprünglichſte Gut des Weibes, die Ehre der Unbeſcholtenheit, im Andenken der Nachwelt zu verlieren. In unſeren Tagen hat vollends die Verleumdung die Toga der wiſſenſchaftlichen Forſchung angezogen und ſeitdem iſt es nicht mehr möglich, mit ſchweigender Verachtung an ihr vorüberzugehen. Es genügt auch nicht, die ſpätere Friederike aus dem Himmel der Goetheforſchung einfach zu verſtoßen und zu ſagen: was ſie außerhalb der Dichtung war, iſt uns gleichgültig. Denn einmal iſt durch die Goetheſche Dichtung die Aufmerkſamkeit der Welt doch erſt auf ſie

gelenkt und der Verleumdung dadurch erſt die Zunge gelöſt und der Widerhall gegeben worden. Der Goetheforſchung erwächſt daraus die Pflicht, auch dieſe Nebenwirkung der Dichtung ſtreng ins Auge zu faſſen, oder ſie macht ſich, durch ſchweigendes Gewährenlaſſen, der Verleumdung mitſchuldig. Und dann: eine Goetheſche Geſtalt wie Friederike ſteht nicht unter demſelben Geſetz wie eine Philine. „Dichtung und Wahrheit" iſt eben nicht reine Dichtung, ſondern gibt ſich doch als Geſchichte. Wenn aber der Dichter als Geſchichtsſchreiber eine wirkliche Perſon in ſolche Höhe hebt, daß er den Leſer zum Kultus einlädt, ſo übernimmt er dem Leſer gegenüber auch die Verantwortung, daß ſie ſolcher Erhöhung wert war. Eine Friederike, die ſich nachher als Dirne enthüllt — um nichts Geringeres handelt es ſich — würde gegen den Dichter den ſchweren Vorwurf bedeuten, daß er mit der Gutwilligkeit des Leſers frevelhaften Mißbrauch getrieben habe, indem er zur Verehrung verlockte, wo Abſcheu am Platze war. Und der Vorwurf wäre um ſo berechtigter, da der Dichter nicht im Sturm der jugendlichen Gefühle, ſondern als Greis mit dem klaren Rückblick auf Geweſenes ſchreibt, dem er ohne Betrug nicht den Schein eines Wertes leihen durfte, wenn der Unwert längſt zutage getreten war. Aus dieſen Geſichtspunkten erwächſt der Goetheforſchung die Pflicht, den Anklagen gegen Friederike Brion voll ins Angeſicht zu ſehen und ihre Gründe zu prüfen. Wir wollen ihren Weg verfolgen, ſo wie ſie in der Literatur hervorgetreten ſind.

Bald nachdem das beſcheidene elſäſſiſche Dorf durch Dichtung und Wahrheit der Welt bekannt geworden war, ſetzten die Wallfahrten nach dem Schauplatz des lieb-

lichen Idylls ein, und zwar zunächſt von England her. Der erſte deutſche Wallfahrer war Ludwig Tieck, im Sommer 1822, dem die örtlichen Eindrücke aber eine ernüchternde Enttäuſchung brachten. Ihm folgte im September desſelben Jahres der Bonner Profeſſor der klaſſiſchen Philologie Aug. Ferdinand Näke. Mit ihm beginnt die literariſche Bekundung der Anklagen gegen die ſpätere Friederike. Denn Näke verfaßte über ſeine Reiſe einen empfindſam gehaltenen Bericht, den er jedoch nicht veröffentlichte, ſondern an Goethe ſandte, worauf der alte Herr nach ſeiner Art jenes wunderliche Orakel vernehmen ließ, das unter der Überſchrift „Wiederholte Spiegelungen“ nachher in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen wurde.[77] Erſt nach Näkes Tode (1839) wurde auch ſein Bericht unter dem Titel „Wallfahrt nach Seſenheim“ von Varnhagen von Enſe veröffentlicht (1840). Hier tritt nun zum erſtenmal eine beſtimmte Beſchuldigung literariſch hervor. Näke ſagt daſelbſt Seite 40: „Mein Beſuch in Seſenheim hatte den doppelten Zweck, an Ort und Stelle Goethes Jugendleben in Seſenheim nachzuleben, und von Friederikens ferneren Schickſalen, wo möglich, etwas in Erfahrung zu bringen. Über dieſen letzten Punkt hatte ich vor längerer Zeit einmal gehört: man ſei in und bei Straßburg ſehr übel auf Goethe zu ſprechen, der nicht nur Friederiken, ſondern auch einen Sohn, den ſie von ihm gehabt, verlaſſen habe, ſo daß dieſer Sohn ein niedriges Gewerbe in Straßburg habe ergreifen müſſen. Ich will mich nicht ſcheuen das Gewerbe zu nennen ... jener Sohn ſollte ein Paſtetenbäcker geworden ſein.“ ... „Neuerdings hatte ich wieder gehört, Friederike habe ſpäterhin eine ſehr gute und anſehnliche Partie gemacht, mit einem

von Adel, der mir ſogar genannt wurde: von Dürkheim.“ Von dem Pfarrer Schweppenhäuſer in Seſenheim, dem dritten Nachfolger Brions, hörte dann Näke folgende weitere Geſchichte (S. 44 f.): „Nachdem Goethe treu von Straßburg weggegangen, ſei folgendes geſchehen. Es iſt damals der katholiſche Pfarrer von Seſenheim ein gewandter und einnehmender Mann geweſen: mit dem iſt Friederike in ein Verſtändnis getreten und ‚kommt zu Fall‘. Der Verführer hat Reinbold geheißen. Als nun nach acht Jahren Goethe wiedergekommen, ‚um ſein Wort zu löſen‘, da habe er dieſen Stand der Dinge gefunden und habe ſich natürlich zurückgezogen.“ ... (S. 47) „Ich fragte, was aus Friederikens Kinde geworden ſei: Schweppenhäuſer wußte es nicht.“ Den Paſtetenbäcker kannte er alſo nicht.

Dreizehn Jahre ſpäter, 1835, machte ſich ein Schüler Näkes — ohne deſſen Vorwiſſen, wie ausdrücklich geſagt wird — der zwanzigjährige Student der klaſſiſchen Philologie Heinrich Kruſe (ſpäter Gymnaſiallehrer, Redakteur der Kölniſchen Zeitung, Dichter, geſt. 1902 zu Bückeburg) auf, um dieſe Angaben über Friederike, von denen ihm ſein Lehrer Mitteilung gemacht hatte, an Ort und Stelle nachzuprüfen. Über ſeine Erkundungen hat auch er einen Bericht verfaßt, aber nur ſeinem Lehrer überreicht, bei dem er liegen blieb. Nach deſſen Tode wurden auch daraus 1840 Bruchſtücke in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht, und erſt 1878 gab Kruſe ſelbſt ihn vollſtändig und unverändert heraus in der Deutſchen Rundſchau 1878 (Novemberheft S. 218—226). Aus dieſem Bericht intereſſiert uns zunächſt nur eine kleine Fußnote auf S. 221 dieſes Inhalts: „Niebuhr (der Geſchichtſchreiber, geſt. 1831 als Profeſſor in Bonn)

glaubte aus ſicherer Hand von Straßburg es zu haben, daß Friederike ſich noch ein oder zwei Mal von den jungen Offizieren in Saarlouis hätte verführen laſſen."

Hier haben wir das geſamte Belaſtungsmaterial beiſammen. Aber was haben wir nun in Händen? Daß Friederike einen Sohn gehabt. Aber dieſen Sohn bringt die Sage das eine Mal mit Goethe in Zuſammenhang, das andere Mal mit dem katholiſchen Pfarrer Reimbolt, der vom 14. März 1776 bis ins Jahr 1792 in Seſenheim war, und deſſen Garten, wie vielſagend hervorgehoben wird, mit dem evangeliſchen Pfarrgarten eine gemeinſame Grenze hatte. Dieſe zweite Lesart ſcheint dadurch Gewicht zu erhalten, daß ſie am Orte ſelbſt, durch den evangeliſchen Pfarrer, ausgeſprochen wird. Aber dieſer bringt die Sache wieder mit dem Beſuch Goethes im Herbſt 1779 in zeitliche Verbindung, über den wir Goethes eigenen brieflichen Bericht an Frau von Stein haben. Nach dieſem kam Goethe nicht, um ſein Wort einzulöſen, ſondern gelegentlich, auf der bekannten Reiſe mit ſeinem Herzog in die Schweiz; und er fand keine Gefallene, ſondern eine im Frieden der Entſagung Gefaßte; er zieht ſich auch nicht zurück, ſondern freut ſich, daß er jetzt wieder „in Friede mit den Geiſtern dieſer Ausgeſöhnten in ſich leben kann".[78] Die angebliche Ehe mit dem Herrn von Dürkheim beruht auf Verwechſelung mit Goethes Lili, die 1779 als Frau von Türckheim in Straßburg lebte und ebenfalls von Goethe beſucht wurde. Endlich Niebuhrs „Offiziere in Saarlouis" verwechſeln das weit entfernte Saarlouis mit dem nahen Fort Louis. Dieſe Verwechſelung darf nicht leicht genommen werden; ſie beweiſt, daß auch bei Niebuhr kein auf ſeine Quellen geprüftes Wiſſen, ſondern nur übernommenes

Gerücht vorliegt. Als bestimmte, faßbare Behauptung bleibt also aus allem nur übrig: 1) daß Friederike mit dem katholischen Pfarrer Reimbolt zu Fall gekommen sei, und 2) ein Sohn Friederikens sei in Straßburg Pastetenbäcker gewesen.

Was hat Näke getan, um diesen Dingen auf den Grund zu kommen? — Nichts! Schweppenhäuser hatte sich auf ältere Einwohner Sesenheims berufen; Näke erfuhr auch, daß Friederikens jüngere Schwester Sophie noch in der Nähe — „in Reichshofen oder Niederbronn" — wohne. Trotzdem hat er sich weder in Sesenheim selbst umgehört noch hat er jene Schwester aufgesucht. Kopflos genug für einen Professor der klassischen Philologie! „Ich ging die ganze Zeit in Sesenheim wie auf Wolken," sagt er S. 39, und in dem Nebel dieser unklaren Begeisterung versäumte er die erste Pflicht des gewissenhaften Berichterstatters: die Prüfung! Näke kommt daher nicht als Zeuge, sondern lediglich als Weiterträger der Gerüchte in Betracht. An seine Stelle tritt als Gewährsmann vorläufig der Pfarrer Schweppenhäuser, und wir müssen nun die von Näke versäumte Frage aufwerfen, welcher Wert ihm als Zeugen zukommt. Woher hatte er sein Wissen und welche persönlichen Bürgschaften der Glaubwürdigkeit gibt er?

Schweppenhäuser hüllte sich im Jahr 1835 Kruse gegenüber in Schweigen und überließ es seinem Schwiegersohn und Adjunkten (dem „jungen Pfarrer"), ihm die frühere Geschichte von Reimbolt und Friederike nochmals zu erzählen. Dieser tat es aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt: er erzähle nur, „was er so gehört hätte; verbürgen könne er es nicht". Dagegen hatte Schweppenhäuser wieder auf die Überlieferung am Orte verwiesen: „Es wisse es jedermann;

man könne jeden alten Mann danach fragen." Kruſe ging dieſer Quelle nach und fand, „daß von dem, was jeder wiſſen ſollte, niemand etwas wußte". Jede Frage, die er ſtellte, führte zum einwandfreien Entlaſtungsbeweis. „Wir waren ins Dorf zurückgekehrt, wo ich von alten Leuten, die bei den Brions täglich im Hauſe aus- und eingegangen und zum Teil von Friederiken und Olivien aus der Taufe gehoben waren, nach ihrer alten Pfarrerfamilie mich erkundigte. Sie wußten alle nicht Liebes und Gutes genug von ihr zu erzählen." Über den Kernpunkt geradezu befragt, ſchüttelte der Ortsſchulze zunächſt den Kopf. Dann gab er die Antwort (S. 222): „Da ſie eines Pfarrers Tochter geweſen, würde man gewiß davon geſprochen haben. Möglich wär' es indes. Die Revolution hätte viele Leute aus dem Dorf zerſtreut, und ‚Frauenzimmer hätten einen langen Rock, aber einen kurzen Sinn'. Doch Friederike ſei durchaus nicht mannſüchtig geweſen, das hätte er wohl bemerken können. Und überhaupt ſtimmten alle darin überein, daß ſie ein ſehr ‚reputierliches Frauenzimmer' geweſen." Daraus geht unwiderleglich hervor, daß 1835 im Dorfe über dieſe Sache überhaupt keine Überlieferung beſtand. Vor der beſtimmten Frage ſtutzen die Leute zunächſt wie vor etwas Neuem, erwägen dann das Für und Wider, um endlich das nach den ihnen bekannten Tatſachen *wahrſcheinliche* Urteil zu fällen. Nicht in Seſenheim hat alſo Schweppenhäuſer ſein angebliches Wiſſen geſchöpft. Aber wo denn? Eben dort, von wo auch Näke und Niebuhr die ungünſtigen Gerüchte zugekommen waren: in Straßburg. Aber nicht auf Straßen und Markt wurden ſie dort verhandelt, ſonſt hätten zunächſt die Bauern ſie mitbringen und zu Hauſe bewahren müſſen,

ſondern in den Schichten der oberen Geſellſchaft, in den Kreiſen der Studierten. Von dort wird ſie Schweppenhäuſer, der in Straßburg ſtudiert hatte und mit der dortigen Geſellſchaft doch wohl in Verkehr ſtand, mitgebracht haben.

Was dann ſeine Glaubwürdigkeit anlangt, ſo wird man nicht ſagen können, daß er das Gerücht mala fide, nicht einmal, daß er es gefliſſentlich verbreitet habe, denn ſeine Pfarrkinder wiſſen ja nichts davon. Dennoch verbreitet er ſich den Ausfragern gegenüber mit einem gewiſſen Behagen über das Unglück ſeines Vorgängers. Über ſeine perſönliche Zuverläſſigkeit gab der alte Ochſenwirt Kruſe die Richtſchnur: „von tauſend Worten, die er ihm über die Brions ſagte, ſolle er keine halbe Silbe glauben“. Dieſes üble Zeugnis erhält einen pathologiſchen Hintergrund, wenn wir bei Kruſe leſen (S. 220), wie er das Geſpräch mitten drin abbricht durch die Klage, „daß ihn der Schwindel überfalle, er kam auf ſeine Krankheit zu ſprechen uſw.“; und wenn wir durch den gleich zu erwähnenden Schriftſteller Alexander Weill erfahren, daß er ſich „philoſophiſch das Eſſen abmeſſen ließ, eine Piſtole auf ſeine Tochter abbrannte“ uſw. Wir bekommen dann das Bild eines Hypochonders, der ſich über alles ärgert, was nicht von ihm abhängt. Seinem Vorgänger Brion war er wohl gerade deswegen im Stillen gram, weil deſſen Andenken in der Gemeinde noch ſo feſt ſaß. Bei einem Beſuch, den Sophie Brion 1822 (kurz vor Näke) im Dorfe gemacht, hatte ſich das aufs glänzendſte gezeigt; da waren die Ortsbewohner vom Feld mit ihrem Gerät herbeigeeilt, daß der Hof des Pfarrhauſes voller Leute wurde.[79] Doch trifft Schweppenhäuſer in dieſer Sache weiter kein Vorwurf, als daß er das Straßburger Gerücht als

ſichere Wahrheit weiter gab, ohne es zu prüfen, was er in Seſenheim ebenſogut hätte tun können wie Kruſe. Und dann ſcheint die zeitliche Verbindung von Friederikens angeblichem Fall mit Goethes ſpäterem Beſuch ſeine eigene Phantaſie zu ſein. Denn da ſich über dieſen Beſuch in Straßburg ſchwerlich eine direkte Überlieferung durch die Revolutionsjahre hindurch erhalten hatte, ſo ſetzt dieſe Verbindung das Erſcheinen des dritten Teils von Dichtung und Wahrheit (1814) voraus. Aus dem elften Buch konnte Schweppenhäuſer die Kunde von der acht Jahre ſpäter erfolgten Wiederkunft Goethes geſchöpft haben und ſie mit den Straßburger Gerüchten in Verbindung bringen. (Er war Pfarrer in Seſenheim von 1814 bis 1842.) Goethes Brief darüber an Frau von Stein wurde der Welt erſt 1848 bekannt.

Fünf Jahre nach Kruſes Nachforſchungen trat der ſchon genannte Alexandre (rectius Abraham) Weill mit einem Artikel über Friederike in der „Zeitung für die elegante Welt“ auf die Bühne, 1840.[80] Er ſpricht darin erſt weitläufig von ſich. Danach iſt er der Sohn eines jüdiſchen Händlers aus Schirrhofen nahe bei Seſenheim, hütete als Knabe für Seſenheimer Bauern die Pferde, lernte im Hauſe Schweppenhäuſers etwas Deutſch, will dann zehn Jahre in Frankreich und Deutſchland ſich aufgehalten, wieder vier Monate im Hauſe Schweppenhäuſers gelebt haben, abermals in die Welt gegangen und erſt ſechs Monate vor jenem Artikel, den er von Paris aus ſchrieb, alſo Anfang 1840, dahin zurückgekehrt ſein. Jetzt erſt will er Dichtung und Wahrheit geleſen und ſich bei allen Bauern, weil Schweppenhäuſer nichts verriet, nach Friederike erkundigt und „ſo ziemlich die Wahrheit“ erfahren haben. Zum Zweck

ſeines Artikels, um ſicher zu gehen, will er aber doch noch einmal ſeine Schweſter Florette (d. i. „Blümchen") Weill zur Erkundung nach Seſenheim geſchickt haben, und deren durch den naiv jüdelnden Stil ergötzlichen Antwortbrief ſetzt er dann der eleganten Welt unverkürzt vor mit der Einleitung: „Hier ſpricht die Einfalt, aber auch die Wahrheit." Und was kommt heraus? — Zum Teil hört man über das Brionſche Haus dieſelben lobenden Bauernſtimmen wie bei Kruſe. Dann aber taucht der katholiſche Pfarrer „Rheinbold" auf: „ſie lebten lange Zeit miteinander, in dem größten Geheimnis aber". Die Revolution kommt dazwiſchen und vertreibt den Rheinbold über den Rhein nach Steinbach. Friederike flieht nach ihres Vaters Tode[81] vor dem Gerede der Leute nach Steinthal (ſoll heißen: in das Steintal, nämlich nach Rothau) in das Schloß zu der Frau von Dietrich, und zwar mit ihrer Schweſter „Selmel" (Salomea, ſoll heißen Sophie). Es folgt ein Briefwechſel zwiſchen ihr und Rheinbold „von Steinbach nach Steinthal, von Steinthal nach Steinbach", dann eine Zuſammenkunft (ohne Ort und Zeit), Friederike wird ſchwanger, „nahm die Flucht abzureiſen nach Jule heißt der Ort, ob es eine Stadt iſt, weiß ich nicht" ... „Wo ihr Kind hinkam, weiß man nicht ... Man ſagt, ſie hätte ſchon noch eins gehabt. Von Goethe weiß man nicht viel ..." Und das ergänzt dann der gelehrtere Bruder dahin, daß Friederike auch von Goethe ein Kind gehabt, das aber geſtorben ſei.

Im Jahr 1892 lebten noch beide Geſchwiſter, Alexandre in Paris, „Blümchen" als Witwe Lehmann in Biſchweiler. Von beiden ließ ſich damals der Straßburger Urkundenforſcher Johannes Froitzheim ihre gemeinſame Darſtellung

aus dem Jahr 1840 nochmals bestätigen, von dem ersteren durch einen Brief, von der letzteren in einer mündlichen Unterredung, die am 19. Mai 1892 stattfand.[82]

Prüfen wir dieses Gerede auf seinen greifbaren Inhalt, so sieht man auf den ersten Blick, daß nichts anderes vorliegt als das Gerücht, das wir schon von Schweppenhäuser gehört haben: Friederike sei mit dem katholischen Pfarrer Reimbolt zu Fall gekommen. Nur ist die Zeit, die Schweppenhäuser auf 1778 angab, bis hinter die Revolution gerückt und das Unglück an einen bestimmten Ort „Jule" verlegt. Aber schade, dieser so bestimmt genannte Ort existiert nirgends in der Welt, und so sehr sowohl Alexandre als Blümchen Weill noch 1892 sich auf den Ort und den Namen versteifen,[83] so muß Froitzheim gestehen, daß er im Elsaß nicht zu finden ist. Diese Stütze der angeblichen Erkundungen bricht also unweigerlich zusammen. Aber auch sonst werden die Erkundungen des Geschwisterpaares Weill höchst verdächtig.

Blümchen hatte in ihrem Brief an den Bruder 1840 als ihre Hauptquelle den „alten Gressian" genannt, einen Bauer, der mit der Familie Brion in naher Beziehung gestanden habe. Sie schildert ihn als einen Mann, der „auf Martini 96 Jahre alt werde, aber doch noch sein Kännel (Wein) trinke," also noch zurechnungsfähig sei. Und in der Unterredung mit Froitzheim, Mai 1892, schilderte sie höchst dramatisch das Gespräch, das sie mit ihm gehabt haben wollte.[84] Als nun Froitzheim den Weillschen Artikel aus der Eleganten Welt wieder abdruckte, schlug der damalige (und jetzige) Pfarrer Rübel von Sesenheim die Kirchenbücher nach und fand, daß Christian Greß, der „der alte Gressian"

genannt wurde, bereits — am 2. Januar 1832, 81 Jahre alt, begraben worden war, also unmöglich 1840 der Blümchen Weill mündliche Mitteilungen gemacht haben konnte! Weiter hatte sich Blümchen — die „ehrwürdige Greisin" — in jener Unterredung für die behauptete Schuld Goethes auf den „Chirurgen Schöpflin" berufen. Nun, dieser Schöpflin ist, nach denselben Kirchenbüchern, 1836 im Alter von 72 Jahren gestorben, kann also ebensowenig 1840 von der Blümchen befragt worden sein. Noch mehr! In derselben Nummer der „Straßburger Post", in der Pfarrer Rübel die vorerwähnten Mitteilungen macht,[85] erzählt er auch, wie die einundachtzigjährige „Florette" oder Blümchen, die im Mai 1892 ihren Besucher gelähmt im Lehnstuhl sitzend empfangen hatte, im August desselben Jahres, trotz ihrer gelähmten Glieder, mit Sohn und Tochter nach Sesenheim kam, um Nachforschungen über das angeblich längst Erforschte zu machen. Und da begab sich folgendes. „Sie fuhren zuerst zu einer achtzigjährigen Frau. Diese aber antwortete der Wahrheit gemäß: sie wisse nichts. Dann kamen sie zu meinem Nachbarn, dem Urenkel jenes ‚alten Gressian', sagten ihm zuerst einige Schmeicheleien, daß er als Kind schon ein gescheites Bübel gewesen sei, und fragten, ob er nicht wisse, was es für eine Bewandtnis mit dem alten Gressian in den vierziger Jahren gehabt habe (sic). Als er verneinte, wurde noch eindringlicher gefragt; es müsse doch mit dem alten Gressian etwas geschehen sein in den vierziger Jahren? Als mein Nachbar nun bemerkte: er zweifle daran, daß sein Urgroßvater in den vierziger Jahren noch gelebt habe, da nahm er auf das bestimmteste wahr, daß die alte Florette sichtlich erschrak und verwirrt wurde.

Der Sohn, welcher in einem Briefe las, ſtellte noch weitere Fragen: ob er nicht wiſſe, daß Friederike ein Kind gehabt? Mein Nachbar antwortete: er wiſſe es nicht. Darauf wurde der Beſcheid gegeben: doch, es ſei ganz gewiß, in Brumath[86] ſei ſie niedergekommen. Die weitere Frage hieß: ob man nicht geſehen habe, wie er (sic) zum Fenſter zu ihr eingeſtiegen ſei. Darauf wieder die Antwort: das wiſſe er nicht. Nun kam noch die Frage, wie der alte Wächter geheißen habe. Nun kam aber bei meinem Nachbarn der Schelm zum Vorſchein, der ihm immer im Nacken ſitzt. Er habe ihnen irgendeinen Namen genannt, der ihm gerade einfiel, geſtand er mir lachend, und ihnen außerdem noch ein ‚paar Schnitz' erzählt. ‚Wenn ich in der rechten Laune geweſen wäre,' meinte er, ‚hätte ich ihnen einen ganzen Sack voll Neuigkeiten mitgegeben.' Zu einem Freunde ſagte er tags darauf: ‚Jetzt kann der Weill wieder neue Geſchichten ſchreiben vom Greſſian und vom Ochſenwirt, ich habe geſtern der Florette ein ‚paar Schnitz' erzählt.'"

Jedes weitere Wort iſt hier überflüſſig. So iſt alſo auch 1840 die „Nachforſchung" betrieben worden, wenn ſie überhaupt betrieben wurde. Man kann daraus eine ganze Theorie ableiten, wie Volksgerüchte — gemacht werden. Pfarrer Rübel erhebt gegen die Angaben Florettens den Vorwurf der „offenbaren Unwahrheit". Vergebens lötte gegen dieſen Stachel das edle Geſchwiſterpaar und ſein Anwalt mit ſchwächlichen Erwiderungen.[87] Der Vorwurf iſt aber noch zu mild: dreiſte Lügen ſollte es heißen, Lügen zum Zwecke der eigenen Wichtigmacherei. Froitzheim legt trotzdem auf dieſe Flunkereien deshalb einen ſo großen Wert, weil ſie eben von Juden kommen, da die Juden die bäuer-

lichen Verhältniſſe im Unterelſaß wirtſchaftlich vollkommen beherrſchten und darum ſichere Kundſchafter ſeien. Wohlgemerkt: die wirtſchaftlichen! Handelte es ſich alſo hier um faule Vermögensverhältniſſe, ſo wäre gegen jene Wertſchätzung nichts einzuwenden, wenn darüber eine jüdiſche Tradition vorläge. Aber hier handelt es ſich nicht einmal um die Familienverhältniſſe des Hauſes Brion ſelbſt, ſondern vorerſt um die Vorfrage: ob es über das angebliche Unglück der Tochter eine ſelbſtändige Dorftradition in Seſenheim gegeben habe, aus der das Weillſche Geſchwiſterpaar geſchöpft haben könnte. Hätte ſie beſtanden, ſo wäre es doch auffallend und geradezu verdächtig, daß ſie erſt im Jahre 1840 durch die Weillſchen Geſchwiſter ſo umſtändlich geſucht und aufgegraben werden mußte. Dann hätte dieſe Quelle doch immer fließen müſſen, auch als 1835 Kruſe ſie ſuchte. Oder iſt es denkbar, daß ein ganzes Dorf — Proteſtanten, Katholiken und Juden — übereingekommen wäre, über einen moraliſchen Fehltritt im evangeliſchen Pfarrhauſe unverbrüchliches Schweigen zu beobachten, bis zwei jüdiſche Ausfrager nach mehr als fünfzig Jahren den Enkeln das Geheimnis entriſſen? Da darf man doch zu dem Wort eines Seelſorgers, der eineinhalb Jahrzehnte mit ſeiner Gemeinde in Vertrauen gelebt hat, größeres Zutrauen haben. Ich meine hier nicht Schweppenhäuſer, der dieſes Vertrauen offenbar nicht beſaß, ſondern ſeinen dritten Nachfolger Lucius (1860 bis 1885). Er hat 1877 die erſten urkundlichen Forſchungen über die Familie ſeines Vorgängers Brion veröffentlicht.[88] Ausdrücklich ſagt er darin, daß er dem Gerücht über Friederike in ſeiner Pfarrei jahrelang vorſichtig nachgefragt, aber nichts Bodenſtändiges entdeckt habe; wo

etwas davon ſich finde — ſo ſchließt er mit Recht — müſſe es „importiert“ ſein (S. 151). Alſo hier bei ernſtem Forſchen dasſelbe Ergebnis wie bei Kruſe. War aber 1835 und 1860 (bis 1877) keine bodenſtändige Überlieferung im Dorfe, ſo war ſie es auch 1840 nicht, und das ganze fauniſche Gerede des Heinebruders Weill — wo in der Perſonbeſchreibung Friederikens auch nicht die „gorge provoquante“ fehlt — iſt nichts weiter als ein pikantes Ragout für den Gaumen der „eleganten Welt“ — der Welt, in der man ſich bekanntlich langweilt — zurechtgeköchelt aus dem, was Weill im Hauſe Schweppenhäuſers gehört hatte, und allerlei konfuſen Erinnerungen über die ſpäteren Schickſale einerſeits Friederikens andererſeits Reimbolts, die die Blümchen aus den Bauern herausgefragt und in eine ebenſo konfuſe Verbindung gebracht hatte. Und ſo ſcheidet für jeden, der ſehen kann und will, nicht nur das Geſchwiſterpaar Weill, ſondern auch die angebliche Seſenheimer Dorftradition als Beweismittel in unſerer Frage ein für allemal aus. Jenes wiederholt nur in abhängiger Weiſe das Zeugnis Schweppenhäuſers und hebt in dem, was es hinzufügt, nämlich den Ort der Niederkunft, ſein eigenes Zeugnis wieder auf, indem es, ſich ſelbſt widerſprechend, das eine Mal ein nicht exiſtierendes Jule, das andere Mal das Städtchen Brumath nennt. Für den Import des Gerüchts nach Seſenheim werden wir aber unter den ausfragenden beziehungsweiſe hineinfragenden Reiſenden eben dieſes Geſchwiſterpaar Weill vorzugsweiſe verantwortlich zu machen haben.

Aber es bleibt das Gerücht ſelbſt mit dem Namen Reimbolt und dem Paſtetenbäcker. Sind dieſe beiden Daten aus der Luft gegriffen? So lange ihre Herkunft

nicht aufgeklärt iſt, bleibt ein Zweifel und kann von einer „Friederikenfrage“ geſprochen werden. Es war Johannes Froitzheim vorbehalten, das Dunkel zu lichten. Den Weg zeigten ihm drei neue Daten, die 1871 ans Licht traten und dem pfälziſchen Theologen J. Leyſer verdankt wurden. Er war auf verſchiedenen Wanderungen in den ſechziger Jahren den Spuren Goethes im Elſaß nachgegangen und gab 1871 als Ertrag derſelben ſein Buch „Goethe in Straßburg“ heraus. Es arbeitet mit Empfindungen und dichteriſchen Zitaten und beanſprucht keinen wiſſenſchaftlichen Wert. Aber auf S. 212 behauptet der Verfaſſer, in der uns beſchäftigenden Sache „das letzte Wort“ ſprechen zu können. Er ſagt hier: „Ein Sohn Friederikens wurde geboren gegen das Ende der achtziger Jahre zu Urmatt (einem Dorfe an der Straße von Rothau nach Straßburg) und ſtarb in frühem Alter zu Stephansfeld bei Straßburg. Unſer Gewährsmann iſt der einzige noch jetzt lebende Enkel des Pfarrers von Seſenheim, der ſich Friederikens noch perſönlich erinnert.“ Alſo eine direkte mündliche Mitteilung des Neffen Friederikens, Sohnes ihres Bruders Chriſtian (des Moſes in Dichtung und Wahrheit), der ſelbſt Pfarrer war, an einen Amtsgenoſſen; zugleich mit anſchaulicher Beſtimmtheit von Zeit und Ort: Ende der achtziger Jahre, in Urmatt im Steintal, etwa zweieinhalb Stunden von Rothau, wo Friederike und Sophie ſeit Ende 1787 wohnten; endlich der frühe Tod des Kindes in Stephansfeld. Dies iſt ein altes Kloſter bei Brumath, nördlich von Straßburg, das vor und wieder nach der Revolution, mit Ausnahme der Jahre 1795 bis 1799 als Findelanſtalt diente.[89] Das Kind wäre alſo ins Findelhaus gebracht worden.

Dieſen Spuren war ſchon Lucius, doch mit negativem Erfolg, nachgegangen. Jetzt nahm Froitzheim die Jagd wieder auf und als erprobter Spezialiſt im Ausgraben alter Urkunden brachte er auch hier vier Aktenſtücke als Beute heim,[90] nämlich:

1. Einen lateiniſchen Taufakt der Kirche zu St. Stephan in Straßburg, wonach am 3. März 1787 ein an demſelben Tag geborenes uneheliches Kind, Sohn der Francisca Ludovica Wallner aus Schweighauſen bei Hagenau und des Joannes Fridericus Blumenhold aus Pfaffenhofen, beide Lutheraner und ledig, auf den Namen Joannes Laurentius Blumenhold katholiſch getauft wurde.

(Die unehelichen Kinder auch der Proteſtanten mußten nach königlicher Verordnung innerhalb vierundzwanzig Stunden katholiſch getauft werden, indem der König Vaterſtelle bei ihnen vertrat.)

2. Aus den franzöſiſchen Regiſtern des Findelhauſes Stephansfeld: Am 31. Mai 1787 hat der Abbé Reimbolt, Pfarrer von Seſenheim, dieſen Jean Laurent, Sohn von Jean Frideric Blumenhold de Pfaffenhofen und Françoiſe Louiſe Wallner de Schweighauſen, unter Vorlegung der Taufbeſcheinigung dem Findelhaus Stephansfeld übergeben und das übliche Pflegegeld von vierhundert Franken für ihn bezahlt.

3. Aus derſelben Quelle: Am 26. Juni 1795 (8. messidor III) wurde dieſer Johannes Lorenz Blumenhold mit zwei anderen Kindern von Stephansfeld, deſſen Anſtalt zeitweilig einging, in das Findelhaus zu Straßburg gebracht. (Die unehelichen Kinder gelten jetzt als enfants de la patrie.)

4. Aus den Straßburger Sterberegiſtern (jetzt ſchon Zivilſtandsregiſter): Am 16. Februar 1807 iſt Jean Laurent Blumenhold, 20 Jahre alt, Paſtetenbäcker (patissier), unverheiratet, geboren in dieſer Stadt, außerehelicher Sohn (fils né hors de mariage) des Jean Frédéric Blumenhold und der Françoiſe Louiſe Wallner, als am 14. Februar in der rue du poumon no. 7 geſtorben angezeigt von ſeinen Nachbarn, einem Schuhmacher und einem Schneider.

An dieſen Akten intereſſiert uns zunächſt der Name Reimbolt. Er brachte am 31. Mai 1787 ein drei Monate altes Kind ins Findelhaus zu Stephansfeld und erlegte das übliche Pflegegeld. Froitzheim findet das verdächtig, daß ein katholiſcher Pfarrer ſo große Befliſſenheit um ein uneheliches Kind lutheriſcher Eltern an den Tag gelegt haben ſollte, und ſchließt, daß er wohl ſelbſt der Vater geweſen ſei, zumal der dem Kinde beigelegte Vorname ſein eigener und der Name Blumenhold offenbar erdichtet ſei. Das iſt in der Tat ſehr wahrſcheinlich und würde als gewiß gelten müſſen, wenn bewieſen werden könnte, daß Reimbolt die 400 Fr. aus eigener Taſche bezahlt habe. Aber — ſo fragen wir — was hat das alles mit Friederike Brion zu tun? Froitzheim ſchließt ſo: Iſt der Vatername erdichtet, ſo wird es auch der Muttername ſein. Und dann ſetzt er friſchweg den Namen Friederike Brion für Luiſe Wallner ein, und ſein Beweis iſt fertig!

Nach derſelben Methode könnte man freilich auch beweiſen, daß Froitzheim ſilberne Löffel geſtohlen habe. Man nehme irgendeinen Straßburger Steckbrief, der hinter einem ſo Beſchuldigten erlaſſen iſt, und ſchließe ſo: Dieſe Löffel

sind in Straßburg gestohlen, in Straßburg wohnt auch Froitzheim; der Steckbrief nennt zwar einen N. N. als Dieb, es kommt aber vor, daß ein Abschreiber sich versieht und Namen verwechselt — folglich ist hier der Name verwechselt, und folglich muß der Name Johannes Froitzheim eingesetzt werden. Der Schluß wäre nicht mehr und nicht minder bündig als der Froitzheimsche über Friederike. Nur ein Unterschied besteht allerdings: bei Auslegung seiner Akten folgte Froitzheim einem schon vorhandenen Gerüchte, während bei der des Steckbriefs ein Verdacht des Diebstahls gegen Froitzheim nicht bestand. Indessen ist auch Gerücht noch nicht Verdacht. Auf ein bloßes Gerücht würde kein Staatsanwalt einen Steckbrief erlassen. So müßten auch gegen Friederike neben jenem Gerücht noch unabhängige Verdachtsgründe bestehen. Ohne sie ist die Einsetzung ihres Namens in jene Akten keine gesetzmäßige Auslegung derselben, sondern eine willkürliche Korrektur, ganz wie bei dem angenommenen Steckbrief.

Und dann: um das Gerücht gegen Friederike zu beweisen, bringt Froitzheim die vier Aktenstücke vor, — und nun sollen die Akten erst durch das Gerücht beweiskräftig gemacht werden? Wenn das kein Zirkelschluß ist, so gibt es keine Zirkelschlüsse mehr. Er ist sogar so plump und handgreiflich, daß es schwer hält, seinem Urheber die bona fides zuzubilligen, es müßte denn sein auf Kosten der Zurechnungsfähigkeit.

Daß der Name Blumenhold erdichtet ist, ist ohne weiteres wahrscheinlich. Aber was folgt daraus für den Mutternamen Wallner? Der Code Napoléon verbietet bekanntlich die récherche de la paternité. Daß dieser Grund-

ſatz ſchon im königlichen Frankreich gegolten, läßt ſich daraus ſchließen, daß der König ſelbſt an den unehelichen Kindern Vaterſtelle vertrat und aus dieſer Fiktion ja auch die Verpflichtung zur katholiſchen Taufe herleitete. Einem gefälſchten Vaternamen polizeilich nachzuſpüren, fehlte alſo das Motiv. Ganz anders beim Muttername. Froitzheim ſelbſt hat, ſo viel ich weiß, bei anderer Gelegenheit die königliche Verordnung ausgegraben, nach der die Verheimlichung einer außerehelichen Schwangerſchaft mit dem Tode bedroht wurde, und dieſe Verordnung mußte jährlich von den Kanzeln verleſen werden! Die Verheimlichung des Muttersnamens war alſo entſchieden mit Gefahr verbunden. Froitzheim beruft ſich zwar auf die „unglaublichſten Vater- und Muttersnamen des vorigen (achtzehnten) Jahrhunderts", die er in Findelakten gefunden haben will (S. 36).[91] Aber das beweiſt nur, daß es kein noch ſo ſtrenges Geſetz gibt, dem nicht gelegentlich ein Schnippchen geſchlagen wird. Der Name Wallner hat jedenfalls nichts „Unglaubliches" an ſich. Daß er in den ſeit 1793 erhaltenen Standesregiſtern von Schweighauſen nicht vorkommt, beweiſt ebenſo wenig, wie daß „der zweiundneunzigjährige älteſte Einwohner dieſes Ortes" im Jahre 1892 erklärte, ihn niemals gehört zu haben. Dieſer war doch (wie Düntzer hervorhebt) immerhin erſt 1800 geboren und etwa ſeit 1810 erinnerungsfähig. Zwiſchen 1787 und 1800 beziehungsweiſe 1810 liegt aber die franzöſiſche Revolution, die nicht bloß in Seſenheim nach den Worten des Ortsſchulzen (ſ. oben) „viele Leute aus dem Dorfe zerſtreute". Auch iſt ja nicht geſagt, daß dieſe Wallner eine anſäſſige Bürgerstocher aus Schweighauſen war. Sie iſt in Straßburg niedergekommen, wird alſo dort in einem

Dienſtverhältnis geſtanden haben, und wenn Reimbolt nicht der Vater war, ſo mag ſie dort von jemand verführt worden ſein, mit dem Reimbolt in Verbindung ſtand, ſo daß er drei Monate ſpäter die Unterbringung des Kindes in Stephansfeld zu übernehmen veranlaßt ſein konnte.[92] Das iſt zwar reine Vermutung, liegt aber immer noch um eine Unendlichkeit näher als die Unterſchiebung des Namens Friederike Brion für Luiſe Wallner, wofür es an jedem noch ſo fadenſcheinigen Anhalt fehlt. Mag nun der Muttername Wallner erdichtet ſein oder nicht, und mag der arme Johann Lorenz Blumenhold das Pfaffenkind ſein oder nicht, — mit Friederike Brion hat er bis jetzt nicht das Geringſte zu tun. Und die Sache ſteht nach dem Aktenfunde genau wie vorher.

Aber nun iſt da das Zeugnis des Neffen, das Leyſer mitteilt! Alſo eine Stimme aus der Familie. „Er erinnert ſich ſeiner Tante noch perſönlich", ſagt Leyſer in ſeinem Buche 1871. Und 1891, in einem Brief an Froitzheim vom 19. Auguſt,[93] ergänzt er dies dahin: Jakob Brion, der als emeritierter Pfarrer von Goxweiler damals in Straßburg lebte und bei dem ihn der Profeſſor der Theologie Baum einführte, habe ihm 1868 erzählt:

„Er ſei als kleiner Junge mit ſeinen Eltern nach Stephansfeld gefahren, wo eine Kinderbewahranſtalt war, ein Knabe ſei herausgerufen worden, und die Mutter habe ihm geſagt, es ſei Friederikens Kind."

In dieſer Form, muß man geſtehen, iſt das Zeugnis ſehr erheblich, ja es iſt das einzig Erhebliche, was uns bis jetzt begegnet iſt. Es ſcheint damit ſogar alles erledigt zu ſein, und Leyſer glaubte damit ja auch „das letzte Wort"

ſprechen zu können. Hätte nur Leyſer, ehe er ſich zur Veröffentlichung entſchloß, einige Fragen geſtellt, die ſich geradezu aufdrängen, er würde vielleicht gefunden haben, daß er noch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang ſtand! Da er es nicht getan hat, müſſen wir ſie an ſeiner Statt ſtellen, denn auch Froitzheim geht in ſeinen beiden Schriften vorſichtig und in weitem Bogen um ſie herum.

Erſtens: Aus der Geburtszeit des Kindes, die der Neffe angibt, „Ende der achtziger Jahre", zuſammen mit dem Unterkunftsort „Stephansfeld" wird unzweifelhaft gewiß, daß dasſelbe Kind gemeint iſt, von dem Froitzheims Akten reden. Aber wie? Der kleine Blumenhold iſt am 3. März 1787 in Straßburg geboren und an demſelben Tage in Straßburg getauft; der Knabe, von dem Jakob Brion redet, ſoll in Urmatt im Breuſch- oder Steintal geboren ſein. Solange man nun nicht nachweiſt, wie ein im Breuſchtal geborenes Kind an demſelben Tage in dem zwanzig Kilometer entfernten Straßburg getauft werden konnte, ſo lange bleibt die Erinnerung des Neffen mit einem unlösbaren Widerſpruch gegen eine aktenmäßig beglaubigte Tatſache belaſtet.

Zweitens: Jakob Brion will „als kleiner Junge" den Blumenhold in Stephansfeld geſehen haben, den er als „Knaben" bezeichnet. Den „kleinen Jungen" wird man, wenn ihn die Eltern auf ſolche Fahrt mitnahmen und wenn er erinnerungsfähig ſein ſoll, mindeſtens als fünfjährig annehmen müſſen, den fremden „Knaben" höchſtens als zehn- bis zwölfjährig. Nun iſt Jakob Brion am 25. Juli 1799 in Gries geboren. Die Begegnung der beiden muß alſo zwiſchen 1799 (nicht 1792, wie Froitzheim verſchleiernd

ſagt)[94] und 1807 (dem Todesjahr Blumenholds, in dem auch Jakobs Eltern von Gries nach Niederbronn verſetzt wurden) ſtattgefunden haben und zwar frühestens (wenn wir den einen fünfjährig annehmen) 1804. Damals aber war Blumenhold ſchon ſiebenzehn Jahre, alſo kein „Knabe" mehr, am wenigſten in den Augen eines Kindes. Außerdem war der Blumenhold ja aktenmäßig ſchon im Sommer 1795 nach Straßburg verpflanzt, er konnte alſo 1804 nicht mehr in Stephansfeld ſein, und auch in Straßburg war er ſicher nicht mehr im Findelhaus, ſondern (wie auch Froitzheim annimmt) in der Lehre. Es iſt alſo gänzlich unmöglich, daß der fünfjährige Jakob den Blumenhold in Stephansfeld geſehen haben kann.

Drittens: Das in Urmatt geborene Kind ſoll „früh in Stephansfeld geſtorben" ſein. Das kann in dieſem Zuſammenhang nicht anders verſtanden werden, als daß er bald, in den nächſten Jahren nach jenem Zuſammentreffen und noch als Knabe, als Zögling der Findelanſtalt, geſtorben ſei. Nun iſt der Blumenhold in der Tat 1807, aber zwanzigjährig und in Straßburg, nicht in Stephansfeld und nicht im Findelhauſe, ſondern als ſelbſtändig wohnender Gewerbetreibender, geſtorben.

Von der Unwahrſcheinlichkeit, daß eine Mutter ihrem Kinde das uneheliche Kind ſeiner ledigen Tante förmlich als ſolches vorſtellt; von der Sonderbarkeit, daß durch den ganzen Vorgang die Familie den Findling öffentlich als zu ihr gehörig anerkannt hätte; von der Unglaublichkeit, daß der Blumenhold daraufhin nicht an die Familie ſich herangedrängt und ihren Namen und ihre Unterſtützung für ſich beanſprucht haben ſollte, will ich gar nicht reden. Die

genannten unmittelbaren Widersprüche sind so hart und unauflöslich, daß die ganze Erinnerung des Neffen in sich selbst zusammensinkt.

Indessen ein so unerschrockener „Forscher" wie Froitzheim wird mit so unbequemen Widersprüchen leicht fertig. Er leugnet einfach die augenscheinliche Identität des angeblichen Knaben von Urmatt mit dem Blumenhold von Straßburg, läßt aber nicht etwa den einen zugunsten des anderen fallen, sondern hält beide nebeneinander fest: Friederike hatte eben zwei Söhne, deren Lebensläufe merkwürdigerweise so parallel abgestimmt waren, daß sie ungefähr um dieselbe Zeit geboren wurden und auch um dieselbe Zeit starben! Mit solchen Geschichtswundern hantiert dieser „Historiker", als wären es alltägliche Kieselsteine — spottet seiner selbst und weiß nicht wie! Und obendrein ist auch mit dieser Fiktion die Erzählung Jakob Brions nicht zu retten. Denn nun wäre der Knabe, da für seine Geburt doch nur die beiden Jahre 1788 und 1789 zur Wahl stehen, höchstens ein bis zwei Jahre jünger als der Blumenhold; auch er wäre 1804 mit fünfzehn bis sechszehn Jahren sicher nicht mehr Zögling der „Kinderbewahranstalt" gewesen und noch weniger mit achtzehn bis zwanzig Jahren als solcher in ihr gestorben. Die Frage, was denn während der zeitweisen Aufhebung der Findelanstalt Stephansfeld (1795 bis 1799), die die Verpflanzung des Blumenhold nach Straßburg zur Folge hatte, aus ihm geworden sei, brauchen wir gar nicht erst aufzuwerfen.[95]

Aber eine andere schwerwiegende Frage erhebt sich hier. Daß Jakob Brion seine Angabe mit gutem Glauben gemacht hat, darf nicht bezweifelt werden. Daß sie inhaltlich

unmöglich ist, haben wir gesehen. Hier, wo es um die Ehre einer längst Gestorbenen geht, dürfen wir uns nicht mit dem guten Glauben eines noch so nahen Zeugen begnügen, sondern müssen Beweise verlangen. Es war Leysers Fehler, daß er diese Pflicht des Publizisten versäumt und die Angaben des Neffen, bloß weil er der Neffe war, ungeprüft in die Welt gerufen hat. Um seine Beweise angegangen, hat aber Jakob Brion später dem Pfarrer Lucius rundweg erklärt, daß er keine Beweise, überhaupt keine eigene (d. h. eben: beweisbare) Meinung habe.[96] Das ist kein „gewundenes Dementi", wie Froitzheim spöttelt; es ist überhaupt kein Dementi, d. i. eine Verleugnung des Inhalts seiner früheren Angaben, sondern es ist lediglich eine ergänzende Erklärung über deren objektive Begründbarkeit, nach der Lucius gefragt hatte. Und diese Erklärung geht dahin, daß der Grund seiner Angaben lediglich ein subjektives Erinnerungsbild sei. Aber auch so ist das Wirrsal noch groß genug. Ich habe daraus keinen anderen Ausweg als die Annahme, daß diesem Zeugen Gehörtes sich zum eigenen Erinnerungsbilde verdichtet oder sich mit einem schon vorhandenen Erinnerungsbilde verschmolzen habe, — ein Fall, der ja vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, an Kindheitserinnerungen haftet. Es fällt auf, daß Leyser im Jahre 1868 Jakob Brion einen „hochbetagten Greis, „doch noch geistesfrisch" nennt. Mit 69 Jahren pflegt die Geistesfrische, soweit sie hier erforderlich ist, noch selbstverständlich zu sein; Leyser muß also den Eindruck eines viel höheren Alters gehabt haben, als wirklich war. Ich will keine weiteren Folgerungen daraus ziehen, denn ich kenne nicht die Umstände, die Jakob Brion veranlaßten,

für einen Landgeiſtlichen ſo früh in den Ruheſtand zu treten; Gründe diſziplinariſcher Natur waren es nicht. Daß er ſich in den erſten ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts andauernd in Gedanken mit Goethe und Friederike beſchäftigte, wird durch draſtiſche Äußerungen über Goethe, die damals als aus ſeinem Munde unter eingewanderten Deutſchen umliefen, beſtätigt. Daß jenes Bild des Jungfernſohnes aus Urmatt ſich erſt im Alter und am Orte der ungünſtigen Gerüchte bei ihm feſtgeſetzt habe, dafür ſpricht, daß er nach einer öffentlichen Erklärung ſeines Sohnes, des Pfarrers Auguſt Brion,[97] niemals vorher in ſeiner Familie „etwas dem Entſprechendes geäußert hat", weshalb der Sohn weiter im Namen der Familie erklärte: „daß wir die ihm zugeſchriebene Äußerung nicht für zutreffend halten können." Das letztere würde ſich gegen Leyſers Glaubwürdigkeit richten, die doch ſchwer anzuzweifeln iſt. Mag man nun die oben verſuchte pſychologiſche Erklärung zulaſſen oder nicht, das Ergebnis unſerer Prüfung, daß die Jugenderinnerung Jakob Brions vor den objektiv bezeugten Tatſachen nicht ſtandhält, wird dadurch nicht erſchüttert. Und ſo ſcheidet auch dieſer Zeuge aus unſerer Unterſuchung aus. Es gibt ſo wenig eine ſelbſtändige Familientradition in dieſer Sache, wie es eine urſprüngliche Dorftradition gab.

Nach Leyſer wäre allerdings eine beſondere Familientradition über Friederike weiter bezeugt durch ihren Großneffen, den Geheimen Rat Gockel in Karlsruhe. Wie er Froitzheim am 15. September 1894 mündlich mitteilte, habe Gockel ihm auf ſein Buch 1871 geſchrieben: „Friederikens Fehltritt ſei ein Familiengeheimnis."[98] Von demſelben

Geheimen Rat Gockel teilt nun aber Lucius in seinem Buche (S. 149) im Gegenteil einen energischen Protest gegen die bösen Unterstellungen über seine Großtante mit: „Nicht eine Silbe war davon je (nämlich in der Familie) zu vernehmen." Als nun Leyser im Sommer 1895 den Brief Gockels suchte, um ihn an Froitzheim als Beweisstück zu senden, war er nicht mehr zu finden — leider! Denn der Brief, wenn er existierte, würde vermutlich gezeigt haben, daß sein Wortlaut sich in Leysers Gedächtnis verändert hatte, wie es nach dreiundzwanzig Jahren leicht erklärlich ist; wer hätte nicht schon erfahren, wie gefährlich es ist, aus dem Gedächtnis zu zitieren! Jedenfalls besteht seitdem die bei Lucius gegebene Erklärung Gockels allein zu Recht, und sie stimmt mit der von August Brion 1892 in der Straßburger Post veröffentlichten vollkommen überein: über Friederikens Fall gibt es keine Familientradition.[99]

Und nun versuche man doch einmal, die Sache sich positiv unter den gegebenen Verhältnissen vorzustellen. Am 3. März 1787 ist der Blumenhold geboren worden, die Zeit der Schwangerschaft begann also mit dem Juni 1786. Am 3. April 1786 war die Frau Pfarrer Brion gestorben. Friederike müßte sich also unmittelbar nach dem Tode ihrer Mutter mit dem katholischen Pfarrer Reimbolt eingelassen und sich der Lust ergeben haben, während die Trauer noch frisch das Haus füllte und der schwer getroffene Vater aller Pflege und Aufmerksamkeit bedurfte; unter den Augen auch des Bruders, der als Adjunkt seines Vaters seit 1785 wieder im Hause wohnte! Doch es sei, denn Froitzheims materialistische Geschichtsauffassung kennt keine sentimentalen Anwandlungen und läßt keine Imponderabilien gelten. Es

galt also jetzt, die Sache vor den aufmerkenden Augen der Gemeinde zu verbergen. Dazu mußte Friederike, mindestens von Anfang Dezember an, aus dem Hause und Dorfe entfernt werden. Also nach Straßburg — denn dort ist ja der Blumenhold geboren. Gewiß ließ sich dem Gesetz, das auf Verheimlichung einer Schwangerschaft die Todesstrafe setzte, mit erheblichen Geldmitteln ein Schnippchen schlagen. Da diese nicht zur Verfügung standen,[100] so nahm man also zur Hilfe von Verwandten seine Zuflucht. Verwandte gab es in Straßburg sowohl von väterlicher als von mütterlicher Seite, und die letzteren waren durchweg in wohlhäbigen Verhältnissen und hätten wohl über den nötigen Platz verfügt. Friederike war ja in guten Tagen oft genug zu fröhlichem Besuch dagewesen. Gesetzt nun, es hätte sich ein verwandtes Haus bereit gefunden, nun auch den Ekel bei sich aufzunehmen, wie denkt sich Froitzheim die Aufrechterhaltung des Geheimnisses, wenn am bestimmten Tage die Hilfe ins Haus geholt und das Kind zur Taufe in die Kirche St. Stephan geschafft wurde? Das sollte den Dienstboten und Nachbarn verborgen geblieben sein? Und wenn es nicht geheim blieb, dann sollte es nicht alsbald die Straße und der Markt und von da aus das heimische Dorf gewußt haben? Man denke an die Botenfrau, die wöchentlich hin und herging, man denke an die Antwort, die der Ortsschulz Heinrich Kruse gab: „Da es eines Pfarrers Tochter gewesen, würde man gewiß davon gesprochen haben.“ Und dann sollte erst 1840 das Geschwisterpaar Weill haben kommen müssen, um den ältesten Bewohnern das Geheimnis zu entreißen? Wer diese Vorstellung vollziehen kann, muß ein so abweichend eingerichtetes Vorstellungsvermögen haben,

daß nach gewöhnlicher Logik nicht mit ihm zu disputieren ist. — Aber gesetzt auch, es wäre gelungen, Friederikens lange Abwesenheit zu einer so ungewöhnlichen Zeit vor den Nachbarn und der Gemeinde zu bemänteln, so war doch das eigne Haus in alles eingeweiht. Aus diesem wurde im Juni 1787 — drei Monate nach der Geburt des Blumenhold in Straßburg — der Bruder Christian auf die Pfarrstelle zu Rothau berufen, und vier Monate später (Oktober 1787) starb Vater Brion — wie der Ankläger sich nicht entblödet aus blauer Luft zu behaupten: aus Kummer über die Schande seiner Tochter! Immerhin hat er für diese und die jüngere Schwester über seinen Tod hinaus zu sorgen versucht, durch den Ankauf (oder Bau) des Hauses in seinem Filialdorf Dengolsheim. Er fand also in seinem Bewußtsein kein Hindernis für den Gedanken, daß seine Töchter inmitten der Pfarrei wohnen blieben, wo doch die frische Schande jeden Augenblick ans Licht kommen konnte! Die Schwestern aber beziehen nicht ihr Haus, sondern ziehen — ausgerechnet nach Rothau, ihrem Bruder nach, und lassen sich in dessen Gemeinde nieder — desselben Bruders, der soeben die geheime Not im väterlichen Hause miterlebt hatte und der nun seinerseits fürchten mußte, mit seinem jungen Hausstand vor seiner neuen Gemeinde und dem Schloßherrn von Dietrich, der ihn berufen hatte, bloßgestellt zu werden! Trotzdem was tut er? Anstatt den Zuzug zu verhindern, läßt er bereits im zweiten Monat, am 12. Februar 1788, gerade die angeblich bescholtene Schwester zum kirchlichen Ehrenamt der Taufpatenschaft zu! Dieser eine Akt allein beweist unumstößlich, das Christian Brion von einem schimpflichen Fall seiner Schwester — der Blumen-

hold war damals noch nicht ein Jahr alt! — nichts wußte, obwohl er davon wissen mußte, wenn er vorgekommen wäre. Oder will man auch ihm nicht nur das einfachste amtliche Pflichtbewußtsein, sondern auch die gewöhnlichste bürgerliche Klugheit, von Ehrgefühl nicht einmal zu reden, absprechen?

Aber der Ankläger findet ja noch weiter den Mut zu der Behauptung, dem Blumenhold sei innerhalb der nächsten ein bis zwei Jahre ein zweiter Knabe gefolgt, und die Mutter sei, um ihre Niederkunft abzuwarten, wie damals von Sesenheim nach Straßburg, so jetzt von Rothau nach Urmatt geflüchtet — weil dort die in Rothau fehlende Möglichkeit gegeben war, dem Gesetz entsprechend das neugeborene Kind sogleich katholisch taufen zu lassen![101] Wie gemütlich! Nur vergißt hier der Ankläger ganz die sonst von ihm so stark betonte Heimlichkeit. Diese war in Urmatt noch weniger zu bewahren als in Straßburg. Urmatt ist „ein Dorf an der Straße von Rothau nach Straßburg", etwa 15 Kilometer vom ersteren, 20 Kilometer vom letzteren entfernt. Und da sollte in Rothau verborgen bleiben, was drei Stunden weiter abwärts im Tal mit der Schwester des Pfarrers öffentlich — denn die Taufe ließ sich doch nicht verstecken — vorgegangen wäre? In den Jahren 1788 bis 1793 ist Friederike, wie wir sahen, für uns verschollen, und es ist wahrscheinlich, daß sie diese Zeit in Versailles zubrachte. Aber um Neujahr 1793 ist sie wieder nach Rothau zurückgekehrt, und am 22. Februar finden wir sie wieder in kirchlicher Ehrenhandlung als Taufpatin. Pfarrer war damals Jonas Böckel, Studienfreund, Nachfolger und Schwager ihres Bruders; mit seinem Hause standen die Schwestern in

inniger Verbindung. Und wieder müssen wir fragen: Ist es denkbar, daß Böckel, im Widerspruch mit seiner Amtspflicht, die Gefallene zugelassen hätte, wo in der Gemeinde doch bekannt war, was vor vier bis fünf Jahren in Urmatt sich ereignet hatte? — Ebenso mußte es aber auf dem Schlosse bekannt sein. Wir haben gesehen, in wie inniger Beziehung die Schwestern dauernd mit der Schloßherrin, Frau von Dietrich, standen. Eine Elsässer Zuschrift an die Deutsche Rundschau vom Jahre 1879 (S. 159) teilt nun die mündliche Äußerung des 1876 verstorbenen angesehenen Straßburger Rentners Ehrmann mit: Friederike habe sich während der Revolution im Schirmecker Tal meist bei Frau von Dietrich aufgehalten, wo auch Ehrmann als junger Mann sich häufig einfand. Er betont nun: „Friederikens Ruf sei durchaus tadellos, von der erwähnten Anklage nie etwas bekannt gewesen. Hätte ein Vorwurf auf ihrer Vergangenheit gelastet, so würde die streng puritanisch gesinnte Frau von Dietrich sie gewiß nicht zur Intimität ihres Hauses zugelassen haben." — Welchen persönlichen Eindruck Friederike damals machte, sagt uns die auch von Froitzheim[102] nicht übergangene Äußerung einer vornehmen Dame, des Fräuleins von Berckheim, die Anfang Winter 1794 auf Schloß Rothau zu Besuch war und mit Friederike einen gemeinsamen Gang gemacht hatte; sie nennt diese in ihrem Tagebuch: „Mlle. Brion, bonne et charitable fille, soeur du ministre." Wer denkt dabei nicht an Goethes charakterisierendes Wort: „Naivität mit Bewußtsein?" Ja, glaubt denn Froitzheim, eine Tochter von gutem Hause und edler Erziehung könne so nebenher in drei Jahren zwei uneheliche Kinder[103] ins Findelhaus ablegen und gleich darauf wieder

den Eindruck ungebrochenen Liebreizes machen, als wäre nichts von Bedeutung geschehen? Wer so etwas für möglich hält, muß sich nicht wundern, wenn er einem Pfui begegnet.

Dies leitet uns auf die letzten Gesichtspunkte, die mir völlig ausschlaggebend zu sein scheinen: das Verhältnis Friederikens zu ihrer Familie und ihr eigenes Bewußtsein von sich, wie es sich in einigen erhaltenen späteren Äußerungen darstellt. — Über das ungetrübt innige Verhältnis zu ihrer Schwester Sophie haben wir schon berichtet; es spricht noch ganz unmittelbar aus der späteren Erzählung Sophiens an Heinrich Kruse. Friederike hat dann von 1801 an, von ihrer älteren Schwester gerufen, bis zu ihrem eignen Tode 1813 im Hause ihres Schwagers Marx in Diersburg und Meissenheim gelebt, erst zur Unterstützung, dann zum Ersatz ihrer Schwester, nachdem diese sie sterbend zur weiteren Erziehung ihrer Tochter verpflichtet hatte. Ebenfalls zum Ersatz der Hausfrau und Mutter war sie 1804 bis 1805 nach Reichshofen in das Haus des Notars Feberey berufen. Auch mit der Familie ihres Bruders Christian blieb sie im Verkehr: als derselbe 1807 von Gries nach Niederbronn versetzt war, besuchte sie ihn zweimal auf längere Zeit 1808 und 1809, und an den älteren Sohn Fritz sind zwei Briefe erhalten, die von einem überaus vertrauensvollen Verhältnis zwischen Tante und Neffen zeugen. Von allen Orten aber, wo sie war — Rothau, Diersburg, Meissenheim, Reichshofen, wie einst von Sesenheim — liegen die Zeugnisse vor, daß sie wie ein hilfreicher guter Geist von Verwandten und von Fernerstehenden unter dem Kosenamen „die Tante“ verehrt wurde. Eine Tochter

jenes Notars Feberey, an der sie Mutterstelle vertreten hat, schrieb an Lucius:[104] „Noch lange, wenn ich als Kind von einem Engel reden hörte, so dachte ich mir ihn wie Tante Brion, in einem weißen Kleide.“ Man bedenke doch: wir haben es hier mit feinfühligen Menschen und mit evangelischen Pfarrhäusern zu tun, nicht mit polnischen Wanderarbeitern! Der Friederiken angedichtete Makel hätte in dieser Umgebung wahrlich nicht leicht gewogen, er hätte sie mindestens aus dem Vordergrund der Familie in den Winkel der Duldung verwiesen, von dem man nicht gern spricht. Anstatt dessen wird gerade sie hervorgezogen und mit Vertrauensstellungen bedacht: *also* — und dieser Schluß ist zwingend — *hat in den Augen ihrer Familie der angebliche Makel nicht an ihr gehaftet.*

Hierher gehört auch, was Niebuhr am 17. März 1821 aus Rom schreibt.[105] Der preußische Staatskanzler Hardenberg war, „begleitet von Personen seines Bureaus“, zu kirchenpolitischen Verhandlungen nach Rom gekommen. Zu seinem Bureau gehörte auch der Legationsrat Schöll. Niebuhr schreibt nun: „Von dem Legationsrat Schöll, der Hardenberg begleitete, habe ich erfahren, daß der Pfarrer zu Sesenheim sein Oheim war und vier Töchter hatte. Die unglückliche, *allgemein geachtete* Friederike sei vor wenigen Jahren gestorben. Auch der Bruder, ein respektabler Pfarrer, sei tot. Friederike habe die Erscheinung von Goethes Leben noch erlebt: ob sie es gelesen, wisse er nicht.“ — Dies ist *die wahre Familientradition* aus dem Munde eines rechten Vetters, des Sohnes jenes Regierungsrates Schöll in Saarbrücken, in dessen Hause Goethe und Weyland im Sommer 1770 geweilt hatten.

Aber auch Friederikens eigenes Bewußtſein von ſich iſt von ſolchen Beſchwerungen frei. Die vorliegenden Briefe und Stammbucheinzeichnungen tragen die Merkmale einer mit ſich in Frieden lebenden Seele, einer Seele, die keinen Wunſch mehr für ſich, aber auch keine dunklen Stellen in ſich hat, einer Seele, auf der der Friede der Entſagung und der Troſt des guten Gewiſſens ruht. „Sie war wohl wieder heiter", berichtet Sophie, „doch ſagten die Leute alle, ſie wäre das nie wieder geworden, was ſie geweſen." Auch dieſe wiedererlangte Heiterkeit ſpricht ſich in den Zeugniſſen aus. Von jenem zweiten Beſuch in Niederbronn (1809) ſei hier nur die Eintragung in das Stammbuch des erwähnten Neffen Fritz wiedergegeben: „Laß weder Leichtſinn noch Laſter die Blüte zu ſo vielem Guten vergiften, daß reicher Früchte ſich bald freuen darf deine dich ſo herzlich und aufrichtig liebende Tante Friederike Brion." Daneben: „Bei meinem vergnügten Aufenthalt in Niederbronn den 30. Juni 1809." Dies geſchrieben im Hauſe und unter den Augen ihres Bruders, der mit Frau und dem jüngeren Sohne Jakob vor vier bis fünf Jahren ihr Kind im Findelhauſe aufgeſucht haben ſoll — juſt in der Zeit, wo ſie ſelbſt in Reichshofen in fremdem Hauſe an fremden Kindern Mutterſtelle zu vertreten berufen war! Ja, ſpielen denn dieſe Menſchen beſtändig Komödie gegeneinander? — In einem ſpäteren Brief an dieſen Neffen Fritz, aus Meiſſenheim, 14. Mai 1811, läuft auch eine Anſpielung auf den Roman ihrer Jugend unter, die wie ein ſtiller Seufzer klingt. Fritz wird geneckt, daß er ſich ein junges Mädchen in Meiſſenheim hat wegkapern laſſen; die Tante verſpricht ihm dafür die Bekanntſchaft anderer, mit denen er ſich tröſten

könne — „und das können (mundartlich ſtatt könnt) ihr jungen Herrichen ja ſo leicht!“ Ich meine, dies unwillkürliche Wort beweiſt, daß in der Rückerinnerung ihres Lebens zwiſchen heute und dem Treubruch Goethes kein anderes Liebesverhältnis geſtanden haben kann: ſchaut ſie zurück, ſo fällt ihr Blick ohne Zwiſchenhindernis geradewegs auf dieſe einzige Bruchſtelle in ihrem Leben. Dadurch wird aber auch mittelbar das Wort beſtätigt, das Sophie 1835 ihrer Schweſter in den Mund legt: „Wer Goethe geliebt hat, kann keinen anderen mehr lieben.“ Und Gervinus bezeugt, daß ſie von ihrem Verhältnis zu Goethe zu ſprechen vermieden habe; ſei ſie aber einmal dazu veranlaßt worden, ſo ſei es geſchehen mit weiblicher Beſcheidung: er ſei zu groß und ſeine Laufbahn zu hoch geweſen, als daß er ſich mit ihr habe verbinden können.

Wenn denn ſo weder im Verhältnis Friederikens zu ihrer Familie noch in ihrem eigenen Bewußtſein die Spur eines ſittlichen Schattens auffindbar iſt: welchen Wert haben die von Froitzheim aufgehäuften angeblichen Beweiſe? Sie werden durch jene Tatſache allein ſchon entwertet, wenn man das hier wirkſame Milieu in Betracht zieht. Aber wie ſteht es mit dieſen „Beweiſen“? Wir können ſie in drei Gruppen teilen: 1. die Straßburger Gerüchte, wie ſie in den „Zeugen“ Schweppenhäuſer, Näke, Niebuhr, Weill uſw. zu Worte kommen; 2. die Akten Froitzheims über den Blumenhold; 3. das Zeugnis des Neffen. Da das Zeugnis des Neffen ſich uns als ein Ausläufer der Akten Froitzheims erwieſen hat, ſo bleiben nur Nr. 1 und 2 übrig mit den ihnen gemeinſamen Daten: Reimbolt, Stephansfeld, der Paſtetenbäcker. Daß auch dieſe beiden Zeugniſſe nicht un-

abhängig voneinander sind, ergibt sich aus dem Tasten und Schwanken in Nr. 1 gegenüber der klaren Bestimmtheit in Nr. 2, und ergibt sich ferner aus dem Zeitverhältnis: die Akten sind seit 1787 da, aber nicht bekannt; die Gerüchte treten erst „zu Anfang des Jahrhunderts" hervor. Diese Akten sind danach die Quelle auch der Gerüchte. Auf sie gehen im letzten Grunde alle bösen Beschuldigungen zurück, sie sind das einzige in Betracht kommende, weil selbständige „Zeugnis". Daß sie nichts bezeugen und nach keiner Seite hin einen Anlaß geben, den Pastetenbäcker mit Friederike in Verbindung zu bringen, haben wir gesehen. Dennoch sind sie von der höchsten Wichtigkeit für unsere Frage; sie erhellen den Ursprung jener Gerüchte und den Weg, den die Sagenbildung von ihnen aus genommen hat. Der Pastetenbäcker starb 1807, das ist, von 1822 oder 1840 aus gesehen, „im Anfang des Jahrhunderts". Denn mit Recht knüpft Düntzer die Entstehung der Sage an diesen Todesfall. Bis dahin hatte in den unruhigen Zeiten niemand außerhalb der Findelanstalt Veranlassung gehabt, sich mit der Herkunft des Findelkindes zu befassen. Es war da, ging seinen normalen Gang bis zum selbständigen Erwerb, und damit gut. Jetzt aber wird sein Tod bei dem staatlichen Zivilstandsamt von den beiden Nachbarn angezeigt, und dabei muß die Person durch die Vorlegung der Papiere identifiziert werden. In diesen fällt die Verflechtung des katholischen Pfarrers Reimbolt von Sesenheim in die Angelegenheiten des Verstorbenen auf. Daß der Verstorbene illegitimer Sohn des allein durch die Akten bloßgestellten Pfarrers sei, diese Vermutung lag nahe genug, und die Mär von dem Pfaffenkind aus Sesenheim bleibt in den

mit dem Amt zuſammenhängenden Geſellſchaftskreiſen hängen. Jetzt braucht nur an irgendeiner Stelle die Erinnerung an den Roman der evangeliſchen Pfarrerstochter mit Goethe hinzuzutreten, und die Schleuſen ſind geöffnet, durch die der Strom der Sagenbildung nach allen Seiten rauſchen und ſich verzweigen kann. Denn der Name der vom Glanz der Dichtung umwobenen Friederike mußte auf die bildende Phantaſie einen ganz anderen Reiz ausüben, als der des unbekannten katholiſchen Pfarrers. Und die Sage hat wirklich alle gegebenen Möglichkeiten erſchöpft: Friederike Brion hatte ein Kind — von Reimbolt — von Goethe — von Offizieren aus Fort Louis, das ſich (wohl erſt nach deſſen Zerſtörung) in Saarlouis veränderte — das Kind Paſtetenbäcker geworden — dann verſchollen — natürlich in aller Heimlichkeit geboren — in Jule — in Brumath — in Urmatt — vor der Revolution — nach der Revolution ... Schweppenhäuſer iſt der einzige, der es anſcheinend in aller Öffentlichkeit in Seſenheim zur Welt kommen und Friederikens Zuſtand vor Goethes Augen offen liegen läßt. Erſt ſpätere Sammler dieſer Sagenzweige, und ſie alle übertrumpfend der „Hiſtoriker" Froitzheim, zählen dann gewiſſenhaft eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs Kinder, die ſeltſamerweiſe alle, gleich Geiſtern, unbemerkt kommen und unbemerkt wieder gehen. Man wird unwillkürlich an die Schablone der antiken Sage erinnert, die auch einen Sohn des Odyſſeus und der Nauſikaa, ſogar drei Söhne des Odyſſeus und der Kirke, ebenſo einen Sohn des Telemach und der Jokaſte (Tochter Neſtors) uſw. kennt. Wo immer in der Heroenſage der Name eines Mannes und der einer Frau ſich berühren, da erſcheint mit unfehlbarer Sicherheit auch der Nachkomme. Merk-

würdigerweise kommen aber auch da immer nur Söhne, nie Töchter vor, und merkwürdigerweise kommen und gehen sie ebenso geisterhaft, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen.

So geht alles wirkliche Wissen, das in den Friederikensagen steckt, auf die Froitzheimschen Urkunden zurück oder vielmehr auf die aus ihnen beim Tode des Blumenhold durch die Hände der Beamten durchgesickerten Notizen. Da nun aber diese Urkunden selbst, mögen sie in einigen oder in allen Namen erdichtet sein, nicht den Schatten einer Hindeutung auf Friederike enthalten, irgendein selbständiger Fingerzeig aber, der zu dieser Beziehung berechtigte, vollkommen fehlt, so ist es frivol und unverantwortlich, aus ihnen einen Beweis für die anklägerischen Gerüchte gegen Friederike aufzubauen. Da vielmehr (mit einer gleich zu besprechenden Ausnahme) alle gleichzeitigen Zeugnisse — Goethe 1779, der Dorfschulze und der Ochsenwirt von Sesenheim (zwar erst 1835 aber aus eigener Erinnerung), Frau von Dietrich und ihre Besucher (Ehrmann und das Fräulein von Berckheim), die Bewohner von Rothau, die sich um ihre Patenschaft drängen, die Pflegebefohlenen in Reichshofen, die Bewohner von Meissenheim[106] — aus einem Munde ihre weiblichen Tugenden rühmen oder ihren tadellosen Ruf ausdrücklich bestätigen, so ist der Zeugenbeweis des Anklägers als mißlungen anzusehen, und so kann auch von dieser Seite ein urteilsfähiger und redlicher Richter zu keinem anderen Urteil als zu einem förmlichen und völligen Freispruch gelangen.

Die edle und rührende Gestalt Friederikens — das ist das Ergebnis unserer Untersuchung — ist auch in ihrem

wirklichen Leben der Anmut und Würde, mit der die Dichtung ſie bekleidete, treu geblieben; ihr Andenken iſt rein und unantaſtbar, und ihr ſchuldlos getragenes Leiden wird ſie fort und fort zum Gegenſtand der Verehrung erhöhen, wie ja auch der Dichter ihr in den beiden Dramen, die ſeiner Buße gelten — Götz und Clavigo — den Namen beigelegt hat, in dem die fromme Verehrung der Jahrhunderte die höchſte vollendete Weiblichkeit anbetet: Maria. Und dabei wird es trotz alles eifernden Gekläffs der Verkleinerer ſein Bewenden behalten.

Aber nun läßt der unermüdliche Ankläger in den Aufzeichnungen des Pfarrers Karl Chriſtian Gambs ein Geſchütz auffahren, das den Leumund Friederikens endgültig zu Boden ſtrecken werde. Um den Eindruck dieſer Aufzeichnungen von vornherein zu verſtärken, erlaubte er ſich in ſeiner erſten Schrift (Friederike von Seſenheim 1892 S. 82) ſogar eine kleine Fälſchung. Er nannte ſie „Tagebuch", obwohl er wußte, daß ſie nicht parallel mit den Ereigniſſen, ſondern aus vierzigjähriger Erinnerung niedergeſchrieben waren. Damals teilte er nur die Friederiken betreffenden, höchſt ehrenrührigen Bruchſtücke mit, ohne den Namen des Autors zu nennen. Der allgemeine Proteſt gegen dieſes unerhörte Verfahren veranlaßte ihn, erſt den Namen preiszugeben und endlich die vollſtändigen Aufzeichnungen, diesmal unter dem richtigen Titel einer „Autobiographie" zu veröffentlichen.[107] Sie umfaßt nur die Jugendjahre (1759 bis 1784) bis zur erſten Anſtellung, die ihn als ſchwediſchen Geſandtſchaftsprediger nach Paris führte; ſpäter ward Gambs Prediger an der Ansgarikirche in Bremen (1807 bis 1814), und 1822 iſt er als Prediger an der St. Aurelienkirche in

Straßburg geſtorben in denſelben Tagen (am 12. September), in denen Näke in Seſenheim „auf Wolken ging“. Dieſer Karl Chriſtian Gambs nun, deſſen perſönlicher Charakter in der Vorrede wohl nicht ohne Abſicht in hohen Tönen geprieſen wird, deſſen Zeugengewicht der Herausgeber nicht vergißt durch den Hinweis zu verſtärken, daß er der Großvater von Emil Frommel war, kommt für uns lediglich als Verfaſſer dieſer Autobiographie, insbeſondere des Abſchnitts über Friederike, in Betracht. Danach iſt er im Jahr 1778 (ohne nähere Zeitangabe) als Straßburger Student, noch ehe er eine theologiſche Vorleſung gehört hatte, zum Predigen in Seſenheim eingeführt worden unter Umſtänden, die mehr Leichtfertigkeit als Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit bei ihm erkennen laſſen. Er will ſofort die ganze Familie (von der auffallenderweiſe nur der Vater und die beiden älteren Schweſtern, nicht die Mutter und nicht Sophie, ebenſowenig der 1763 geborene Chriſtian erwähnt werden) ſowohl durch ſeine Predigt wie durch ſeinen perſönlichen Witz in einen Taumel der Begeiſterung verſetzt haben: Friederike, achtundzwanzig Jahre alt und infolge Grams ihrer Reize entkleidet, „ſchmiegt ſich an ihn,“ veranlaßt ihn zu einem Briefwechſel und weiß ſeine zaudernde Freundſchaft im September desſelben Jahres endlich zur Liebe zu entflammen. Dann heißt es weiter: „Ich war ein reiner, unverdorbener Jüngling; meine glühendſte Einbildungskraft ſchweifte nicht über einen Kuß hinaus, und ſo verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug, im Jahr 1780 gab ſie mir Blößen, die meine bis dahin unentweihte Schamhaftigkeit aufſchreckten und, ob ſie gleich meine Sinn-

lichkeit reizten, die Achtung, die ich bisher für sie als ein reines Wesen gehabt hatte, zerstörten."[108] Zu dieser Erfahrung sei noch der Spott seines Gönners, des Zensors Wenker, gekommen, und so habe er endlich Friederiken, die ihn so schamlos „gelockt, gekörnt" hatte, „einen förmlichen Absagebrief" geschrieben. Seinem Gönner legt er dabei folgende im Zusammenhang ganz unmotivierte, aber deutlich auf Friederike gemünzte Charakteristik in den Mund: „Er sagte mir auf den Kopf zu, daß ich verliebt sein müsse, weil dies das gewöhnliche Los der Theologen sei, daß sie in die Netze einer alten oder alternden Jungfer fallen, die, nachdem sie Ovids Bücher von der Kunst zu lieben in früheren Jahren mit Offizieren, Medizinern und Juristen durchstudiert, endlich ihre letzten Künste an einem Theologen versuche, der, in seiner Lebensweise beschränkt und doch voll heißer Sehnsucht nach Liebesgenuß, gerne vorlieb nimmt und das Entgegenkommen der abgefeimten Dirne für unwiderstehliche Liebe hält."[109] Und damit ja kein Zweifel über die Beziehung dieser Worte sein kann, fährt er fort: „Gerade dies war mein Fall, gerade so war mir's ergangen, so war ich gelockt, gekörnt worden." Bald darauf geriet Gambs auch in theologische Zweifel, und dieser Lebensabschnitt endigt mit den Worten: „Um meine Liebe und meine Zweifel zu vergessen, warf ich mich in die Arme der Sinnlichkeit, und der Lohn meines Selbstvergessens waren Kränklichkeit und der bittre Vorwurf, mir durch die Entwürdigung meiner selbst meine Leiden zugezogen zu haben."[110] Also auch dafür wird die arme Friederike verantwortlich gemacht!

Von vornherein sei zu dieser Schilderung bemerkt, daß ihre Wahrheit oder Unwahrheit weder für noch gegen

die Frage, ob Friederike Mutter eines oder mehrerer unehelicher Kinder gewesen sei, von irgendwelcher Erheblichkeit ist. Ist sie wahr, so beweist sie nur, daß Friederike sich damals in der seelischen Gemütsverfassung befand, daß unter begünstigenden Umständen ihr Fall eintreten konnte; ob er wirklich eingetreten sei, ist eine Tatfrage, die nur durch Tatsachen bewiesen werden kann, und wir haben gesehen, daß der Versuch dieses Beweises nach jeder Richtung mißglückt ist.

Dagegen kann nicht geleugnet werden, daß für die allgemeine Beurteilung Friederikens die Frage nach der Wahrheit der Gambsschen Schilderung allerdings von großer Erheblichkeit ist. Unerhört wäre es ja nicht, wenn ein Mädchen, von dem Geliebten verlassen, aus dem Liebesgram in die Liebessehnsucht fiele und einem neuen Liebhaber auf halbem Wege oder noch weiter entgegenkäme. Das wäre nur dasselbe, als womit Gambs seinen eigenen nachmaligen Fall halbwegs entschuldigen will. In diesem Sinne war auch das Wort des Dorfschulzen von Sesenheim an Kruse gemeint: „Frauenzimmer haben einen langen Rock, aber einen kurzen Sinn.“ Ob die Liebessehnsucht sich aber steigert zur Liebestollheit, zur sinnlichen Brunst, in der Ehre, Familie und Stand vergessen werden, das ist immer noch ein weiterer — und weiter Schritt. Und da sei doch auch an das Wort erinnert, das derselbe Dorfschulze sogleich hinzufügte: „Doch Friederike sei durchaus nicht mannsüchtig gewesen, das habe er (als Nachbar) wohl bemerken können.“ Was Gambs erlebt haben will, ist also jedenfalls etwas für keinen Menschen sonst damals bemerkbar Gewordenes, ja mit allen sonstigen Zeugnissen im Widerspruch stehendes.

Und hier erhebt ſich die Frage nach der Glaubwürdigkeit des Gambsſchen Berichtes.

Meinen erſten Eindruck von dem Charakter des Autors faßte ich nach dem Durchleſen in die Worte: „Abenteurer und Phantaſt mit hervorſtechendem Einſchlag von Eitelkeit," und ich habe bei wiederholtem Durchleſen keinen Grund gefunden, dieſes Urteil zu verändern. Die „romanhafte Phantaſie" hat er ſelbſt als den Quälgeiſt ſeiner jungen Jahre hervorgehoben, und die Abenteurernatur hat er genugſam betätigt durch den zehnwöchigen Ausbruch nach Darmſtadt zum Theater. Schon der Zwölfjährige war nur durch die Umſtände von einer Robinſonade abgehalten worden, und ſein Entſchluß, Theologie zu ſtudieren, wurde geweckt nur durch den abenteuerlichen Klang des Titels „ſchwediſcher Geſandtſchaftsprediger in Paris", der ihm durch Zufall vor Augen gekommen war. Zwiſchen den Entwürfen einer ungezügelten Phantaſie und der Folgſamkeit des Willens fehlten bei ihm die innerlichen Hemmungen. Mit Beharrlichkeit gepaart, werden aus ſolchem Stoff heute Afrikareiſende oder Nordpolfahrer. Gambs mag dieſe Naturanlagen nachher gezügelt haben, aber ganz läßt uns die angeborne Natur nie los, und daß dieſe Lebensſchilderung von durchgängiger Selbſtgefälligkeit und Selbſtbeſpiegelung getragen wird, läßt ſich nicht leugnen. Was dem Verfaſſer die Feder in die Hand gab, wird weniger der Wunſch geweſen ſein, ſeinen Söhnen zu nützen — denn dazu ſind ſeine Mitteilungen keineswegs angetan — als der Wetteifer mit Goethes „Dichtung und Wahrheit", deren drei Teile 1811 bis 1814 erſchienen waren. Alſo die liebe Eitelkeit! Aber gerade der Vergleich mit Goethe zeigt wieder: wenn zwei dasſelbe tun,

iſt es nicht dasſelbe. Wie ein wilder Naturburſch durch ſchlimme Erfahrungen zur Vernunft und Ruhe gebracht wird: das iſt an ſich ein alltäglicher Stoff, der nur durch die Art der Behandlung neu gemacht werden könnte. Aber da fehlt's eben: weder werden die perſönlichen Schickſale ſoweit ins Allgemeine erhoben, daß ſie den Leſer innerlich miterfaßten, noch werden auch nur die äußeren Zuſtände an den Schauplätzen dieſer Schickſale irgendwie zu anſchaulichen Bildern aufgebaut. Dagegen guckt die liebe Eitelkeit aus jeder Zeile hervor. In allen Verhältniſſen hebt ſich die Perſon des Erzählers durch überragende Begabung über ſeine Umgebung weit hinaus und iſt er der Führende; nur wenn die Führung ins Böſe geht, dann übernehmen ſie andere und er iſt der „Verführte". So hat auch in allen Zuſammenſtößen mit den Sitten, der Geſellſchaft, der Fakultät *er* recht, alle anderen unrecht; noch nach vierzig Jahren kann er ſich zu einer unparteiiſchen, auch nur bedingten Würdigung eines gegneriſchen Standpunktes nicht erheben. Der Herausgeber ſucht in einer Anmerkung (S. 98, Nr. 11) die ungünſtigen Folgerungen hieraus hinſichtlich der Glaubwürdigkeit und Zuverläſſigkeit die Spitze abzubrechen durch den Hinweis, daß Gambs ſeine Biographie als ſechzigjähriger Mann ſchrieb, „wo *man* auf die Vergangenheit milde und leidenſchaftslos zurückblickt". Daß aber Gambs eben nicht unter dieſes Subjekt „man" fällt, beweiſen die erſchreckend liebloſen Urteile, die er ohne alle Zurückhaltung über ſeine Verwandten oder Genoſſen ausſpricht, ſodaß ſelbſt der Herausgeber einmal bemerken muß: „Scharf, aber nicht zu ſcharf!" (S. 35, Not. 42.) Dagegen von dem Ton, in dem er von ſich

ſpricht, gibt der Satz eine Probe: „Aber ich, der ich im Gymnaſium rüſtig jedes Halbjahr einen Preis davongetragen hatte, von welchem ſchon einige kleine Aufſätze gedruckt waren, dabei gutmütig und frohſinnig wie meine Mutter ſelbſt, ich hatte ihr bisher jeden Gram, jedes Leid verſüßt“ (S. 27). Man hat von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ geſagt, die Menſchen erſchienen darin nur unter dem Geſichtspunkt der Förderer oder Widerſacher ſeiner Pläne, ihre Charakterbilder ſeien darum ſubjektiv verzerrt und nur mit Kritik zu verwerten. Aber Bismarcks Pläne waren auf die Verwirklichung des höchſten nationalen Gutes gerichtet, und darum bot das Verhalten der Menſchen zu ihnen, auch objektiv genommen, einen gültigen Anhalt zu deren Bewertung. Auf die Gambsſchen Aufzeichnungen läßt ſich das nicht anwenden; hier bleibts bei dem Verdacht, daß ſeine Menſchenſchilderungen ſubjektiv verzerrt und daß ſie nur mit Kritik zu verwerten ſind.

Gehen wir von dieſem Geſichtspunkt an den Abſchnitt über Friederike heran, auf den ſich überhaupt alles Intereſſe an der Schrift konzentriert, ſo liegt die Abſicht, Friederiken die Verantwortung für ſein bald nach der Bekanntſchaft mit ihr erfolgtes Hinabgleiten in den Pfuhl niederen Sinnengenuſſes aufzubürden, klar zutage. An nicht weniger als ſechs Stellen (S. 30 bis 38) wird durch das Selbſtzeugnis, daß er bis zur Bekanntſchaft mit ihr „ein reiner, unverdorbener Jüngling“ geweſen ſei, vorgearbeitet; und dann wird in wohlberechneter Steigerung gezeigt, wie ſie durch ein Verhalten, das bis zu ſchamloſer Selbſtentblößung gegangen, ſeine Sinnlichkeit gereizt habe. Wie er ſeine Geſchwiſter und Genoſſen — ſpätere Amtsbrüder — mit Aus-

drücken „tückisch, rachsüchtig, neidisch, anmaßend, heimtückisch“ belegt, so scheut er sich nicht, Friederiken durch seinen Gönner Wenker (den er selbst wieder als halben Narren schildert) eine „abgefeimte Dirne“ nennen zu lassen. In der Form der Behandlung und im Stil wird in diesem Abschnitt (worauf schon Düntzer hingewiesen hat) der Wetteifer mit Goethe geradezu zur Nachahmung, deren Züge mit Händen zu greifen sind: in der Art der Einführung ins Haus, in der geistreichelnden Romantik des Verkehrs, in dem schwärmenden Nachtspaziergang, in der aktiven Rolle, die Friederiken in der Liebe zugewiesen wird (und zwar mit der Steigerung: Anschmiegung, Briefwechsel, Liebeserklärung, endlich Angriff auf die Keuschheit des unschuldigen Joseph), ferner in der Duldung der Eltern, die auch dieses Verhältnis zweieinhalb Jahre lang so hingehen lassen, ohne zu fragen, was daraus werden solle usw. Nur daß der Nachahmer das Maß verliert und seine Originalität, wie das gewöhnlich ist, durch Überbieten zu betätigen sucht. Bei Goethe befinden wir uns doch immer auf dem Boden einer poetisch gestalteten Wirklichkeit; hier verlieren sich alle Linien in einen formfeindlichen Nebel. Die Phantasie des Nachahmers reicht eben nicht aus zum Gestalten, sie reicht nur hin zum Verleumden.

Was der ganzen Darstellung an Wahrem zugrunde liegen mag, ist natürlich nicht festzustellen, verlohnt sich auch nicht der Mühe festzustellen, weil es überflüssig ist. Wir haben ja gerade aus der Zeit, von der Gambs redet, vom 25. September 1779, den Brief Goethes an Frau von Stein über seinen Besuch in Sesenheim, auf den schon mehrmals hingewiesen wurde, den wir aber hier des Kontrastes wegen im vollen Wortlaut hersetzen wollen:

„Den 25. (September) ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem stiller und guter Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner als ichs verdiente, und mehr als andre an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgendein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen und so war's gut ... Wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand, ich sei jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Wer beide Schilderungen gleichzeitig für wahr halten

kann, der muß einen abſonderlich gebauten Kopf haben; wer aber der Gambsſchen, aus vierzigjähriger, durch Eitelkeit getrübter Erinnerung geſchriebenen Schilderung den größeren Wahrheitswert zuſprechen kann vor der Goetheſchen, die unter dem friſchen Eindruck im unmittelbaren Anſchluß an den Beſuch ſelbſt niedergeſchrieben iſt, dem iſt vollends nicht zu helfen. Dies tut aber der „kritiſche" Froitzheim; er ſucht ſogar die Unglaubwürdigkeit des Goetheſchen Briefes gegenüber den Gambsſchen Behauptungen mit emſiger Befliſſenheit zu beweiſen — mit Gründen, die jeder zu ſeiner Erheiterung auf Seite 114 der „Autobiographie" ſelbſt nachleſen mag.

Goethes Schilderung erhält aber noch ein beſonderes Gewicht, wenn man ſie vergleicht mit der gleich darauf folgenden über ſeinen Beſuch bei Lili in Straßburg, der am Tag darauf ſtattfand. Auch dieſe ſei hier im Wortlaut wiederholt:

„Den 26. Sonntags traf ich wieder mit der Geſellſchaft zuſammen und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lili und fand den ſchönen Grasaffen mit einer Puppe von ſieben Wochen ſpielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und ſah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet iſt. Ihr Mann, aus allem was ich höre, ſcheint brav, venünftig und beſchäftigt zu ſein, er iſt wohlhabend, ein ſchönes Haus, anſehnliche Familie, einen ſtattlichen Rang pp: alles was ſie brauchte pp. . . ."

Welch ganz anderen Farben ſind hier verwendet! „Der ſchöne Grasaff" — „da ich denn zu meinem Ergötzen

fand" — „die gute Kreatur" — Rang, Stand, Vermögen als die Lebenswerte, die ſie befriedigen: kein Zweifel, hier iſt der Blick beluſtigt von oben nach unten gerichtet, wie in die Wirtſchaft eines guten Kindes — in den Worten über Friederike ſpricht ſich Achtung, ja andächtige Scheu aus; der Blick iſt von unten nach oben gerichtet, das Gefühl der Ehrfurcht, das im Götz und im Clavigo den Namen Maria herbeigerufen, hat ſich ihm bei dieſem Beſuch beſtätigt und erneuert. O du guter Karl Chriſtian Gambs! Hätteſt du von dem Daſein dieſer gleichzeitigen Briefe eine Ahnung gehabt, du hätteſt gewiß deinem Wenker das Wort von der „feilen Dirne" erſpart und wäreſt mit der Preisgabe deiner Taten und Meinungen vorſichtiger verfahren! Hätteſt du aber erſt von dem Daſein eines oder gar eines halben Dutzend unehelicher Kinder etwas gewußt, wie würdeſt du dieſes lehrreiche Ende zur Vermahnung deiner Söhne und zur Beſtätigung deiner Erlebniſſe benutzt haben, und mit Recht! Aber du ſchweigſt, und deinem Herausgeber, der ſonſt in den entlegenſten Kleinigkeiten einen oft komiſchen Scharfſinn verbraucht, kommt gar nicht der Gedanke, daß dieſes dein Schweigen an dieſer Stelle qualifiziert iſt und daß es den bündigſten Beweis liefert, daß dieſe Kinder, von denen du als Freund und Studiengenoſſe Chriſtian Brions hätteſt wiſſen müſſen, eitel Luftblaſen ſind, aus fauler Phantaſie geboren! —

Hier iſt denn auch die Stelle, um einmal die hiſtoriſche Methode Froitzheims näher ins Auge zu faſſen.

Gegen die Aufrollung der „Friederikenfrage" an ſich und ihre Unterſuchung bis ins Kleine und Einzelne iſt natürlich kein Einwand zu erheben. In der wiſſenſchaft-

lichen Forſchung gibt es keine erlaubten und unerlaubten Probleme. Froitzheim kann ſich auch mit Recht darauf berufen, daß er die „Friederikenfrage“ nicht geſchaffen, ſondern vorgefunden habe. Sie war, ſeidem Näke die umgehenden Gerüchte in die Literatur eingeführt, mannigfach behandelt, aber ohne daß es gelungen wäre, zu einer objektiv gültigen Entſcheidung zu gelangen. Dieſes Problem alſo anzufaſſen und, wenn er es anfaßte, es zu tun mit Beiſeiteſetzung jeder anderen Rückſicht als der auf die Wahrheit, war ſein gutes Recht.

Leider aber miſcht ſich ſchon in die erſte Frageſtellung eine gewiſſe ſubjektive Abſichtlichkeit. Dem Forſcher waren Zweifel gekommen, ob der mit Friederikens Andenken getriebene „Kultus“, der in der feierlichen Eröffnung des Friederikenhaines im Jahr 1880 gipfelte, berechtigt ſei. Seltſamerweiſe brachte ihn gerade das wertloſe Gerede des Schriftſtellers A. Weill (vielleicht ſprach in deſſen Wertſchätzung die Entdeckerfreude mit) zu der Überzeugung, daß jener Kultus „ungerechtfertigt“ ſei. Und nun wandelt ſich ihm die Frage: Iſt der Friederikenkultus berechtigt oder nicht, ſofort in die Aufgabe: Zu beweiſen, daß er es nicht ſei.[111] Dadurch wird ſogleich der Blick des Forſchers einſeitig und zwar nach der verneinenden Seite eingeſtellt und feſtgehalten.

Die Aufgabe des Hiſtorikers iſt keine weſentlich andere als die des Unterſuchungsrichters. Zuerſt hat er die Zeugen der Reihe nach zu verhören, dann ſie zu ſichten nach der ſachlichen Erheblichkeit ihrer Ausſagen, nach ihrer zeitlichen und örtlichen Nähe zu den bezeugten Dingen und nach ihrer perſönlichen Glaubwürdigkeit, die wieder von ihrer intellektuellen Fähigkeit und moraliſchen Zuverläſſigkeit ab-

hängt. Wie aber geht Froitzheim zu Werk? Er sündigt schon gegen die erste Forderung, die des unparteiischen Verhörs. Denn indem er die Zeugen vorführt, sucht er, noch ehe er sie reden läßt, die Stimmung des Lesers für oder gegen sie zu beeinflussen, und zwar je nachdem sie belasten oder entlasten. Das tritt sogleich bei Näke und Kruse scharf hervor. Näke hatte sich in Sesenheim wie ein empfindsamer Backfisch benommen und fühlte das hinterher selbst. Der junge Kruse dagegen erfüllte mit Umsicht die Pflicht des Forschers, indem er nicht nur Schweppenhäuser (bezw. dessen Schwiegersohn) anhörte, sondern auch auf dessen angebliche Quellen zurückging. Ihm verdanken wir die Aussagen damals noch lebender Zeitgenossen, ihm die Rettung des Restes der Sesenheimer Lieder Goethes. Verdienst genug, um ihm den Anspruch auf die erste Stelle unter den literarischen Zeugen zu sichern! Was tut aber Froitzheim? Er führt ihn gleich mit der Empfehlung ein: „War der Versuch verfehlt ..., so war es von der öffentlichen Meinung noch verkehrter, dem Unternehmen Heinrich Kruses ... Beifall zu zollen." Und dann dreht er das Verhältnis zu Näke um: dieser ist der „gereifte und angesehene Mann" (Friederike S. 17), Kruse „der Student", „der neunzehnjährige Student" (S. 15, 16), seine Fragen an die Bauern sind „vorlaute Fragen" (S. 20 f.), seine Zweifel an der Lauterkeit Schweppenhäusers sind „frivole Unterstellungen des jungen — wie des alten Kruse" (S. 20), die von ihm berichteten günstigen Aussagen des alten Ochsenwirts werden verdächtigt als beeinflußt durch das Interesse des Wirts an dem aufkommenden Fremdenverkehr (S. 21). Die späte Veröffentlichung von Kruses Urbericht wird als unangebracht

diskreditiert mit der köſtlichen Wendung: „Heinrich Kruſe ... hielt es im Jahre 1878 ... für angezeigt, ſeinen Bericht ... vollſtändig zu veröffentlichen.“ Zweimal wird behauptet, daß Kruſe „im Auftrage“ (S. 10) oder „auf Veranlaſſung“ (S. 16) Näkes ſeine Reiſe ins Elſaß unternommen habe. Das ſteht im geraden Widerſpruch zu deſſen ausdrücklichem Wort, Näke habe „nicht um dieſe Reiſe gewußt“[112] und ſoll wohl gleichfalls dieſen Zeugen als einen unſelbſtändigen, nach gegebenen Anweiſungen handelnden jungen Mann hinſtellen, auf deſſen Wort nichts zu geben ſei. Froitzheim verſchweigt dabei, daß Näke ſelbſt dieſem jungen Mann das Zeugnis ausgeſtellt: „daß er ſchwarz von weiß zu unterſcheiden wiſſe,“ und fällt in ſeinem „Gambs“ (S. 128) noch ſpäter das durch nichts bewieſene Urteil: „Die ungeeignetſte Perſönlichkeit zur Erforſchung der Wahrheit war der neunzehnjährige Student Heinrich Kruſe.“ Die leidenſchaftliche Anfeindung der Perſon dieſes Zeugen im Verein mit jenen kleinen Abweichungen von der Wahrheit beweiſen, wie unbequem die klaren, ſachlichen Mitteilungen Kruſes der einſeitig auf den Schuldbeweis gerichteten Abſicht Froitzheims waren, und ſtellen deſſen Anſpruch auf reines Wahrheitsintereſſe in kein ſchönes Licht.— Der anklagende Schweppenhäuſer dagegen gehört, wie Näke, zu den „gereiften und angeſehenen Männern“ (S. 17), es wird an ihm die „Offenheit des gebildeten und wohlunterrichteten Mannes“ gerühmt und ſeine vornehme Vergangenheit und noch vornehmere Verwandtſchaft herbeigeholt (S. 3), um das Gewicht ſeiner Mitteilungen zu verſtärken. Die abfälligen Bemerkungen über ihn von A. Weill (S. 49), deſſen Zeugnis doch ſonſt über alles geſtellt wird, vergißt der Herr

Kritiker hier ganz zu verwerten. Dagegen wird Goethes Ausdruck in den „Spiegelungen“: „ein wohlmeinender unterrichteter Mann“ voll ausgeschlachtet, obwohl Goethe gewiß aus Näkes Bericht zum erstenmal von dem Dasein Schweppenhäusers erfahren hatte, obwohl der Ausdruck sichtlich nichts ist als die bequeme Formel des Weltmannes, der das Entfernte durch billiges Geltenlassen sich vom Leibe hält, und obwohl, wenn Goethe Schweppenhäusers Angaben sachlich durch diesen Ausdruck hätte bestätigen wollen, er ja auch dessen fehlgehende Angaben über seinen eigenen Besuch vom Jahre 1779 bestätigt hätte! — Und nun Niebuhr! Es kann nur als gewollte Irreführung angesehen werden, wenn Froitzheim wiederholt von „Niebuhrs selbständigen Straßburger Erkundigungen“ (Gambs S. 129) oder von den „Ermittelungen Niebuhrs“ (ebenda S. 148) spricht und dann das ganze Gewicht des berühmten Geschichtsforschers gegen Friederike in die Wagschale wirft (Friederike S. 19). Denn er weiß doch ganz genau, daß gegenüber jener günstigen Äußerung über Friederike, die in einem Briefe von Niebuhrs eigener Hand enthalten ist (siehe oben S. 157), die ungünstige nur in einer Fußnote des Kruseschen Berichts vorliegt, und daß jene auf eine direkte mündliche Äußerung eines nahen Verwandten, diese dagegen keineswegs auf „Ermittelungen“, sondern lediglich auf eine unkontrollierbare Privatnachricht aus Straßburg zurückging. Für einen unparteiischen Forscher mußte also Niebuhr noch eher als Ent-, denn als Belastungszeuge in Betracht kommen. — Doch so geht es die ganze Reihe der Zeugen entlang: den Geschwistern Weill wird jedes Wort ihres konfusen Geschwätzes geglaubt, nicht wegen der wirtschaftlichen Stellung der Juden (das ist nur ein

fadenscheiniger Vorwand), sondern offenbar, weil sie rücksichtslos belasten. Genug, Froitzheim verfährt, wie ein gewissenloser Untersuchungsrichter verfahren würde, der die Entlastungszeugen von vornherein anschnauzte und einschüchterte, die Belastungszeugen dagegen lobte und ermunterte.

Ein weiteres Kunststück betrifft die Gruppierung der Zeugen. Es gehört zum ABC der philologischen und historischen Kritik, daß z. B. zur Feststellung eines Textes die überlieferten Handschriften nicht gleichwertig hingenommen oder nach subjektivem (wenn auch ehrlichem) Ermessen bewertet werden: sondern die Handschriften werden auf ihre gegenseitige Abhängigkeit untersucht und danach in Gruppen oder Stämme geteilt, sodaß die einzelne Handschrift nur im Verbande ihres Stammes als Zeugnis wiegt. Dieses ABC ist dem Philologen und Historiker Froitzheim, dem einstigen Schüler Useners, selbstverständlich geläufig. Dennoch macht er keinen Gebrauch davon. Vielmehr er stellt alle Schuldzeugen (die anderen werden einzeln abgewürgt und verschwinden dann) in eine Reihe gleichwertig nebeneinander, ohne die Frage ihrer gegenseitigen Abhängigkeit auch nur aufzuwerfen. Zeuge ist ihm aber jeder, der gedruckt oder mündlich die Schuldgerüchte auch nur erwähnt hat; es genügt sogar, daß aus zweiter, dritter Hand eine mündliche Erwähnung erwähnt wird. So wird jeder Träger des Gerüchts zum Zeugen, aber nicht etwa für das bloße Dasein, sondern sofort für die Wahrheit des Gerüchts. Auf diese Weise kommt die stattliche Phalanx gegen die arme Friederike zustande, die da wie eine arme eingefangene Hexe vor ihren Peinigern steht. So werden „die unabhängig voneinander auftretenden und gegenseitig sich ergänzenden Angaben

Schweppenhäuſers, Näkes, Weills und ſeiner Schweſter, ſowie der Altſtraßburger" konſtruiert[113] und dieſe Reihe, durch die Namen der Altſtraßburger ergänzt, des öfteren triumphierend wiederholt: Niebuhr, Näke, Schweppenhäuſer, Alexander und Florette Weill, Edmund Scherer, Neffzer, Küß und deſſen mit Friederike befreundete (!) Magd."[114] Dazu kommt noch Jakob der Neffe, Leyſer, der elſäſſiſche Pfarrer Ungerer. Was bleibt dieſer Übermacht gegenüber zu tun als die Waffen zu ſtrecken! — Indeſſen eine ſolche Verhöhnung aller wiſſenſchaftlichen Methode kann bei einem Fachmann, der ſich brüſtet, Erich Schmidt habe „von ſeiner Gründlichkeit noch recht viel zu lernen",[115] nicht mehr entſchuldigt werden: es iſt bewußte Verſchleierung in einer ſchlechten Sache. Oder darf man ſich die Verblendung durch vorgefaßte Meinung ſo ſtark vorſtellen, daß das Bewußtſein für die Bedeutung ſo alltäglicher Begriffe wie „unabhängiger Zeuge" dadurch getrübt würde? —

Wie es in Wahrheit mit der Unabhängigkeit jener Zeugen beſtellt iſt, haben wir ſchon geſehen; wir wollen jetzt noch einen Blick auf die Gruppe der „Altſtraßburger" werfen. Froitzheim verſteht darunter Zeugen aus dem Straßburg der letzten franzöſiſchen Zeit vor 1870. Was dieſe „bezeugen" ſollen, iſt freilich nicht recht klar, denn eigenes Wiſſen von Dingen und Perſonen, die hundert Jahre zurücklagen, konnten ſie doch nicht haben. Er nennt den letzten franzöſiſchen Maire, Dr. Emil Küß, und die beiden Theologen, ſpäteren Redakteure des „Temps", Edmund Scherer und Auguſt Neffzer.[116] Von dieſen ſoll der erſtere „ſeinerzeit" (nach dem Zuſammenhang ſcheint 1858 gemeint) die Äußerung getan haben, „Friederikens Kind ſei ja auf

der Straßburger Mairie eingeſchrieben"; die beiden letzteren äußerten ſich 1880 gegen Th. Zolling dahin: „Uns Elſäſſer amüſiert das emballement der deutſchen Profeſſoren, denn wir ſind in der Sache von einer ganzen Generation glaubenswerter Männer unterrichtet. Friederikens Kind von dem Abbé iſt auf der Straßburger Mairie eingeſchrieben und in der Stadt wohlbekannt geweſen, und man findet eines Tages vielleicht auch noch den kleinen Goethe." In der „Generation glaubenswerter Männer" begegnen wir wieder nur den Trägern der Straßburger Gerüchte, die wir ſchon kennen; die behauptete amtliche Urkunde iſt aber niemals produziert worden, obwohl ſie doch dem Maire, wenn er wirklich von einer ſolchen (ſei es auch unter fremdem Namen) wußte, jederzeit zugänglich war. Entweder alſo iſt ſie bloßes deutſchfeindliches Renegatengeflunker, oder es liegt eine letzte dunkle Erinnerung über den Sterbeakt des Blumenhold vor, der zu jenen Gerüchten den erſten Anlaß gab. Nicht einmal den Namen Blumenhold wiſſen dieſe „Zeugen", und doch ſollen wir ihnen glauben, das angebliche Abbé-Kind ſei „ſtadtbekannt" geweſen! Dieſer Gruppe fügt nun Froitzheim noch jene alte Magd des Dr. Küß hinzu, die ehemals im Brionſchen Hauſe gedient haben ſollte. Dieſe bezeugt nämlich die erſchütternde Tatſache, daß ſie — Friederike einmal in der Kirche habe heftig weinen ſehen! So wörtlich Gambs S. 66! Wahrlich, es muß ſchlimm ſtehen um eine Sache, zu deren Stütze ſolche Strohhalme nicht verſchmäht werden!

Froitzheims „Zeugen" können wir in drei Gruppen teilen: 1. Niebuhr, Schweppenhäuſer und von dieſem abhängig: Näke, die beiden Weill; 2. Jakob Brion der Neffe

und von ihm abhängig: Leyſer, Ungerer; 3. die ſogenannten „Altſtraßburger". Keine dieſer Gruppen hat eigenes Wiſſen, ſie ſind darum gar nicht Zeugen, ſondern nur Träger ein- und desſelben Gerüchts, das durch ſie hindurch flutet; ſie unterſcheiden ſich nur durch die beſonderen Beſtandteile desſelben, die ſie unter viel ſonſtigem Geröll ans Land ſpülen: Nr. 1 den Namen Reimbolt, Nr. 2 den Namen Stephansfeld, Nr. 3 die dumpfe Kunde von vorhandenen Akten. Dieſe Akten hat Froitzheim glücklich gefunden und herbeigeſchafft. Es zeigt ſich aber, daß zwiſchen ihnen und dem Namen Friederike Brion nicht die mindeſte Verbindung beſteht, und daß ſie, anſtatt zur Belaſtung, vielmehr für jeden, der ſehen kann und will, zur endgültigen Entlaſtung führen. So iſt in der Tat durch Froitzheim, wie er ſich rühmt, „die Wahrheit ans Licht gebracht", aber im entgegengeſetzten Sinne als er es meint.

Daß die einmal entſtandene Sage im Munde der Leute auch in widerſprechende Formen weitergebildet wurde, liegt in der Natur der Sage. Dieſe Widerſprüche dienen dem *kritiſchen* Betrachter zur Erkenntnis eben der Sagenhaftigkeit; für den *gläubigen* Hiſtoriker, der ihnen zum Trotz an der Geſchichtlichkeit feſthalten will, ſind ſie eine Quelle der Verlegenheit. Wie hilft ſich ihnen gegenüber Froitzheim? — Durch ein einfaches Kunſtſtück, das in der Geſchichte der hiſtoriſchen Methode den Namen *Harmoniſtik* erhalten hat. Es ſtammt aus ihrer Kindheit und iſt am bekannteſten aus der älteren Evangelienkritik. Es beſteht darin, daß abweichende Züge derſelben Sage, wenn ſie ſich vereinigen laſſen, zu einer und derſelben Geſchichte zuſammengelegt — wenn ſie ſich nicht vereinigen laſſen, als

Bekundungen verſchiedener Tatſachen gefaßt werden. Für die letztere Form kann die Behandlung der doppelten Kindheitsgeſchichte Jeſu, wie ſie heute noch in den zugelaſſenen Schulbüchern üblich iſt, als Muſterbeiſpiel gelten. Genau nach dieſem Beiſpiel arbeitet unſer „Hiſtoriker". Der Blumenhold iſt in Straßburg geboren, aber Weill nennt Jule bei Waſſelnheim als Geburtsort des Reimboltkindes. Die unmögliche Form des Ortsnamens Jule wird zunächſt ſchlankweg in die mögliche Julenheim korrigiert. Aber auch dies exiſtiert nicht. Da hilft dem Kritikus der Geiſt, er ſchreibt getroſt — Gugenheim (zugleich der Geburtsort Reimbolts), das im Volksmund Gug'ne lautet. Jule = Gug'ne: was kann einfacher ſein? Da aber ein Kind auch nicht in Gugenheim und in Straßburg zugleich geboren ſein kann, ſo iſt nach der Harmoniſtik (den Glauben an die Sage als Dogma vorausgeſetzt) bewieſen, daß es ſich hier um zwei verſchiedene Kinder Friederikens handelt. Aber der Neffe nennt Urmatt? Nach derſelben Methode iſt flugs das dritte, in Urmatt geborene Kind gefunden.[117] Nun „munkelt" ja die Sage und nach ihr A. Weill von einem Sohne Goethes — Grund genug für unſeren „Hiſtoriker", hier das vierte (chronologiſch das erſte) Kind zu ſehen! — Sodann hatte Niebuhr ja Berichte von weiteren, und zwar ein bis zwei, Verführungen durch Offiziere von Saarlouis. In ſeiner erſten Schrift ſtellte Froitzheim aus Saarlouis einfach Fort Louis wieder her, und mit dem nahe liegenden Fort Louis ließ ſich die Zweizahl der Verführungen allenfalls aufrecht erhalten. In ſeiner zweiten Schrift indeſſen hat er ſich beſſer beſonnen. Er macht ſeine Verbeugung vor der Autorität Niebuhrs und läßt Saarlouis ſtehen (Gambs S. 145). Nun

iſt aber Saarlouis weit von Seſenheim, und in der Kinderzeugung gibt es noch keine Wirkung in die Ferne. Er bringt alſo dieſe Verführung in Zuſammenhang mit der Reiſe Friederikens nach Saarbrücken, auf die ſich das Lenzſche Gedicht „Ach biſt Du fort" bezieht. Zu dieſem Zwecke wird dieſes Gedicht wieder Goethe zugewieſen, um die Reiſe in den Mai 1771 (ſtatt 1772) legen zu können, und dafür die Autorität des früheren K. Goedeke angerufen, wohlweislich aber verſchwiegen, daß K. Goedeke ſeine Meinung ſpäter geändert und ſelbſt widerlegt hat. Hier in Saarbrücken ſoll dann die Verführung durch Offiziere von Saarlouis ſtattgefunden haben. Als Friederike dann „vor oder nach Pfingſten" (nämlich um den 19. Mai) 1771 von Saarbrücken wieder zurückkehrte, habe der zum Beſuch weilende Goethe den veränderten Zuſtand bemerkt, und das ſei der eigentliche Grund ſeines Bruches mit Friederike. Aus dieſem Rattenkönig von Unſinn[118] ſpringt wenigſtens — das fünfte Kind hervor. — Aber nun kommt das Kunſtſtück der Kunſtſtücke. Schweppenhäuſer redete doch von einer Schwangerſchaft um die Zeit von Goethes Beſuch 1779. Zwar führt er ſie auf Reimbolt zurück, aber deſſen angebliches Kind iſt ja nach den Akten erſt 1787 geboren. Könnte indeſſen doch nicht etwas dahinter ſtecken? Es wäre doch ſchade, einen ſo ſchönen Klatſch in der Verſenkung verſchwinden zu laſſen! Man erwäge alſo folgendes. Der Student Gambs findet 1778 Friederike in einem höchſt erregten Zuſtand auf der wilden „Jagd" nach einem Manne (S. 35). Er findet ſie ferner durch Gram der Reize entkleidet. Das gibt zu denken! Ein Aktenfund aus Stephansfeld kommt wieder zu Hilfe, das Gegenſtück zur Reimboltiade.[119] Am 23. Ok-

tober 1779 — man beachte: auf den 25. September 1779 fällt Goethes Beſuch — bringt der katholiſche Pfarrer Wolbert von Feſſenheim bei Straßburg ein zwei Wochen altes Kind, Johann Baptiſt, in das Findelhaus von Stephansfeld und erlegt das Erziehungsgeld von dreihundert Franken. Als Eltern nennt er Joh. Baptiſt de Sade und Franciſca de Croiſade. Das Kind war am 9. Oktober zu Blienſchweiler (bei Schlettſtadt) getauft (und geboren), wobei Paten ſtanden der dortige Gemeindeſchreiber und Lehrer Anton Schloſſer und ſeine Frau Maria Franziska Wolbert. Und nun aufgepaßt! Franziska Wolbert ſtammte aus Keſtenholz (bei Blienſchweiler). Auch der Pfarrer Wolbert ſtammte aus Keſtenholz. Mit einer Wolbert aus Keſtenholz war auch verheiratet der königliche Einnehmer Joſ. Dominik Poinſignon in Hagenau. Deſſen Bruder, der katholiſche Pfarrer Felix Karl Poinſignon (geboren 1754 in Hagenau), unterzeichnete am 3. März 1787 als Vikar von St. Stephan in Straßburg den Taufakt des Blumenhold. Alſo: ein Wolbert hat 1779 den Joh. Baptiſt de Croiſade ins Findelhaus gebracht, ein Poinſignon hat 1787 den Blumenhold getauft, ein Poinſignon war mit einer Wolbert verheiratet — Schluß: „die Familie Poinſignon-Wolbert“ (sic) hat die Unterbringung jener beiden Kinder (1779 und 1787) „aus Rückſicht auf eine (sic) befreundete Familie“ übernommen. Wer war nun die befreundete Familie? Goethe nennt in Dichtung und Wahrheit unter den Orten, an denen von Seſenheim aus im Sommer 1771 (mit der von Saarbrücken her ſchwangeren Friederike?) Freunde beſucht und Bewirtung angenommen wurde, auch Hagenau. In Hagenau war der Vater jener Brüder Poinſignon „eine angeſehene Perſön-

lichkeit", die Brüder ſelbſt „mit Friederike ungefähr gleichalterig". Daraus erſter Schluß: die katholiſche Familie „Poinſignon-Wolbert" gehörte zu dieſem engeren Freundſchafts- und Verkehrskreiſe des evangeliſchen Pfarrhauſes in Seſenheim. Zweiter Schluß (wörtlich S. 114): „Wer kann da noch zweifeln, daß Jean Baptiſte de Sade, der nach den Findelakten ſchon am 20. September 1782 ſtarb, und Johann Lorenz Blumenhold (1787 bis 1807) Kinder der Friederike geweſen ſeien!" Jedes Wort iſt hier überflüſſig. Alſo glücklich das ſechſte Kind! Und diesmal gibt der Pfiffikus zu verſtehen, daß er (nicht etwa den einliefernden Pfarrer Wolbert, wie in dem Falle Reimbolt, ſondern) den Studenten Gambs für den Vater hält (S. 116), obwohl er deſſen rückhaltloſe Offenheit und Wahrheitsliebe ſonſt in den höchſten Tönen rühmt, und obwohl dieſer gerade für die Jahre 1779 und 1780 ſich den Charakter des „reinen und unverdorbenen Jünglings" beſonders beilegt (S. 35 f.). Dies iſt einer der Fälle, wo der Scharfſinn Froitzheims, wie oben geſagt, komiſch wirkt. Denn mag man dieſen krauſen Gedankengängen folgen oder nicht, des Heiterkeitserfolges ſind ſie auf alle Fälle ſicher. Die Lächerlichkeit iſt ſogar ſo groß, daß das Lachen beim Leſer den Ekel überwindet.

Man fragt unwillkürlich: woher dieſer Haß? Denn das iſt nicht mehr Geſchichtſchreibung, ſondern haßerfüllte Verfolgung. Es gibt Naturen, die an den Erſcheinungen der Geſchichte im weſentlichen die Ab- und Nachtſeite ſehen und dieſe mit um ſo eigenſinnigerem Trotze hervorarbeiten, je mehr die Welt ſich von ihrer lichten Seite gefeſſelt oder auch geblendet zeigt. Dieſen Urſprung ſeiner Friederikenforſchung

hat uns ja Froitzheim ganz unbefangen bekannt. Und nun wird mit wahrem Maulwurfseifer gegraben, geſucht, verknüpft, gedeutelt; das Fazettenauge, das nur für Einzelnes, nicht für ein Ganzes geſchaffen iſt, bleibt an jedem Sandkorn hängen, und emſig ſchleppen es die Ameiſenarme herbei zum Berg. Der aber rollt immer wieder auseinander, weil die Sandkörner keinen Halt in ſich und keinen Halt an dem umgebenden Boden finden. Froitzheim iſt ein Meiſter im Herbeiſchaffen von Material. Aber Kärrner iſt noch nicht Baumeiſter: das zeigt ſich in der Art, wie er ſein Material zuſammenſetzt. Es fehlt ihm die Vorſtellung, ja ſchon die Forderung eines organiſch gefügten Ganzen. Wie die „feile Dirne“ und die „allgemein geachtete Friederike“ zu einer Perſon zuſammengehen, wie die Dirne in dieſem geiſtigen und ſozialen Milieu auch nur möglich war, wie ein Schandleben voll ſinnlicher Wut nicht nur vor den Augen der Welt verborgen bleiben, ſondern wie es einen Goethe (der doch nach unſerem Gewährsmann doppelt und dreifach darauf geſtoßen war) noch in ſpäter Erinnerung zu verherrlichender Darſtellung begeiſtern und rühren konnte: das ſind Fragen, die einen Froitzheim nicht kümmern, oder mit denen er ſich, falls ſie ſich gar zu gebieteriſch aufdrängen, mit den billigſten Mitteln abfindet. Die plumpſten Widerſprüche ſchrecken ihn nicht. Ein Satz wie: „Unterdeſſen vierzig Jahre alt geworden und an trüben Erfahrungen (welchen?) reicher, hatte ſie alle Liebeswünſche hinter ſich und wußte durch ihre angeborene Herzensgüte und Liebenswürdigkeit alle Vorurteile, die ſich etwa gegen ſie regen mochten, zu beſiegen“ (Friederike S. 97), macht dieſen Herzens- und Nierenprüfer nicht ſtolpern. Erſt Dirne, dann

Dame — ein bischen Zeitunterschied erklärt alles! Ähnlich wird auf der einen Seite Friederikens angebliches Lasterleben mit dem tiefsten Geheimnis umgeben, um seine Verborgenheit glaublich zu machen (S. 52. 76), dann aber wird wieder frischweg behauptet: „Die Sache konnte ja gar nicht geheim gehalten werden, da Friederike den Sohn gewiß oft (sic) in Straßburg besucht haben wird, so daß die Hausbewohner und Nachbarn davon erfuhren!" (S. 70.) Und so wundern wir uns nicht mehr, daß in der Froitzheimschen Methode auch der Kunstkniff nicht fehlt, der in jeder schlechten Sache herhalten muß: eine Beschuldigung tritt an der ersten Stelle als unsicheres Gerücht auf, wenige Seiten weiter ist sie schon zur sicheren Behauptung geworden, an der dritten Stelle wird sie ohne weiteres als bewiesen behandelt. Ein Forscher, der mit solchen Mitteln und solchen Auskünften und Auskünftchen ad hoc arbeitet, die nur bestimmt sind, unbequemen Fragen für den Augenblick zu begegnen, hat den Anspruch verwirkt, ernst genommen zu werden. Und nun muß ihm auch noch das wahrhaft tragische Schicksal begegnen, daß, indem er auf- und abkeucht, um aus Klatsch und Geschwätz den Berg aufzuhäufen, unter dem die Ehre der Pfarrerstochter ersticken soll, er just den Fund zutage fördert, durch den es erst möglich wird, ihre Ehre vom letzten Stäubchen zu befreien. Für die Entdeckung des armen Blumenhold, zumal sie nicht dem Zufall, sondern methodischem Suchen geglückt ist, bleibe seinem Andenken der aufrichtige Dank unverloren! —

Wir verlassen nunmehr Froitzheim, um uns seiner Schule zuzuwenden. Denn Schule hat er gemacht. Da ist zunächst ein Herr Gustav Adolf Müller, den trotz seiner

proteſtantiſchen Vornamen ein höchſt reklamehaftes Ausſchreiben vor Jahren als den „katholiſchen Dichter“ pries und abbildete. Er hat ſeinen Titel an den Froitzheimſchen Forſchungen wahr gemacht, indem er ſie zu katholiſieren verſuchte. Er hat nämlich von der Blumenholdiade die Vaterſchaft des (allein mit ihr kompromittierten) katholiſchen Pfarrers Reimbolt losgetrennt, aber die evangeliſche Pfarrerstochter (von der die Akten ſchlechterdings nichts wiſſen) mit ihr ſitzen laſſen. Das Kunſtſtück wird geliefert mittels eines Ausſpruchs des heutigen biſchöflichen Amtes in Straßburg, vor dem dieſer Forſcher als einer „Belehrung“ ſich beugt und bekennt, daß ſie „völlig ausreicht und geſchichtlich gültig iſt“. Das Verfahren erinnert einigermaßen an jene Fremden, die, auf der Wartburg herumgeführt, über die Geſchichtlichkeit des dort bildlich dargeſtellten Sängerkriegs verſchiedener Meinung waren und zur Entſcheidung die Autorität des — Fremdenführers anriefen. Da indeſſen die deutſche Wiſſenſchaft noch nicht da angekommen iſt, daß ſie ihre Streitfragen durch Prieſtermund entſcheiden laſſen muß, ſo können wir hiermit von G. A. Müller und ſeinen beiden Büchern über Seſenheim Abſchied nehmen.

Schwerer wiegt, was Eduard Engel in ſeinem neueſten Buch „Goethe, der Mann und das Werk“ S. 73 bis 84 vorträgt. Zwar ſcheint es auf den erſten Blick ungerechtfertigt, ihn der Schule Froitzheims zuzuzählen, denn er lehnt deſſen Unterſuchungen in Bauſch und Bogen mit vornehmer Handbewegung ab: wir können von dieſen Dingen nichts wiſſen, und wir wollen und brauchen davon nichts zu wiſſen. Es iſt ſchon oben darüber geſprochen worden, wiefern dieſer Standpunkt des Ignorabimus und des Noli me tangere

zulänglich ist oder nicht. Aber dann ist es doch sichtbar der Vorgang Froitzheims, der ihn ermutigt, wenigstens bei den auf Goethe bezüglichen Behauptungen einzuhaken und — zwar nicht das Dasein eines Goethesohnes zu behaupten (auch davon können, wollen und brauchen wir ja nichts zu wissen), wohl aber — auch nicht eigentlich von „Verführung" zu reden, sondern einfach zu sagen: daß Friederike in den Armen Goethes „dem Ansturm der holdesten Mächte erlag"; und dabei „sei nicht an ihre Schuld, sondern an ihre Unschuld gedacht", die sie eben gegen jene Mächte wehrlos machte. Und um diesen Kern werden dann die schönsten Wortarabesken geschlungen, daß der Leser sich fast gefangen fühlt und sagt: „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen." In der Tat, ein junges Mädchen, dessen unerfahrenes Herz sich dem ersten heiligen Gefühl ihrer Liebe ganz, bis zum letzten Rest, hingibt, mag fortan im gesellschaftlichen und polizeilichen Sinne beschollen sein, im menschlichen ist sie es noch nicht. Und wenn sie das Schicksal der Verlassenen nachher so trüge, wie Friederike das ihrige getragen hätte, so verdiente sie immer noch unser Mitleid und jene mit Ehrfurcht gemischte Scheu, die wir den großen Schicksalsträgern entgegenbringen. Freilich die Schuld, die wir von Friederikens Schultern nähmen, fiele mit um so größerer Wucht auf Goethe, der sich wie ein gemeiner Verführer und Feigling vor der leichtsinnig heraufbeschworenen Verantwortung davongestohlen hätte.

Soweit wäre also gegen die Engelsche Ansicht nicht viel einzuwenden. Aber dann hat er ihr eine höchst bedenkliche Wendung gegeben. Den Beweis nämlich für die stattgehabte — sagen wir immerhin der Kürze wegen „Verführung" holt er

aus den oben beſprochenen fünf Briefen Goethes an Salzmann, die er um Pfingſten 1771 aus Seſenheim ſchrieb. Engel nennt ſie „Angſtbriefe“, denn er erblickt in der darin bekundeten zwieſpältigen Stimmung die Zeichen einer „fiebernden Angſt“, bei der der Schreiber „die ſchwarzen Fittiche der Schande und des Todes um einen geliebten Menſchen rauſchen zu hören meinte“. Was mag mit dieſen düſteren Andeutungen wohl gemeint ſein? Nun — das Schickſal Gretchens, der Verführten und der Kindsmörderin! Die „Angſt“ Goethes waren die Vaterängſte vor den „Folgen“! Aber die Folgen kamen doch nicht? Was mag da vorgegangen ſein? Hier verſinkt der Seher noch düſterer in ſich ſelbſt und weiſt mit unheildrohendem Finger darauf hin, daß wir die „Art von Friederikens Krankheit“, von der im zweiten jener Briefe die Rede iſt, nicht kennen, daß aber Goethe an die Stein im Jahre 1779 bekennt, er habe Friederiken in einem Augenblick verlaſſen müſſen, wo es ihr „faſt das Leben koſtete“. Man braucht nur dieſe letzten Worte mit vielſagendem Blick zu unterſtreichen (wie Engel es tut), und das Geheimnis iſt erraten. Der Seher hätte es uns leichter machen können, wenn er noch den Hinweis hinzugefügt hätte, daß Goethe wohl nicht ganz ohne Erfolg im Winter vorher die geburtshilfliche Klinik beſucht haben werde. Herr Engel ſpricht zwar (S. 77) mit mißbilligendem Seitenblick auf Froitzheim von der „unanſtändigen“ und „hämiſchen Schnüffelei in vieldeutigen Gemeindearchiven und Kirchenbüchern“, wo „die eigene Deutelei zum Unterlegen dienen muß, wenn man nicht klar auslegen kann“. Indeſſen in dieſer Kunſt zeigt er ſelbſt ſich ſeinem Vorgänger noch um ein bedeutendes überlegen. Und Froitzheim hat wenigſtens

den Mut, gerade herauszusagen und ehrlich zu vertreten, was er denkt. Herr Engel hat diesen Mut nicht, sonst würde er ohne Umschweife sagen: daß nach seiner Meinung Goethe in den fünf Wochen seines Pfingstbesuches in Sesenheim Künste getrieben habe, die heute bei uns unter den § 218 St.G.B. fallen, daß davon Friederike krank geworden und beinahe ums Leben gekommen sei, und daß man dank diesen Künsten von den „Folgen" heute nichts wissen könne. Dieses überaus widerwärtige Ergebnis Engelscher Deutelei braucht man nur festzunageln, nicht zu widerlegen. Die Widerlegung liegt in den fünf Briefen selbst und der natürlichen Auffassung ihrer Stimmung, die nicht Angst, sondern Verlegenheit ausdrückt. Das alles ist oben entwickelt worden und soll hier nicht wiederholt werden. Wie sagt doch Herr Engel von Froitzheim? „Klatsch bleibt Klatsch!" Er hat unbedacht sein eigenes Urteil damit gesprochen; denn giftiger, als hier von ihm, ist niemals geklatscht worden.

Aber nun könnte man ja die ekelhafte Zutat fallen lassen und doch den Kern der Froitzheim-Engelschen Ansicht über das Sesenheimer „Idyll" festhalten. Diese Frage ist wohl erwägenswert. Aber sie wird nicht gelöst mit sentimentalen Floskeln von den holdesten Mächten, der erliegenden Unschuld und der Würde der Schicksalsträgerin, sondern durch Zeugnisse und Gründe. Da berufen sich nun beide, Froitzheim und Engel, auf jenen Brief aus Frankfurt an Salzmann vom 28. November 1771,[120] in dem Goethe Mitteilung macht von seiner Vertiefung in die Arbeit am Götz. Sie heben den Anfang heraus:

„Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie raten nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft,

eine ganz unerwartete Leidenſchaft, Sie wiſſen wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergeſſe. Ich kann nicht ohne das ſein, Sie wiſſen's lang, und koſte was es wolle, ich ſtürze mich darein. Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakeſpeare und alles vergeſſen worden."

Beide legen den Finger auf den „nicht mißzuverſtehenden Satz": Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten. So viel iſt klar, daß hier Goethe ſeine leidenſchaftliche Arbeit am Götz verdeutlicht an ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu Friederike, die ja Salzmann ſtaunend miterlebt hatte. Er hatte aber wohl nicht nur geſtaunt, ſondern auch gewarnt, gewarnt vor den „Folgen". Dieſes Wort muß dabei eine Rolle geſpielt haben. Und was mag er darunter verſtanden haben? Die Verführung mit allen nachfolgenden Schrecken iſt allerdings die äußerſte Möglichkeit, vor der zu warnen war; aber davor ſtehen doch noch andere ernſte Dinge: die Gefährdung des Rufs des vertrauenden Mädchens, das er doch nicht heiraten werde, die Bloßſtellung der Familie uſw. Ganz ebenſo wurde ſpäter in Wetzlar Goethe von ſeinem Freunde Born darauf aufmerkſam gemacht, daß er durch den fortgeſetzt vertrauten Verkehr mit Keſtners Braut deren Ruf ſchädige oder ſie Keſtner gar noch abſpenſtig mache.[121] Das war auch eine Warnung vor den „Folgen", aber an Verführung im groben Sinne war dabei nicht gedacht. Und ſo ſchreibt hier der am Götz arbeitende Dichter neckend dem bedächtigen Freunde: Ich bin wieder in einer Leidenſchaft wie damals, aber zu warnen brauchen Sie diesmal nicht,

denn dabei kann von ſchlimmen Folgen nicht die Rede ſein, meine Leidenſchaft greift nicht in einen fremden Lebenskreis über — und dann erſt nennt er ihren Gegenſtand: „Ich dramatiſiere die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen, rette das Andenken eines braven Mannes“ d. h. anſtatt fremdes Recht zu verletzen, ſtelle ich fremdes Recht wieder her. Was iſt dabei Verfängliches? Der Trugſchluß, der angewendet wird, um die Worte erſt verfänglich zu machen, beſteht darin, daß das Wort „Folgen“ 1) in dem Sinne genommen wird von Folgen, die wirklich eingetreten ſind, während es doch nur verſtanden werden kann von Folgen, vor denen gewarnt war; 2) im äußerſten, der Straße gewöhnlichen Wortſinne von Verführung mit nachfolgender Schwangerſchaft. So kommt allerdings der verſteckte Sinn heraus: die Folgen waren damals als Verführung uſw. eingetreten. Mit der Erkenntnis aber, daß dieſer Sinn erſchlichen iſt, verliert die Briefſtelle jede Beweiskraft, ja ſie wird durch den harmloſen Ton, mit dem ſie auf jene Erinnerungen anſpielt, ſogar zum Gegenbeweis. Erſt wenn aus anderen Quellen der Beweis für Goethes Schuld einwandfrei erbracht wäre, könnte die Stelle von da aus in den gewollten Sinn gedeutet und als mittelbare Beſtätigung mit verwendet werden.

Eine ſolche, und zwar zureichende Quelle glaubt man nun im „Fauſt“ zu beſitzen. Daß Friederike das Urbild für Gretchen ſei, iſt eine Rede, die Herman Grimm in ſeinen „Vorleſungen über Goethe“ zuerſt aufgebracht hat und die ſeitdem in allen Literaturgeſchichten und Goethebiographien nachgeſprochen wird. Geht man von dieſer Annahme aus, ſo kann man allerdings fortfahren: Goethe habe die Ängſte des verführten und verlaſſenen Gretchen

deshalb mit so packender Gewalt schildern können, weil er dieselben Ängste an der verführten Friederike kurz vorher erlebt beziehungsweise miterlebt habe. Man kann sich dafür sogar auf den „Tasso" berufen, von dem die Goetheforschung heute auch behauptet, daß der Dichter die Katastrophe zwischen Tasso und der Prinzessin erst habe gestalten können, als er den eigenen Bruch mit Frau von Stein erlebt hatte. Man *kann* so sagen, aber man *muß* nicht so sagen. Denn der junge Goethe hat die Selbstzerrüttung des liebenden Werther nicht minder anschaulich geschildert, *obwohl* er sich selbst durch entschlossenes Abbrechen des Wetzlarer Zustandes vor ähnlichem Schicksal bewahrt hat, auch wohl die Anlage dazu gar nicht in sich hatte. Nach dieser Analogie ist darum H. Grimm nicht minder im guten Recht, wenn er den fatalen Rückschluß von Gretchen auf Friederike ausschließt und die Entstehung der Gretchentragödie so erklärt: Goethe habe Friederikens *mögliches* Schicksal in den Armen eines untreuen *und gewissenlosen* Liebhabers bis zu den äußersten Folgerungen *in der Phantasie* weitergesponnen und zu seiner eigenen Pein und Buße dichterisch gestaltet. Man sieht also: man kann sogar in der Gleichstellung Friederike = Gretchen übereinstimmen und doch auf logisch richtigem Wege zu den entgegengesetzten Schlüssen gelangen. Denn die Grenze zwischen Erlebtem und Ersonnenem in einer Dichtung wird, bloß auf Grund der Dichtung, niemals reinlich zu ziehen möglich sein. Also auch dieser Beweis der Friederikenpeitscher ist mißlungen und mußte mißlingen: Fausts Gretchen ist *auf keinen Fall* als Beweismittel für Friederikens Verführung durch Goethe zu verwerten. Man wird aber noch weiter gehen und sagen dürfen: jene

Annahme von Friederikens Verführung beruht überhaupt nicht auf einem Beweis a posteriori, sondern auf einer a priori als Dogma feststehenden materialistischen Ansicht über das Wesen der Liebe, wie sie heute von einer gewissen Lyrik und einer gewissen malenden und bildenden Auch-Kunst mit einer Hartnäckigkeit verkündet und verbreitet wird, die einer besseren Sache würdig wäre.

Aber ist denn jene Gleichstellung richtig? Ist Friederike das Modell für Gretchen? Ich behaupte: nein! und finde, daß die Gegengründe so faustdick zu greifen sind, daß wir in dem allgemeinen Beifall, den sie gefunden hat, wieder einmal ein Beispiel haben, wie der Autoritätsglaube nicht nur in der Kirche blüht. Die Vergleichung muß ja die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit erweisen. Nehmen wir zum Vergleichen erst den Fall an sich, dann die Personen. Es ist oben gezeigt worden, daß der junge Goethe in Sesenheim zum erstenmal nicht bloß verliebt, sondern von einem ernsten und hingebenden Gefühl ergriffen war, und daß er das einzige Mal in seinem Leben freiwillig zur Verlobung geschritten ist, wenigstens sich für gebunden erklärt hat. Wenn er dieses Verhältnis zu einem düsteren Ausgang weiter denken wollte, so kam nicht die Verführung heraus, sondern treuloses Verlassen entweder vor oder in der Ehe. Der erstere Fall ergibt eine Lage, wie wir sie im Clavigo und bei Weislingen im Götz finden, und Goethe hat diese beiden Dichtungen ja auch ausdrücklich auf sein Verhältnis zu Friederike bezogen. Der andere Fall liegt vor zwischen Fernando und Cäcilie in „Stella". Warum ist aber noch niemand — außer Bielschowsky — auf den Gedanken gekommen, in Friederike das Modell zu Cäcilie zu sehen?

Weil Cäciliens Charakter zu wenig mit dem Friederikens gemeinsam hat und vielmehr auf Anna Sibylla Münch, die „Mäßige, Liebe, Verständige, Immergleiche“ weist.[122] Dies führt uns von selbst auf die weitere Frage: was in aller Welt hat Fausts Gretchen im Charakter mit Friederike Brion gemeinsam? Gretchen ist das fern von der Welt in kleinen Verhältnissen und häuslichen Sorgen aufgewachsene Bürgerkind einer kleinen Reichsstadt; zugleich das Naturkind, in dem sich die gutgläubige, treuherzige Volksnatur darstellt, das, unbewußt der Gefahren und des lauernden Unrechts, sich ihrem ersten starken, heiligen Liebesgefühl hemmungslos ergibt — weil ja alles „so gut, so lieb“ ist — und das ferner dem Reize des Mannes aus der höheren Gesellschaftsschicht, dem noch die Verführungskünste Mephistos zur Seite stehen, erliegt. Um es formelhaft auszudrücken: sie ist 1) das seinen Trieben unbewußt nachgebende Naturkind und 2) das im Respekt vor und im Glauben an die höhere Gesellschaft erwachsene und der Suggestion von dort unterworfene Kleinbürgerkind. Es ist das Bewußtlose ihrer Natur, das sie gegen den Verführungswillen und die Verführungskünste wehrlos macht. Dem gegenüber erkennt Goethe in Dichtung und Wahrheit Friederiken zwar auch „Naivetät“, also Natürlichkeit, zu, aber ausdrücklich „*mit Bewußtsein*“, d. h. mit dem deutlichen Gefühl ihrer Selbstheit, die sie also gegen jeden Versuch der Erniedrigung oder Zerstörung verteidigen wird. Er fügt noch verdeutlichend hinzu: „Frohsinn“ (der sich dem Augenblick überläßt), aber „mit Voraussicht“ (die das notwendig Folgende erkennt und erwägt). Das evangelische Pfarrhaus, das auf dem Dorfe die Herrenschicht darstellt, ist überhaupt nicht der Nährboden für die

Gretchen; es gibt ſeinen Töchtern vielleicht nicht immer eine formelle Durchbildung, aber durchweg das Gefühl mit, daß ſie nicht nur etwas hinzugeben, ſondern auch etwas zu bewahren haben: nicht nur den geſellſchaftlichen Ruf vor der Welt, ſondern noch mehr das eigene innere Ich, die Perſönlichkeit, das Selbſt! Das hängt mit dem geiſtlichen Beruf und der Geſamtrichtung auf das innere Gemütsleben zuſammen, die im Pfarrhauſe vorherrſcht. Das Seſenheimer Pfarrhaus noch insbeſondere wird von Froitzheim mit Recht viel mehr der ſtädtiſchen als der ländlichen Kultur zugerechnet, wie es denn durch ſeine Straßburger Verwandtſchaft auch der höheren Geſellſchaftsſchicht ſelbſt angehörte. Ob nicht auf ſolchem Boden auch der Typus der bewußten Sinnlichkeit vorkommen kann, in dem die Möglichkeit der künftigen Dirne ſteckt, dieſe Frage ſteht auf einem anderen Blatt. Aber weder das eine noch das andere, weder die bewußte Naivetät noch die bewußte Sinnlichkeit konnte der Dichter im „Fauſt" brauchen, ſondern er brauchte und hat gewählt den Typus der Natürlichkeit ohne das ſchützende Bewußtſein eines eigenen Selbſt. Das ſind die Gründe, warum Friederike als Modell für Gretchen nicht in Betracht kommt, und warum alle von dieſem auf jene gezogenen Schlüſſe hinfällig ſind.

Goethe iſt denn auch an dieſem Irrtum unſchuldig. Schon durch die Namengebung hat er einen ganz anderen Weg gewieſen. Gretchen nennt er in Dichtung und Wahrheit ſeine Frankfurter Knabenliebe. Es iſt nur eine Verlegenheitsauskunft, wenn man ſagt, er habe dennoch an Friederike gedacht, aber durch den Namen gleichzeitig ſeiner erſten Liebe ein Denkmal ſetzen wollen, oder gar er habe

den Leſer von der richtigen Fährte ablenken wollen. Ausdrücklich heißt es in der Zueignung, mit der er 1808 den Fauſt I hinausgab: mit den Dunſt- und Nebelgeſtalten des Gedichts „kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf". Deutlicher kann er doch wohl nicht ſagen, daß er bei Gretchen wirklich an ſeine „erſte Liebe", alſo an das Frankfurter Gretchen gedacht habe. Nun will ich nicht behaupten, daß das Bild, das Goethe in Dichtung und Wahrheit von jenem Gretchen gibt, mit Fauſts Gretchen genau übereinſtimme. Aber als Schenkmädchen in jener nicht ganz zweifelfreien Umgebung, als ſpätere Stickerin, die in einem koketten Anzug im Ladenfenſter an der Straße ſitzt, ſteht ſie dem „leicht verführbaren" Element doch um eine Unendlichkeit näher als Friederike im wohlbehüteten, von Gottesfurcht durchtränkten Seſenheimer Pfarrhaus. Und mit dem Namen jenes Gretchen wird Goethe auch von ihrem Weſen wenigſtens einen tüchtigen Einſchlag hergenommen haben zu dem Bilde des naiven und braven, aber auch ein wenig nach den Freuden der Welt jenſeit ihres ſchützenden Zaunes lüſternen Bürgerkindes. Zweimal iſt der junge Goethe dieſem Typus nahe getreten: außer in Gretchen in dem Leipziger Käthchen. Wenn alſo Modelle gefordert werden, ſo wären ſie hier zu haben. Im übrigen konnte er den Typus ſowohl in der alten Reichsſtadt Frankfurt als auch in Leipzig genügend ſtudieren. Die Modellriecherei droht in der Goetheforſchung zum Unfug zu werden, nachdem ſie ſchon bei Bielſchowsky auf einen Gipfel getrieben iſt, der eher zur Umkehr mahnt. Sie verkennt das Weſen der dichteriſchen Empfängnis. Wo ein gegebenes Einzelnes nur getreu abgeſchrieben wird, da iſt überhaupt nur der Vorhof der Dichtung betreten. Dieſe

beginnt erſt, wo der Dichter entweder, vom gegebenen Einzelnen ausgehend, dieſes durch Ausſcheiden und Ergänzen ins Allgemeingültige erhebt, oder wo aus vielen Einzeleindrücken der Typus ſchon von ſelbſt in ſeinem Geiſt zuſammengeronnen iſt, ſo daß er nur in ſich zu ſchauen und gleich von innen heraus zu geſtalten braucht.[123] Nur in dem erſteren Fall kann noch von Modell geredet werden, wie man in Iphigenie noch die Züge der Frau von Stein erkennen mag; im zweiten wird vielleicht dem Dichter, während er ſeinen Ton knetet, bald dieſe bald jene Einzelgeſtalt aus dämmernder Erinnerung auftauchen, aber da er ſich an keine mehr bindet, ſo kann auch keine mehr als ſein Modell angeſprochen werden, und darum iſt es nur irreführend, wenn z. B. für die Geſtalten in „Hermann und Dorothea" beſtimmte Vorbilder mit Namen genannt werden. Man könnte in Fauſts Gretchen eine Art Miſchform ſehen: eine typiſche Geſtalt aus dem inneren Bilderſaal des Dichters gleich Valentin, trägt ſie doch den Namen einer beſtimmten Perſon, offenbar weil dieſe, ſei es den wichtigſten, ſei es den erſten Beitrag zum Aufbau des Geſamtbildes, des Typus, hergegeben hat. Wir wollen nicht vergeſſen, daß wir uns mit dem Urfauſt im Jahre 1774 befinden. Der Dichter iſt noch jung genug, um ſich der Herkunft ſeiner Eindrücke bewußt zu ſein und Freude an der Einzelquelle zu haben, anſtatt, wie er es ſpäter liebte, deren Spur zu verwiſchen. Wenn nun aber derſelbe Dichter in derſelben Zeit in den beiden Dichtungen, in denen ihm nach ſeinem eigenen Bekenntnis Friederike wirklich Modell geſtanden hat, für ihre Vertreterin den Namen Maria, alſo der Himmelskönigin, wählt, ſo kann das kein Zufall ſein. Es beweiſt nicht nur,

wie schon hervorgehoben wurde, daß er mit einer Art religiöser Andacht an Friederike zurückdenkt; sondern es beweist auch für unseren Fall — wenn wir die Worte aus der Schlußszene des ganzen Faust nehmen — daß er in ihr vielmehr die „Unberührbare" und nicht eine der „leicht Verführbaren" gesehen hat. Das schließt aber gänzlich aus, daß er zu gleicher Zeit in ihr unter dem Namen Gretchens den Typus der Verführbarkeit hingestellt habe. Friederike ist also nicht das Modell für Gretchen.

Daß der vierundzwanzigjährige Goethe nicht erst des Sesenheimer Erlebnisses bedurfte, um die Rolle eines Verführers auszudenken, beweist eine Episode aus der Leipziger Zeit, die zu charakteristisch ist sowohl für die Antriebe der dichterischen Phantasie als für Goethes Charakter, als daß wir sie hier übergehen sollten. Es handelt sich um die Briefe an Behrisch vom 8., 10. und 12. Oktober 1766. Am 1. Oktober hatte er seinem Freunde Moors, der in Marburg studierte, mitgeteilt, daß er liebe — ein Mädchen „ohne Stand und Vermögen" — Käthchen Schönkopf. Am 8. Oktober schreibt er an Behrisch bereits „du sécrétaire de ma petite": sie war ins Schauspiel gegangen, und, um ihn währenddessen im Hause festzuhalten, hatte sie ihm den Schlüssel zu ihrem Zimmer und Schreibtisch zugesteckt: dort möge er sich die Zeit vertreiben bis zu ihrer Rückkehr. Am 12. Oktober entschuldigt er sich bei Behrisch, daß er am Abend vorher nicht zum verabredeten „souper" (Abschied für eine achttägige Reise Behrischs nach Dresden) gekommen sei: sein Mädchen habe ihn zu sich bestellt, weil „toute la famille" ins Schauspiel gegangen und sie allein zu Hause war. „Juste ciel, quel plaisir de se voir seul avec sa bienaimée, quatre

heures de suite! ... Que ces quatre heures me firent heureux!" Und sogleich fällt er in englische Verse:

What pleasure, God! of like a flame to born,
a virteous fire, that ne'er to vice can turn.
What volupty! when trembling in my arms,
the bosom of my maid my bosom warmeth!
Perpetual kisses of her lips o'erflow,
in holy embrace mighty virtue show.
When I then, rapt, in never felt extase,
my maid! I say and she, my dearest! says.
When then my heart, of love and virtue hot,
cries: come ye angels! Come! See and envy me not.

Welche Gelegenheit für die Schnüffler, die in den Briefen an Salzmann jedes Wort so trefflich zu behorchen verstanden! Hier steht alles schwarz auf weiß, warum lesen sie denn hier nicht heraus, daß Käthchen „nicht rein aus Goethes Armen kam?" Ganz einfach: weil auf diesen Brief an demselben Tag abends noch ein zweiter an Behrisch folgte, der die Tür vor den schnüffelnden Nasen vernehmlich zuschlägt. Behrisch hatte nämlich tatsächlich jene Verse aus dem „Ideellen" ins „Reelle" übertragen; er hatte herausgelesen, daß Goethe an Käthchen zum Verführer werde oder schon geworden sei, und hatte ihm Vorhaltungen gemacht, wie sie dort Salzmann zugeschrieben werden. Darauf erwidert Goethe sofort: „Encore un mot, comme j'en trouve dans votre billet, et le procès sera dressé dans toutes les formes. Moi! capable de quelque feu illégitime! Fi! Venez vitement me demander du pardon, bien humblement! Bien humblement! Ventresaintgris!" So zornig weist er schon den Gedanken einer so schändlichen Handlungsweise zurück, und dann erklärt er jene Verse (ihres Inhalts

erinnert er ſich ſchon nicht mehr) als eine Ausſchweifung der Phantaſie: „Un amant n'est historien plus fidèle que Voltaire.“ — Hier haben wir den lyriſchen Anſatz zu der Verführungstragödie, die im Fauſt ſo erſchütternd durchgeführt iſt, aber dieſer Anſatz geht offenſichtlich nicht auf die Erfahrung der Sache zurück. Daß die Phantaſie des Dichters nur des geringſten Anlaſſes bedarf, um zur günſtigen Stunde das Größte daraus zu machen, hat Goethe ſelbſt im „Taſſo“ an mehreren Stellen gezeigt.[124] Zur Zeit der Entſtehung des Fauſt (1774) lag die Verführungstragödie gewiſſermaßen in der Luft. Wagners „Kindsmörderin“, Lenz' „Hofmeiſter“, Klingers „Leidendes Weib“ gehen auch nicht auf perſönliche Erlebniſſe ihrer Verfaſſer zurück (Lenz z. B. war Hofmeiſter zweier junger Männer), ſondern auf allgemeine Zuſtände der Zeit. Die ernſten Erfahrungen in der Liebe, die Goethe inzwiſchen gemacht hatte, liehen ſeiner Phantaſie nur kräftigere Farben, als ſie dem Leipziger Studenten zur Verfügung ſtanden. Unter dieſen Erfahrungen iſt die Untreue an Friederike gewiß die wichtigſte, aber nicht die einzige: Lotte Buff, Maxe Brentano, eine ganze Reihe Frankfurter Namen kamen dazu. Eine Verführungstragödie, die ſich an ein Einzelerlebnis anſchloß, iſt „Stella“ (1775). Hier trägt aber die Heldin auch die faſt photographiſch treuen Züge ihres Vorbildes, nämlich Lilis. Und doch — will man deshalb behaupten, Lili ſei mit Goethe ſo weit gekommen, wie Stella mit Fernando? Ebenſowenig, ſelbſt wenn Gretchen = Friederike wäre, ließe ſich der Schluß ziehen, daß Friederike mit Goethe ſo weit gekommen wäre wie Gretchen mit Fauſt. Nun iſt aber, wie wir bewieſen haben und mit Händen zu greifen iſt, Friederike

nicht = Gretchen: es kann also von jenem Schlusse noch viel weniger die Rede sein.

Die materialistische Ansicht, von der oben die Rede war, sieht in dem sinnlichen Trieb das Wesentliche der Liebe, alles andere ist ihr bloßer Widerschein des Triebs in der Phantasie; wo also leidenschaftliche Liebe waltet, da ist es selbstverständlich, daß der Trieb sich nicht von seinem eigenen wesenlosen Widerschein zurückhalten oder hemmen läßt. Daß diese Ansicht auf Goethes Verhalten in der Liebe sich nicht anwenden läßt, zeigt schon der zornige Ausruf: „Moi, capable de quelque feu illégitime!“ Damit vergleiche man die Antwort, die er in Wetzlar 1772 auf die oben erwähnten Vorhaltungen gibt, die ihm sein Freund Born wegen Lottens gemacht hatte: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten; betrügt sie mich und wäre sie so ordinär und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern — der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft.“ Dies schreibt er berichtend im April 1773 an Kestner, um dessen wach gewordene Eifersucht zu beruhigen.[125] Und in demselben Briefe steht das schon angeführte Wort: „O Kestner, wann hab ich Euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie Euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt' ich ein Engel sein ohne Lung und Leber.“ Als im Jahre 1774 Maxe Brentano, die schöne Tochter der Frau von Laroche, ihrer Neigung zu dem Götterjüngling nicht Herr werden kann und der Unfriede ihre ungleiche Ehe zu zerstören droht, da tut Goethe ein Gelübde, das Haus zu meiden, „bis ihr Herz sich zu

ihrem Manne neigen würde,“[126] und er hat den Schwur gegen alles Zureden, auch der Mutter, gehalten. Und Lili läßt ihm 1795 aus Zürich durch Bäbe Schultheß ſagen: „Ich laß ihn grüßen und freue mich, beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch ſein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch nichts, das mir geſagt werden mag, verwiſchen laſſen.“[127] Und doch hatte er im Jahre 1775, am 3. Auguſt, in Offenbach in Lilis Zimmer, an ihrem Schreibtiſch, umgeben von ihren Schuhen und Kleidern, die ſie ſogleich zum Ausreiten anziehen wollte, geſeſſen und einen Brief geſchrieben — den Herren Schnüfflern zum Schabernack! — Freilich finden wir Goethe je und je auch auf den Wegen eines ſchnellen Genuſſes. In Leipzig hatte er, nach dem Bericht von Dichtung und Wahrheit, Verkehr mit einigen Mädchen, die „beſſer waren als ihr Ruf“; über die Art dieſes Verkehrs gibt der Brief an Behriſch vom 7. November 1767 deutlichen Aufſchluß. Die römiſche Fauſtina bekam ſpäter an der deutſchen Chriſtiane eine Nachfolgerin. Aber eben Chriſtiane iſt auch der ſchlagende Beweis, daß es nicht in Goethes Art war, vor einer ſelbſtgeſchaffenen Verantwortlichkeit gewiſſenlos ſich davonzuſtehlen, ſelbſt wenn ſie aus einem Verhältnis entſprang, das von vornherein keineswegs auf den hohen Ton geſtimmt war, wie die Liebe zu Friederike oder Lili. Wir werden wohl unter den Frauen, denen er begegnete, zu unterſcheiden haben zwiſchen ſolchen, deren Weſen mit dem Geſchlechtscharakter zu Ende iſt, und ſolchen, die außerdem eine „Seele“ oder nach dem Ausdruck der Genieperiode „ein eigen Herz“, wie wir heute ſagen würden „ein perſönliches Leben“ haben. Angeſichts der Geſtalten wie Iphigenie,

Eleonore, Ottilie, Natalie wird man doch nicht behaupten wollen, daß Goethe für edle Weiblichkeit keinen Blick und Sinn gehabt habe. Wo er ihr aber begegnete, da war weibliche Reinheit nirgends ſicherer bewahrt als in den Armen Goethes und des jungen Goethe insbeſondere, denn dann liebte er, um mit Heinrich von Kleiſt zu reden, „mit Sehnſucht und mit Ehrfurcht". Ja es genügte, daß ſich nur irgendwoher ein höherer Gedanke einmiſchte, um ihn zurückhaltend zu machen. Als er „die überſchöne Branconi", die „mit Netzen ſiegende", im Auguſt 1780 in Weimar faſt zwei Tage bewirtet und herumgeführt und Lavater ihm darüber eine Andeutung wie einſt Behriſch gemacht hatte, antwortete er: „Ich habe mich gegen ſie ſo betragen, als ich's gegen eine Fürſtin oder eine Heilige tun würde. Und wenn es auch Wahn wäre, ich möchte mir ſolch ein Bild nicht durch die Gemeinſchaft einer flüchtigen Begierde beſudeln."[128] Hierher gehört auch, was er am 22. März 1825 Eckermann erzählte: „Es fehlte an unſerem Theater nicht an Frauenzimmern, die ſchön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenſchaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und ſagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr ſchuldig war ... Dadurch, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner ſelbſt blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nötige Achtung, ohne welche jegliche Autorität bald dahin iſt."[129] Man glaubt in den Worten noch die Erinnerung an die ſchöne und anmutige Corona Schröter nachzittern zu hören: auch ihr gegenüber hatte er ſich einſt vor der eigenen Leiden-

ſchaft geſchützt durch den Kultus der Fürſtin oder Heiligen, von dem das Gedicht „Auf Miedings Tod“ eine Probe geben mag; nur dem Tagebuch vertraute er zuweilen einen ſtillen Seufzer: „O Crone!“ Und mit der gleichen Wachſamkeit trat er ſchützend vor ſie gegen ſeinen Herzog: am 10. Januar 1779 verzeichnet ſein Tagebuch „abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Corona“, und auch hier werden Gedanken, wie er ſie gegen Eckermann äußerte, den Ausſchlag gegeben haben.[130] So müſſen alle Verſuche, den Menſchen Goethe, wenn auch unter dem Deckmantel der ſchönſten äſthetiſch-ſentimentalen Phraſen, auf den Boden der Erbärmlichkeit herabzuziehen, am klaren Licht der Tatſachen und Zeugniſſe zergehen.

Aber — da ſagt es ja Goethe ſelbſt! In Dichtung und Wahrheit leſen wir die Steigerung: „Gretchen hat man mir genommen, Annette mich verlaſſen; hier war ich zum erſtenmal ſchuldig!“ Und er fährt fort: „Ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſteren Reue ... höchſt peinlich, ja unerträglich.“ Unterſtreicht man hier gleichmäßig die Worte „ſchuldig“ — „Herz“ — „Reue“, ſo liegen ſie völlig klar, und zwar in dem Sinne, wie wir ſie oben S. 88 ff. gefaßt haben. Eduard Engel aber unterſtreicht nur die beiden Begriffe „ſchuldig“ und „düſtere Reue“ und läßt das Wort „Herz“, das Goethes Meinung doch erſt erklärt, im Dunkel. So gewinnt er den Raum, um an den ganz klaren Worten herumzumunkeln und ſie endlich zu einem Schuldbekenntnis im Sinne der Verführung mit Folgen zu ſtempeln. Er unterſtützt dieſe Deutung durch die Reflexion, daß zu einer ſo heftigen Reue, wie ſie den jungen Goethe peinigte, und

zu einem Schuldgefühl, das das ganze Leben hindurch drückte, kein Anlaß geweſen ſei, wenn Goethes ganze Schuld nur darin beſtanden haben ſollte, „daß er Friederike ohne Heiratsabſichten geküßt habe“ (S. 79. 81). Der Herr Kritiker leiſtet ſich hier wieder ein kleines Kunſtſtück. Er vergrößert auf der Seite des Schuldgefühls und verkleinert auf der Seite des Anlaſſes, um dann auf das Mißverhältnis hinweiſen und den Anlaß bis zum rechten Verhältnis erhöhen zu können. In Wirklichkeit dauerte die Epoche der „düſteren Reue“ in ihrem akuten Zuſtand bei Goethe etwa ein halbes Jahr, dann trat ſie in die Unterſtrömung ſeines Bewußtſeins zurück, und in Götz und Clavigo fand er ſich dichteriſch mit ihr ab (1773. 1774). Als er 1779 die förmliche Verſöhnung in Seſenheim ſuchte und fand, war dies doch nur die Bekräftigung eines ſchon beſtehenden Zuſtandes; ohne daß er den Frieden mit ſich ſchon gefunden hätte, hätte er 1779 ſo wenig den Mut gefunden, vor die beleidigten Geiſter zu treten, wie er ihn 1775 fand, als er auf der Rückreiſe aus der Schweiz bei Lenz in Straßburg weilte. Gefunden hatte er aber inzwiſchen den Frieden dadurch, daß er die Quelle ſeiner Verirrungen verſtopfte, ſein leidenſchaftliches Weſen, das er bezwang und als Kraft in die geordnete Bahn einer klaren und folgerechten Lebensführung im Dienſte der Pflicht lenkte. Eingeleitet wurde dieſe Umkehr mit der Beſteigung des Brockens im Winter 1777, über deren ſymboliſche Bedeutung hier nicht der Ort iſt zu reden,[131] und vollendet erſcheint ſie in der „Iphigenie“, die im Frühjahr 1779 gelang. Im Herbſt dieſes Jahres war er in Seſenheim. Wenn er als Greis, während er an der Seſenheimer Geſchichte diktierte, von der Erinnerung übermannt,

in Tränen ausbrach, ſo iſt ſein Gefühl nicht als der Ausbruch eines ununterbrochen laſtenden Schuldbewußtſeins zu deuten, ſondern als die elegiſche Wehmut einerſeits über die Vergänglichkeit alles Schönen, andererſeits über die notwendige Verkettung von Leben, Irrtum und Schuld, wie er ſie oft genug eben in der Formel „unſchuldig ſchuldig" ausgeſprochen hat. Goethes Schuld gegen Friederike bleibt aber wahrlich groß genug, auch wenn ſeine Liebe nicht gerade zum ſittlichen und bürgerlichen Zuſammenbruch der Geliebten führte; ſie endete doch mit dem Zuſammenbruch des Glücks und der Hoffnungen, die er ſelbſt geweckt und wiſſentlich genährt hatte. Iſt es ein Geringes, die Lebenshoffnungen eines Menſchenkindes zu zerbrechen juſt an der Schwelle des beginnenden Lebens, ſich ſelbſt zum Spiele? Friederike war neunzehn, höchſtens zwanzig Jahre alt, als ſie ſich ſagen mußte, daß der Vorhang des Lebens für ſie gefallen ſei. Daß ſie das mußte, lag freilich wieder an ihr. Wäre ſie eine gewöhnliche Natur geweſen, ſo hätte ſie ſich gut bürgerlich mit einem anderen getröſtet — an Auswahl hat es ihr ſpäter nicht gefehlt — und die Welt hätte es ihr eher gedankt als verargt. Aber ſie war eine heroiſche Natur mit der Loſung: Alles oder nichts! Und ſie ſetzte ihr alles auf einen Wurf: der Wurf ging fehl und damit war das Spiel für ſie aus. Was Goethe angerichtet, wurde ihm erſt völlig klar aus Friederikens Antwort auf ſeinen Abſagebrief. Jetzt erſt lag ihre heroiſche Seele — die Franzoſen haben dafür das Wort: la grande amoureuse — ganz offen vor ihm, und daher iſt es erſt dieſer Augenblick, an den ſich die düſtere Reue anſetzt. Er hatte ein Menſchenglück auf dem Gewiſſen. Wenn wir uns daher hinſichtlich ſeines

Schuldgefühls über etwas wundern ſollen, ſo iſt es nicht ſeine Tiefe, ſondern viel eher die Schnelligkeit, mit der es von den Eindrücken des Tages verdeckt wurde. Indeſſen wie Friederike von ihrer Natur durch tödliche Krankheit zum Lebensverzicht geführt wurde, ſo mußte Goethe der ſeinigen folgen, die ihm nicht erlaubte an einem Eindruck zu haften, ſondern ihn darauf anwies, aus der Geſamtheit der Eindrücke das Ganze einer Weltanſchauung aufzubauen und ſo Tauſenden der Führer eines neuen Lebens zu werden. Daß in die Bauſteine auch das Glück dieſes holden Menſchenkindes aufging, iſt ihr tragiſches Schickſal, das ſie uns ehrwürdig machen ſollte. Frevelhaft iſt es darum, in das Grab ihres Glückes hinterher auch noch ihre Ehre nachzuwerfen auf Grund von erkünſtelten Beweiſen, in die das Beweiſende doch erſt von einer vorgefaßten niedrigen Meinung über das Verhältnis der Geſchlechter aus hineingetragen werden muß.

Wem es aber unglaublich ſcheint, daß ein junges glückhoffendes Herz ſo von einem erſten tiefen Eindruck beherrſcht werde, daß es ein Lebenlang von der ſeeliſchen Erinnerung zehre und der ſelbſtiſchen Wünſche vergeſſe, der blicke auf Goethes letzte Liebe, Ulrike von Levetzow. Als Achtzehnjährige von der noch einmal mächtig aufflammenden Leidenſchaft des greiſen Dichters berührt, hat ſie, ohne nur durch ein geſprochenes Wort gebunden zu ſein, dieſem Eindruck hingegeben, gleichſam als Goethes jungfräuliche Braut „im heiligen Sinn", ihr langes Leben vollbeglückt zugebracht (geſt. 1899). Es ſcheint: Wo die Größe einmal in ein Herz Eingang gefunden, da duldet ſie keine kleineren Götter mehr neben ſich, wie ja auch Fauſt nach der Verbindung mit

Helena für immer geſättigt und gegen niedere Wünſche gefeit iſt. Es iſt, als ob die große Perſönlichkeit in der verwandten kleineren die Ichheit aufſaugte und ſich ſelbſt an die Stelle ſetzte. Denn Goethes ſuchende untreue Liebe hat trotz allem nicht Perſönlichkeit zerſtört, ſondern Perſönlichkeit gepflanzt. Hat doch ſchon der junge Goethe in „Stella" ſeine Verlaſſenen darauf hingewieſen, daß ſie ihm, wenn nicht bürgerliches Glück, ſo doch eine bleibende Bereicherung ihres Daſeins verdanken.[132] Der einzigen, der er bürgerliches Glück gebracht hat, hat er von ſeinem innerſten Leben nichts mitzuteilen vermocht. Spricht man hier von Suggeſtion, ſo iſt damit ein allgemeines Gebiet verwandter Erſcheinungen genannt, aber nichts erklärt. Wir ſtehen hier vor einem metaphyſiſchen Geheimnis, vor der verborgenen Einheit alles geiſtigen Lebens, die ſich in der Zerſplitterung des Weltdaſeins als geiſtige Wahlverwandtſchaft der Individuen offenbart. Insbeſondere das wahlverwandte Frauengemüt ſcheint in der Berührung mit dem Genius nicht ſowohl von einem anziehenden Menſchen gefeſſelt als von der Allmacht der göttlichen Fülle und Notwendigkeit ſelbſt, die in dem Genius waltet, ergriffen und mitgeriſſen zu werden. Je umfaſſender und univerſeller der Genius geraten iſt, deſto mehr Wahlverwandtſchaften trifft er an und vermag ſie ſich zuzueignen. In Wahrheit ſind nicht nur die Friederike und Ulrike, die Lili und Marianne (Suleika) dem Untreuen ohne Bitterkeit treu geblieben, ſondern auch er ſelbſt blieb ihnen in einem höheren Sinne treu und hegte ſie als ein bleibendes Eigentum im Herzen, gemäß dem Lenziſchen „Wiſſe jetzt erſt bin ich dein!" Vor dem Walten dieſer geheimen Geſetze verſchwindet das, was man

im bürgerlichen Verhältnis Schuld nennt, denn es erſcheint in einem höheren Zuſammenhang als notwendig. Nur durch nachträgliche Entweihung kann die Schuld hinzukommen, durch Herabziehen des Reinen in den Schmutz der Sinne, wenn „die hohe Intuition“ nach mephiſtopheliſcher Art „ich darf nicht ſagen wie“ beſchloſſen wird. Vergebens hat die Verleumdung dieſen Flecken der erſten großen Liebe Goethes anzuheften verſucht. Von dem ganzen Klatſch und Tratſch gegen Friederike Brion iſt nicht der Schatten eines Beweiſes übrig geblieben. Und ſo, hoffe ich, werden dieſe Darlegungen dazu beitragen, die Geſtalt der edlen Dulderin, die nicht viel geſündigt und viel geliebt, ſondern an der viel geſündigt iſt und die dennoch bis an ihr Ende geliebt hat, von dem „grauen Ekel“, mit dem die Verleumdung ſie umſpann, wieder zu befreien und dem Leſer von Dichtung und Wahrheit die ungetrübte Freude an dem ſchönſten Frauenbild der Weltliteratur zurückzugeben.

Anmerkungen

1. Heinrich Kruſe, Wallfahrt nach Seſenheim. Deutſche Rundſchau 1878 S. 218 ff. und Deutſche Revue 1893 S. 119 ff. — Die von ihm abgeſchriebenen Gedichte zuſammengeſtellt in: Der junge Goethe 1 S. 261—270 vgl. Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, Abt. I Bd. 4 S. 353—360 und dazu den Bericht Bd. 5 S. 215 ff. — Die Briefe Goethes an Salzmann, veröffentlicht im Morgenblatt für gebildete Leſer 1838 Nr. 25—27; Der junge Goethe 1 S. 249 bis 254; Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 Nr. 73—77 und im Anhang dieſer Schrift. — Lucius, Friederike Brion von Seſſenheim, Straßburg 1877.

2. Siehe darüber auch Herman Grimm, Vorleſungen über Goethe, 7. Aufl. 1903 Bd. 1 S. 69—71.

3. Siehe K. Goedeke, Gegenwart Bd. 13 Heft 5. — von Loeper, Archiv für Literaturgeſchichte Bd. 7 S. 529. — K. Biedermann, Gartenlaube 1880 Nr. 37 S. 590.

4. In Dichtung und Wahrheit heißt es: „Präſident von Günderode empfing uns aufs verbindlichſte und bewirtete uns drei Tage beſſer als wir es erwarten durften.“ Max Freiherr von Günderode, Präſident der naſſau-zweibrückiſchen Regierung, war mit Suſanne geb. von Stalburg aus Frankfurt a. M. vermählt, und dadurch war für Goethe der Eintritt in ſein Haus ſchon geöffnet. Hier hätten die Reiſenden alſo drei Tage lang gewohnt (denn ſo muß das „empfing und bewirtete uns“ doch verſtanden werden). Dabei iſt höchſt auffällig, daß Goethe mit keiner Silbe Weylands nahe Verwandte in Saarbrücken erwähnt. Man kann ſich doch kaum vorſtellen, daß Weyland das Haus ſeiner (Halb-)Schweſter ſollte gemieden haben und mit ſeinem Begleiter in ein ihm fremdes Haus, zu dem auch ſein Begleiter weiter keine Beziehung als die der

Landsmannschaft mit der Frau des Hauses hatte, sollte eingetreten sein. G. von Loeper (Hempel 21 S. 401) läßt daher, im Widerspruch mit Goethes Worten, die Reisenden im Hause Schöll Aufnahme finden, was jedenfalls der Natur der Sache entspricht.

5. Vgl. die Art, wie er sich von Wetzlar aus bei Höpfner in Gießen einführt (Dichtung und Wahrheit Buch XII), und Jung-Stillings Bericht über Goethes Besuch in Elberfeld (Lebensgeschichte, Reclam S. 298).

6. A. Baier (Das Heidenröslein, 1877) teilt nach „Briefen aus Elsaß und Lothringen" (in den Blättern für literarische Unterhaltung 1837) eine Äußerung der jüngsten Tochter Sophie hierüber mit: „Einen besonderen Anstoß hatte sie daran genommen, daß Goethe von einem gelegentlichen Tanze in dem Hause ihrer Eltern erzählt. Es erscheint ihr dies als eine Herabsetzung geistlicher Würde und Anstandes und sie stellt die behauptete Tatsache gänzlich in Abrede" (Baier 2 S. 75). Vom Tanzen der Familienglieder und Gäste außer dem Pfarrhause ist in Goethes und Lenzens Briefen mehrfach die Rede.

7. Siehe Lucius S. 68.

8. Der Ruhm, dies zuerst gesehen zu haben, gebührt, wie ich nachträglich sehe, P. Th. Falck (Friederike Brion, Berlin 1884, S. 11). Auch die richtige Einstellung des folgenden Gedichtes findet sich schon bei ihm S. 10.

9. Nachrichten von der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-historische Klasse. 1905, Heft 1. — E. Schröder kommt hier durch Vergleichung der Reime und der sonstigen sprachlichen und orthographischen Eigentümlichkeiten rücksichtlich der Verteilung der Sesenheimer Lieder auf Goethe und Lenz zu demselben Ergebnis wie ich im Programm der Gelehrtenschule des Johanneums 1894 aus sogenannten „inneren" Gründen. Die so von zwei Ausgangspunkten unabhängig gewonnene Grenzlinie dürfte die richtige sein und ist auch in dieser Schrift festgehalten worden. Unterschiede der Auffassung in Einzelheiten werden davon nicht berührt.

10. Rosanow, Jacob M. R. Lenz. Sein Leben und seine Werke. Deutsch von C. von Gütschow. Leipzig 1909, nimmt das

Gedicht für Lenz in Anſpruch. Lenz lebte im Sommer 1772 in Fort Louis bei Seſenheim und war von dort aus häufiger Gaſt im Brionſchen Hauſe. Gleichzeitig arbeitete er an ſeiner Überſetzung des Plautus. Auf der Bearbeitung des Miles gloriosus nun befand ſich ein auf dieſen bezüglicher Vierzeiler, der mit dem Verſe beginnt: „Dir, Himmel, wächſt er kühn entgegen“ (Weinhold, Gedichte von Lenz S. 89). „In Anbetracht der faſt wörtlichen Übereinſtimmung und des zeitlichen Zuſammentreffens“ hält nun Roſanow Lenzens Autorſchaft auch unſeres Gedichtes für „ſehr wahrſcheinlich“. Ich kann dem nicht zuſtimmen. Daß L. den Spuren Goethes in Seſenheim nachgegangen iſt, geht aus ſeinen Briefen an Salzmann hervor; daß er der Briefe Goethes habhaft zu werden verſuchte, hat Friederike 1779 Goethe erzählt. Die Einſicht in Goethes hinterlaſſene Gedichte wird Friederike ihm ſchwerlich verweigert haben, da ſie ja Gedichte von ihm ſelbſt annahm. So konnte ſich ihm der eindrucksvolle Gedichtanfang leicht einprägen und in bewußter oder unbewußter Nachahmung wieder zum Vorſchein kommen. Die geſchriebene Vorlage war allerdings 1835 nicht mehr vorhanden. Für Goethe ſpricht die genaue Einordnung unſeres Gedichtes in den Lauf der damaligen Begebenheiten und Sophiens Ausſage.

11. v. Loeper bei Hempel 21 S. 408.

12. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 2 S. 191 Z. 27.

13. Z. B. (Ausgabe von Weinhold) S. 138: Zauberſchloß — Blumenſchooß, S. 139: Wohl — voll, S. 152: Hochzeittäg — lāg, S. 157: großer — Schloſſer, S. 191: Saal — Piedeſtäl, S. 239: hat — Saat (dagegen S. 137: ſatt — hat), S. 242: trat — Staat.

14. Man vergleiche zum Überfluß die folgende Stelle aus dem Brief an Frau von Stein vom 1. Mai 1777: „Das Wetter iſt recht zu mir geſtimmt und ich fange an zu glauben, daß Witterung, in der ich immer lebe, auch ſo den immediatſten Einfluß auf mich hat und die große Welt meine kleine immer mit ihrer Stimmung durchſchauert.“ Ähnliche Äußerungen gerade in den Briefen an Frau von Stein ſehr häufig.

15. Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 1 S. 365. 384.

16. Brief an Behrisch vom 10.—13. November 1767. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 134.

17. Diese Erklärung hatte ich im Programm des Johanneums 1894 auf S. 19 gegeben. Siebs eignet sie sich in seinem, als Kritik meiner Abhandlung gemeinten Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. 88 S. 426) selber zu mit den Worten: „Ich denke mir, Friederike hat den Geliebten . . . ein Stück Weges begleitet usw.", ohne den Vorgänger zu nennen.

18. Auch diese Auffassung teile ich, wie ich nachträglich sehe, mit P. Th. Falck (Friederike Brion 1884) S. 25, nur legt er den Ritt auf das Osterfest und identifiziert ihn mit Goethes Schilderung seines dritten Besuchs (s. oben S. 16 f.).

19. „Laß mich ihr und laß sie mein . . . sein." Das „ihr" ist Dativ des Personalpronomens nach frankfurtischer, überhaupt süddeutscher Sprachweise, z. B. „Das Buch ist mir" = es gehört mir, ist mein. Vgl. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 237: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin." Und ebenda Abt. I, Werke 37 S. 309 (Hohelied): „Ich bin meinem Freunde."

20. Die Anrede an Friederike „liebe Liebe" ist gedeckt durch die Anrede Fernandos an Stella: „Liebste Liebe!" (Der junge Goethe 3 S. 651. Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 11 S. 159). Damit ist E. Schröders wunderlich gekünstelte Erklärung des Verses: „Eine lange liebe Liebesqual hindurch" widerlegt: lang = entlang ist in Süddeutschland nicht bekannt, in Zeitbestimmungen wie jahrelang (Goethe: taglang, nachtlang) wird es als Präposition nicht empfunden. — Zu Strophe 3 Vers 3 des folgenden Gedichts vgl. Erwin und Elmire (Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 38 S. 91 Z. 12): „Ihre Augen blinken mich an!"

21. Werther: Der junge Goethe 3 S. 303: „Wenn man anderen gleich oder gar vorlauft". — Erwin und Elmire: Der junge Goethe 3 S. 527: „Wie mir der Ton durch alle Sinne lauft!" vgl. Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 38 S. 98 Z. 13. — Concerto dramatico: Der junge Goethe 2 S. 202. Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 38 S. 8, Vers 130. — „Aufwachst": Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 37 S. 114 Z. 4, vgl. S. 115 Z. 9. — „Fangt an": Weimarer Ausgabe,

Abt. IV, Briefe 1 S. 247 Z. 11. Diese Formen lediglich auf nachlässige Schreibweise des jungen Goethe zurückzuführen, verbietet gerade das Zusammentreffen mit dem „schlagt" unseres Gedichts. — Goethe ist übrigens der süddeutschen Sprechweise „drucken, rucken" zeitlebens treu geblieben, im Götz[2] (Der junge Goethe 2 S. 300) hat er sogar „Perrucken" und umgekehrt den umgelauteten Plural „Aele" (Der junge Goethe 2 S. 344). Noch spät wagt er dem Reim zulieb „durchgetandelt" (Urworte Strophe 2). — Die Unsicherheit im Gebrauch des Umlauts macht sich in falschen Analogien überhaupt in der deutschen Schriftsprache nicht selten bemerkbar, z. B. frägt statt fragt, kommt neben kömmt, backt statt bäckt.

Th. Maurer: Die Sesenheimer Lieder, eine kritische Studie 1907 (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, XXXII. Heft) macht zu E. Schröders oben angeführter Untersuchung sehr beherzigenswerte Bemerkungen, die sich auf die Frage beziehen, von wessen Hand die Vorlagen herrührten, nach denen H. Kruse 1835 abschrieb. Über unser Gedicht kommt er dabei zu einem überraschenden Ergebnis: „Lenz hat Goethes Gedicht sich von Friederike zu verschaffen gewußt (vgl. oben Note 10) und hat ihr statt des Originals eine — mit eigenen Strophen erweiterte — Abschrift zurückgegeben." Goethes Gedicht habe nur die Strophen 1. 3. 6 umfaßt, die Strophen 2. 4. 5 gehörten Lenz an. Das stimmt mit unserer Erörterung des Gedichts insofern bestens überein, als die von mir hervorgehobenen Merkmale Goetheschen Ursprungs gerade den drei Strophen entstammen, die Maurer für Goethe übrig behält. Auch der Vergleich der Strophen 2. 4. 5 mit Lenzens Art und Sprache wirkt überzeugend. Dennoch komme ich über folgende Einwände nicht hinweg: 1. das „Schwer lag auf meinem Busen des Reimes Joch" will zu einem bloß dreistrophigen Gedicht, in dem der Reime doch nicht so viele zu finden waren, nicht recht passen. 2. Ton und Sprache in den angefochtenen Strophen erklären sich ohne Zwang auch aus bewußter (hier scherzhafter) Anpassung an die Rokokopoesie; auch die Lieder 1 und 8 zeigen ja Wendungen, die bei Goethe befremden („mein Mädchen mir entflieht" — „aller Klöster Wein"). 3. Die zweite Strophe ist unentbehrlich, weil sie den Anlaß des Ganzen gibt,

die fünfte, weil sie die Stimmung des vergeblich früh Aufgestandenen in der Schwebe hält, ehe sie sich in der letzten Strophe überraschend löst. Nur die vierte wäre allenfalls entbehrlich; aber es entspricht der Lage des Wartenden, daß er die Worte und Bilder dehnt, um die Zeit auszufüllen und die Ungeduld zu beschäftigen. Endlich 4. könnte man noch fragen, ob Friederike sich wohl mit der Vorenthaltung der Goetheschen Urschrift durch Lenz (im Sommer 1772) zufrieden gegeben haben würde? — Aus diesen Gründen kann ich mich mit der Zerteilung des Gedichts nicht befreunden; und da wir sichere Zeichen Goethes darin gefunden haben, so glaube ich das ungeteilte Ganze Goethe lassen zu müssen. Man darf nicht vergessen, daß Goethe erst im Begriff war, sich aus den Dichtformen der Zeit herauszuwickeln, und muß sich darum nicht wundern, wenn solche Formen ihm gelegentlich noch anhingen, wie z. B. der Ausdruck „mit zufriedner Munterkeit" in Nr. 7 und die ganze zweite Strophe in Nr. 1.

22. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 Nr. 73—77.

23. Siehe Nr. 75 Z. 23. Die Gewerbslauben sind die bekannte Straße mit den Laubengängen nahe dem Münster, ein Mittelpunkt der Gewerbtätigkeit noch heute. Der „Säckler Schöll" war der Bruder der Frau Pfarrer. Bestellungen für das Pfarrhaus mußten bis „Freitags früh" in seinem Hause abgegeben sein. Dort holte sie die Botenfrau (die nach Düntzer für die Strecke Drusenheim-Straßburg die Post benutzte) zur Beförderung ab.

24. Euphorion Jahrgang 2 Heft 2. Der dort gegebene Nachweis der richtigen Reihenfolge ist von Siebs a. a. O. angenommen und von E. Traumann in seiner Schrift „Goethe der Straßburger Student" (1911) durch Abdruck der Briefe in der neuen Ordnung zum erstenmal verwertet. — Siehe auch im Anhang dieser Schrift.

25. Über eine ähnliche Tanzkur berichtet er später einmal an Frau von Stein aus Eisenach vom 6. und 12. September 1777 (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 3 S. 171 Z. 19; S. 174 Z. 1).

26. Daß dieser Brief mit der Bitte um das Reisegeld der letzte sein muß, schließt A. Baier (Das Heidenröslein 1877, Abt. 2 S. 66) mit Recht auch daraus, daß ein Brief mit der Quittung für das

empfangene Geld fehlt, während fürs „Zuckerdings“ pünktlich gedankt wurde (Nr. IV Ende). Seine Rückkehr war die Quittung.

27. Diese Bezeichnung für Friederike macht manchen Auslegern wunderliches Kopfzerbrechen; Froitzheim (Friederike S. 89) verfällt sogar auf die Deutung von der jüngeren Schwester, Sophie, während es doch ganz einfach die Wiedergabe des französischen La petite, Ma petite ist, das von dem Leipziger jungen Goethe in den französischen Briefen an Behrisch ganz gewöhnlich von Käthchen Schönkopf gebraucht wird (z. B. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 Nr. 17. 19; vgl. S. 86$_{10}$ La petite Schoenkopf), obwohl Käthchen keineswegs klein von Wuchs war. Ebensowenig Friederike. Lucius S. 144: „Die Ortsbewohner (von Meissenheim) schildern Friederike als eine schlanke, hagere, ziemlich hochgewachsene Figur mit länglichem Gesicht, blonden reichen lockigen Haaren und schönen freundlichen Augen.“

28. Dieselbe Stimmung aus dem Verhältnis zu Frau von Stein drückt das an diese gerichtete Gedicht (14. April 1776) aus „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“ (Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 4 S. 97; Hempel 3 S. 86) und ähnlich viele Briefstellen an diese. Es gehört zur Eigentümlichkeit Goethes, auch des jungen, daß er mit der höchsten Illusionsfähigkeit das kühlste Bewußtsein der Wirklichkeit behält.

29. Brief an Trapp vom 28. Juli 1770 (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 241 Z. 13): „Unsere Neigungen? ... Narren sind sie, diese unreifen Bewegungen unseres Herzens, und Sie wissen ja, was geschieht, wenn man sich von solchen Compagnons bei der Nase herumführen läßt.“

30. Über die beiden Richtungen im Menschen, die wir als die Weltsucht und die Weltflucht (Idyll) unterscheiden können, s. Werther, 1. Teil, Brief vom 21. Juni (Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 19 S. 38): „Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier der Menschen sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den inneren Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Geleise der Gewohnheit so hinzufahren und sich weder um Rechts noch um Links zu bekümmern.“

31. B. R. Abeken, Goethe in meinem Leben (1904) S. 160.

32. Brief vom März 1768 an Behrisch. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 157 Z. 11. An denselben vom 26. April 1768. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 158.

33. Brief an Moors vom 1. Oktober 1766. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 61 Z. 4 ff.

34. Brief an Frau von Stein vom 25. September 1779. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 4 S. 66 Z. 12.

35. „Wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt", Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 2 S. 230 Z. 10 — „Wer fühlet, wie wühlet der Schmerz mir im Gebein" (Gretchen) — Auch: „eine Zeichnung hinwühlen" usw.

36. Einen Vorgänger könnte man in Klopstocks Gedicht „Die beiden Musen" sehen. Vgl. die dritte Strophe: „Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust den engen Atem", die Erregung vor dem Wettlauf bezeichnend.

37. Brief vom 1. Oktober 1766 (an Moors): „Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt." (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 60 Z. 14.)

38. Vgl. den Brief an Jacobi vom 21. August 1774 (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 2 S. 186).

39. Die Definition des Welttons siehe Unterhaltungen der Ausgewanderten, Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 18 S. 130 Z. 20: „Sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich keinen Augenblick vergißt, sich doch immer in anderen zu vergessen scheint."

40. Der junge Goethe 2 S. 110 f.

41. Zu S. 94 Z. 8 v. u.: Am 23. Januar 1770. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 1 S. 226 Z. 18.

42. Näke, Wallfahrt nach Sesenheim. 1840. S. 30. — Deutsche Rundschau 1878 S. 224.

43. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike (1842). S. 55 macht Lenz in einem Brief an Salzmann eine Bemerkung über die „Jungfer Lauth", die auf unbezahlte Rechnung schließen läßt.

44. Ebenda S. 46.

45. So Froitzheim: Lenz, Goethe und Cleophe Fibich (1888) S. 48. Ebenso Rosanow S. 89.

46. Siehe Kruse, Deutsche Rundschau 1878 S. 221.

47. Lucius a. a. O. S. 192 Note 59.

48. So auch Düntzer, Friederike S. 101. Rosanow führt hierzu eine Stelle aus einem Briefe Lenzens an seinen Vater vom 2. September 1772 an (nach E. Schmidt, Lenziana S. 1002—1003): „Nahe bei Fort Louis war ein Dörfchen, das ein Prediger mit drei liebenswürdigen Töchtern bewohnte, wohin sich die Unschuld aus dem Paradiese schien geflüchtet zu haben. Hier habe ich den Sommer über ein so süßes und zufriedenes Schäferleben geführt, daß mir alles Geräusch der Welt fast unerträglich geworden ist. Nicht ohne Tränen kann ich an diese glückliche Zeit zurückdenken! O wie oft habe ich dort Ihrer und Ihres Zirkels erwähnt! O wie gern wollte ich in den schönen Kranz Ihrer Freunde eine Rose binden, die hier in dem stillen Tale nur für den Himmel unerkannt blühet. Ich darf Ihnen diese Allegorie noch nicht näher erklären, vielleicht geschieht es ins künftige." Die Allegorie ist durchsichtig genug.

49. Eine Anspielung auf Goethes „Heidenröslein", das Lenz noch nicht kennen konnte, in den Worten zu finden, ist falsch. Siehe Düntzer a. a. O. S. 106. Das Bild von der Rose und den Dornen kehrt in Lenz' Gedichten öfters wieder.

50. Siehe Biographische Einzelheiten, Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 36 S. 230.

51. Siehe die Aufzeichnungen des Pfarrers Oberlin bei A. Stöber a. a. O. S. 18.

52. A. a. O. S. 91.

53. Sie findet sich bereits bei E. Schmidt: Lenz und Klinger (1878) S. 11. Ebenso Froitzheim: Lenz, Goethe und Cleophe Fibich (1888) S. 75. Später freilich, um aus Lenz einen Zeugen wider Friederikens Ruf zu machen, spielt er umgekehrt die Briefe gegen die Gedichte aus (Friederike S. 72—81 und Autobiographie des Pfarrers Gambs S. 137 Note 97b).

54. K. Weinhold, Gedichte von J. M. R. Lenz S. 266.

55. Wie das „Du flogſt davon zum zweiten Mal“ zu erklären iſt, muß dahingeſtellt bleiben; ein Rückblick auf die um ein Jahr zurückliegende Reiſe nach Saarbrücken wäre unnatürlich. Weinhold (a. a. O.) deutet es nicht von einer zweiten Reiſe, ſondern von einem zweiten Abſchied. Man könnte dann den Abſchied im Hauſe und den am Poſtwagen unterſcheiden. Aber der Ausdruck „Du flogſt davon“ kann doch wohl nur von wirklicher Abreiſe verſtanden werden.

56. Froitzheim: Lenz, Goethe und Cleophe Fibich. Straßburg 1888.

57. Brief an Keſtner vom 14. April 1773.

58. Ausgabe von Weinhold Nr. 28.

59. E. Traumann (Goethe der Straßburger Student S. 145) will ſogar eine Abbitte an Friederike darin finden. Das iſt um ſo befremdlicher, da er das Gedicht in den Sommer 1772 verlegt, wo doch Lenz von einem Verzicht auf ſeine Liebe, wie ihn die Abbitte vorausſetzt, ſo entfernt als möglich war. Die Abfaſſung in 1772 widerlegt ſich übrigens aus der in dem Gedicht Goethe zugeſchriebenen Stimmung, die mit der „düſteren Reue“ zuſammentrifft; von dieſer konnte aber Lenz erſt durch den Beſuch Goethes in Straßburg 1775 unterrichtet ſein.

60. P. Th. Falck, Friederike Brion S. 73.

61. Deutſche Rundſchau 1878 S. 225.

62. Ausgabe Weinhold Nr. 99.

63. Roſanow a. a. O. leitet dieſe Gedanken aus Klopſtocks Oden „An Gott“ und „Die künftige Geliebte“ her. Der freie Rhythmus und einige wörtliche Anklänge (die Mitternacht im Anfang als Zeit des Erwachens der verborgenen Gefühle und der Ausdruck „Was im Herzen mir glüht“ in der zweiten Strophe) weiſen außerdem auf die Ode „Mein Vaterland“.

64. Biographiſche Einzelheiten ſ. Anm. 50.

65. A. Stöber, Der Dichter Lenz S. 18.

66. Die vollſtändige Liſte bei G. A. Müller, Seſenheim wie es iſt, auf dem unpaginierten Schlußblatt.

67. Allgemeine Zeitung 1842 Nr. 23 Beilage.

68. Lucius S. 139.

69. Düntzer a. a. O. S. 133.

70. Lucius S. 192 f.

71. Deutſche Rundſchau 1878 S. 225.

72. Deutſche Rundſchau 1878 S. 222.

73. Lucius S. 135.

74. Deutſche Rundſchau 1878 S. 225.

75. Lucius S. 145.

76. J. Leyſer, Goethe zu Straßburg (1871) S. 189 f.

77. Weimarer Ausgabe, Abt. I, Werke 42 II S. 56. 283. Hempel 29 S. 356.

78. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 4 S. 67 Z. 19.

79. Näke, Wallfahrt S. 30. Kruſe a. a. O. S. 226.

80. Abgedruckt bei Froitzheim: Friederike von Seſenheim S. 48—56.

81. Des alten Brion Tod (geſt. 14. Oktober 1787) wird hier alſo hinter die Revolution gerückt.

82. Froitzheim a. a. O. S. 57 ff.

83. Ebenda a. a. O. S. 94.

84. Ebenda S. 50. 60.

85. Straßburger Poſt 1892, 13. November, 3. Blatt.

86. Alſo nicht mehr Jule!

87. Straßburger Poſt 1892, 22. November; 1893, 29 Januar.

88. Das ſchon oft erwähnte Buch: Friederike Brion von Seſſenheim (1877).

89. Froitzheim a. a. O. S. 32.

90. Ebenda S. 33—40.

91. Vgl. dazu auch Froitzheim, Autobiographie des Pfarrers K. Chr. Gambs (1909) S. 84.

92. Genau ſo ſieht Froitzheim den weiter unten zu erwähnenden Fall des Jean Baptiſte de Croiſade an, warum ſollte es hier anders ſein? Siehe die Autobiographie S. 111 ff.

93. Autobiographie des Pfarrers Gambs S. 72. 75.

94. Ebenda S. 147 Note 101 b.

95. Dies alſo meine Antwort auf Froitzheims „Abrechnung“ mit mir in ſeinem „Gambs“ S. 135 f.

96. Lucius S. 198 Note 66.

97. Straßburger Post 1892, 2. Dezember, 1. Blatt. Auch „Gambs" S. 70.

98. Enkel der ältesten Schwester Friederikens Katharina Magdalena, die 1766 sich mit dem badischen Pfarrer Gockel nach Karlsruhe verheiratete und also bei Goethes Ankunft nicht mehr im elterlichen Hause war. Siehe Lucius S. 45 f. Froitzheim, Gambs S. 79.

99. Aus den mit Froitzheim gewechselten und von diesem in seinem „Gambs" (S. 72—82) veröffentlichten Briefen Leysers geht hervor, daß Leyser die literarische Bestreitung Froitzheims geradezu als gegen sich und seine eigene Wahrheitsliebe gerichtet ansah und sich auch mit der Kampfart Froitzheims in einer Weise identifizierte, die die Vermutung nahe legt, er habe des letzteren Buch „Friederike von Sesenheim" niemals „mit Ruhe eingehend gelesen", sondern es sei bei dem „Durchfliegen" geblieben, von dem der zweite Brief (S. 75) redet. Sonst hätte ihm nicht entgehen können, daß er mit Froitzheim ein sehr ungleiches Paar macht. Denn Leyser glaubt doch nur an einen einmaligen Fehltritt Friederikens aus Überraschung des Bluts, der den sittlichen Kern ihres Wesens unberührt läßt; er ist daher bereit zu verstehen und zu verzeihen mit der Berufung: „Gott zürnt nicht ewig!" (S. 81). Froitzheim dagegen schleppt mit Wonne die Ärmste durch einen Kot sittlicher Verkommenheit, daß die gemeinste polnische Stallmagd zu ihr sagen dürfte: „Die Hände dir zu reichen, schauerts den Reinen!" — Auch daß Leyser sich so leidenschaftlich auf das Zeugnis des Professors Baum über seine Unterredung mit Jakob Brion 1868 beruft, ist befremdend, denn niemand zweifelt an der Wahrheit seines, später vervollständigten Berichts. Leyser kann aber doch nicht verlangen, daß andere ebenso kritiklos seien wie er und eine Aussage des Neffen über seine Tante, bloß weil er der Neffe ist, ohne Nachprüfung als sichere Wahrheit übernehmen. Er kann weiter nichts sagen als: das habe ich gehört; aber nicht ohne weiteres: was ich gehört habe, ist wahr. Wenn nun andere die von ihm unterlassene Nachprüfung vornehmen, so gibt ihm das kein Recht zur Beschwerde. Allerdings war es nicht nur unkritisch, sondern auch einigermaßen übereilt, eine Nach-

richt, die fremde Ehre so nahe traf, ohne Prüfung und ohne Vorbehalt so in alle Welt zu rufen. Und schon deshalb wäre es vom Geheimen Rat Gockel nicht eben klug gewesen, ein Familiengeheimnis an einer Stelle niederzulegen, wo es augenscheinlich nicht sehr sicher verwahrt gewesen wäre.

100. Über die Vermögensverhältnisse erfuhr Kruse auch einiges von den Dorfbewohnern: a. a. O. S. 221.

101. Froitzheim: Gambs S. 86. Anders, mit einem Rest von kritischem Gewissen noch: Friederike S. 95; vgl. S. 31.

102. Friederike S. 98; vgl. Düntzer, Friederike S. 135.

103. Eigentlich wärens schon drei gewesen, da Froitzheim ja auf das Weillsche Geschwätz hin auch Goethe zum Vater eines Friederikenkindes macht.

104. A. a. O. S. 145.

105. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr Bd. 2 S. 466. Froitzheim, Friederike S. 19.

106. Lucius S. 148 ff.

107. Autobiographie des Pfarrers Karl Christian Gambs (1759—1783). Mit einem Anhang: Zu Friederike von Sesenheim. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim. Straßburg und Leipzig 1909.

108. A. a. O. S. 35 f.

109. A. a. O. S. 41.

110. Ebenda S. 42.

111. Friederike von Sesenheim, Vorrede. — Gambs S. 66. — Straßburger Post 1892, 4. Dezember, 2. Blatt.

112. Deutsche Rundschau 1878 S. 218.

113. Friederike S. 41.

114. z. B. Gambs S. 70. 90. 118. 148.

115. Friederike S. 44.

116. Gambs S. 66 f. nach Th. Zolling in der „Gegenwart" 1892 Nr. 50.

117. Hiernach müßte freilich in Brumath ein viertes geboren sein. Aber diese vom Sohn der Blümchen Lehmann geb. Weill erst 1892 gemachte, vom Pfarrer Rübel bezeugte Angabe kam offenbar zu spät, der Kritikus biß nicht mehr darauf an. Ob

übrigens das Urmatt nicht in der Erinnerung des Neffen aus Brumath entstanden sein könnte?

118. Nur folgende Fragen: 1. Wie denkt sich Froitzheim die Verführung in Saarbrücken von Saarlouis aus? Die Entfernung zwischen beiden Städten ist doch immer noch so erheblich, daß heute der Schnellzug eine Fahrzeit von vierundzwanzig Minuten hat. Vielleicht würde Froitzheim antworten: Friederike wohnte bei ihrem Onkel, dem Regierungsrat Schöll, in dessen Hause auch Weyland und Goethe 1770 gewohnt hatten; dieses angesehene Haus hatte vermutlich Verkehr mit den Offizieren in Saarlouis, und vierzehn Tage bis drei Wochen genügen zur Verführung (Faust I, 2642 verlangt dazu ja nur „sieben Stunden Ruh"!). — 2. Wie konnte Goethe schon nach vier Wochen die Folgen jener Verführung bemerken? Er hat zwar im Winter 1770/71 ein Kolleg über Geburtshilfe gehört, das befähigte ihn doch nicht zu einer Diagnose, die auch dem erfahrensten Kliniker nach so kurzer Zeit unmöglich wäre. — 3. Froitzheim tritt mit aller Entschiedenheit in seiner ersten Schrift für ein Friederikenkind von Goethe ein und deutet zu diesem Zweck eben jene um Pfingsten 1771 geschriebenen Briefe an Salzmann aus. In seiner zweiten Schrift hat er dies nicht widerrufen. Demnach hätte Friederike im Jahr 1771 zu gleicher Zeit ein Kind von Goethe und eins aus Saarlouis gehabt — Zeichen und Wunder!

119. Gambs S. 111—117.

120. Nicht Dezember, wie Engel datiert.

121. In dem Brief Goethes an Kestner vom 14. April 1773.

122. Siehe meine Abhandlung über „Stella" in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 126 S. 52.

123. Der junge Goethe hat sich in der Freude der ersten gelungenen Würfe mehrmals über die Art seines Schaffens ausgesprochen, am deutlichsten in dem Brief an Fritz Jacobi vom 21. August 1774 (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 2 S. 186 Z. 23 bis S. 187 Z. 25); über Werthers Leiden an Lavater vom 26. April 1774 (ebenda S. 156 Z. 18—23) und an Kestner vom Mai 1774 (ebenda S. 159 Z. 3—7; S. 160 Z. 11—13).

124. Siehe meine Abhandlung über „Taſſo“ in den Preußiſchen Jahrbüchern Bd. 122 S. 292.

125. Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 2 S. 81. Siehe oben S. 110.

126. Brief an Sophie Laroche vom 28. März 1775 (Weimarer Ausgabe, Abt. IV, Briefe 2 S. 250).

127. Nach Bielſchowsky, Goethe 2 S. 190.

128. An Lavater vom 28. Auguſt und 20. September 1780 (vgl. vom 24. Juli 1775).

129. Eckermann, Geſpräche (herausgegeben von Düntzer 1885) Bd. 3 S. 48.

130. Vgl. Tagebuch vom 8. Februar 1777 (Weimarer Ausgabe, Abt. III, Tagebücher 1 S. 33 Z. 17).

131. Siehe E. Traumann, Wald und Höhle. Eine Fauſtſtudie. Heidelberg 1902 und dazu meine Beſprechung in den Preußiſchen Jahrbüchern.

132. Siehe Chr. Schrempf, Goethes Lebensanſchauung Bd. 1 S. 137. — Über Ulrike von Levetzow ſiehe B. Suphan im Goethe-Jahrbuch XXI S. 7—51.

Anhang

An Mamſell F.

[Straßburg] am 14. Octb. [1770]

Soll ich Ihnen wieder einmal ſagen daß ich noch lebe, und wohl lebe und ſo vergnügt als ein Mittelzuſtand erlaubt, oder ſoll ich ſchweigen, und lieber gar nicht, als beſchämt an Sie denken? Ich dächte nein. Vergebung erhalten, iſt für mein Herz eben ſo ſüße als Dank verdienen, ja noch ſüßer denn die Empfindung iſt uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergeſſen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergeſſen, das wiſſen Sie, ohngeachtet eines Stillſchweigens deſſen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals ſo lebhaft erfahren was das ſei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Anteil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntſchaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Geſellſchaft, jagt mir einen Tag nach dem anderen vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an ſeine Freunde. Genung, mein jetziges Leben iſt vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klinglend, aber ebenſo wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel iſt.

Sie ſollten wohl nicht raten wie mir jetzo ſo unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu ſchreiben, und weil die Urſache ſo artig iſt, muß ich's Ihnen ſagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bey gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe, die ſchöne Gegend und der freundlichſte Himmel, weckten in meinem Herzen jede ſchlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich ſchon hier ſitze und an Sie ſchreibe.

Und daraus können Sie ſehen, inwiefern man ſeiner Freunde vergeſſen kann wenn's einem wohl geht. Es iſt nur das ſchwärmende, zu bedaurende Glück, das uns unſrer ſelbſt vergeſſen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man ſich ganz fühlt, und ſtill iſt und die reinen Freuden der Liebe und Freundſchaft genießt, dann iſt durch eine beſondere Sympathie jede unterbrochene Freundſchaft, jede halbverſchiedne Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich ſo nennen kann, nehmen Sie dieſen Brief als ein neues Zeugnis daß ich Sie nie vergeſſen werde. Leben Sie glücklich pp.

An Friederike Brion.

Liebe neue Freundin,

Str. am 15. Octbr. [1770]

Ich zweifle nicht Sie ſo zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verſtehe; ſo fand mein Aug, im erſten Blick, die Hoffnung zu dieſer Freundſchaft in Ihrem, und für unſre Herzen wollt' ich ſchwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo lieb habe, nicht wieder ein Bißchen günſtig ſein?

Liebe liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage; ob ich aber juſt weiß warum ich eben jetzo ſchreiben will, und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein anders; ſo viel merk ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen ſein möchte; und in dem Falle iſt ein Stückchen Papier ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen, in Ihrer Ruhe nur ſein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umſtände unſerer Rückreiſe können Sie Sich ohngefähr vorſtellen, wenn Sie mir beym Abſchiede anſehen konnten, wie leid er mir tat; und wenn Sie beobachteten, wie ſehr Weyland nach Hauſe eilte, ſo gern er auch unter anderen Umſtänden bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und ſo iſt natürlich daß der Diskurs weder weitläufig noch intereſſant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwiſchen den Moräſten, die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte; ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von der Liebe und Treue unſerer Prinzeſſinnen vollkommen überzeugt zu ſein.

Unterdeſſen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht ſie zu verlieren, beſtändig in der Hand trug, ein rechter Talisman der mir die Beſchwerlichkeiten der Reiſe alle hinwegzauberte. Und noch? O, ich mag nichts ſagen, entweder Sie können's raten, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erſte Gedanke, den wir hatten, der auch ſchon auf dem Weg unſre Freude geweſen war, endigte ſich in ein Projekt, Sie balde wieder zu ſehen.

Es iſt ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu ſehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein Bißchen was leid tut, gleich ſind wir mit der Arzney da, und ſagen: Liebes Herzchen, ſei ruhig, du wirſt nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebſt; ſei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwiſchen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann iſt es geſchickt und ſtill wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe ſtatt des Apfels gibt, wovon es nicht eſſen ſollte.

Genung, wir ſind hier, und ſehen Sie daß Sie unrecht hatten. Sie wollten nicht glauben daß mir der Stadtlärm, auf Ihre ſüße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß Mamſell, Straßburg iſt mir noch nie ſo leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff ich es ſoll beſſer werden, wenn die Zeit das Andenken unſrer niedlichen und mutwilligen Luſtbarkeiten ein wenig ausgelöſcht haben wird, wenn ich nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin iſt. Doch ſollte ich das vergeſſen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten, und oft an Sie ſchreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern; Ihrer lieben Schweſter viel hundert — was ich Ihnen gerne wieder gäbe.

An J. D. Salzmann.

V 1.

[Straßburg, 17. Mai 1771]

Die Augen fallen mir zu, es iſt erſt neun. Die liebe Ordnung. Geſtern Nachts geſchwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitſcht. O es ſieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieſes blaue. Doch alles Papier iſt gut Ihnen zu ſagen daß ich Sie liebe, und dieſes doppelt; Sie wiſſen wozu es beſtimmt war.

Leben Sie vergnügt bis ich Sie wieder ſehe. In meiner Seele iſt's nicht ganz heiter; ich bin zu ſehr wachend, als daß ich nicht fühlen ſollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr iſt das Pferd geſattelt und dann Adieu!

III 2.

[Seſenheim, Mittwoch den 29. Mai 1771]

Unſerm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle; und weil ich Sie ſo lang nicht ſehen werde, denk' ich, iſt es gut wenn du ſchreibſt wie dir's geht. Nun geht's freilich ſo ziemlich gut, der Huſten hat ſich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöſt, und ich hoffe er ſoll bald ziehen. Um mich herum iſt's aber nicht ſehr hell, die Kleine fährt fort traurig krank zu ſein, und das gibt dem Ganzen ein ſchiefes Anſehen. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht. Doch iſt's immer Land. Ach wenn alles wäre wie's ſeyn ſollte, ſo wären Sie auch da. Schreiben Sie mir doch auf den Freytag. Und wenn Sie mir wollten eine Schachtel mit 2 Pfunden gutem Zucker-

beckerweſen (Sie verſtehen beſſer als ich was Maidle gern eſſen) packen laſſen und mit ſchicken, ſo würden Sie zu ſüſſeren Mäulern Anlaß geben, als wir ſeit einiger Zeit Geſichter zu ſehen gewöhnt ſind.

Schicken Sies nur mit meiner Adreſſe unter die Gewerbslaub dem Säckler Schöll Freytags frühe, der wird's beſorgen.

Getanzt hab ich und die Älteſte, Pfingſtmontags, von zwei Uhr nach Tiſch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, auſſer einigen Intermezzos von Eſſen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reſchwoog hatte ſeinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwiſcht, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und ſeit der Zeit iſt's auch beſſer.

Sie hätten's wenigſtens nur ſehen ſollen. Das ganze mich in das Tanzen verſunken.

Und doch wenn ich ſagen könnte: ich bin glücklich, ſo wäre das beſſer als das alles.

Wer darf ſagen ich bin der unglückſeligſte? ſagt Edgar. Das iſt auch ein Troſt, lieber Mann. Der Kopf ſteht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windſtöße veränderlich ſind.

Adieu, lieben Sie mich. Sie ſollen bald wieder von mir hören.

Goethe.

IV 3.

[Seſenheim, 5. Juni 1771]
Mittewoch Nachts.

Ein paar Worte iſt doch immer mehr als nichts. Hier ſitz ich zwiſchen Thür und Angel. Mein Huſten fährt fort;

ich bin zwar ſonſt wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigſtens was zu helfen iſt, nicht gerechnet —

Die Welt iſt ſo ſchön! ſo ſchön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsſtunden über das Heute, über dieſe Lehre, die unſrer Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt, und die mancher Profeſſor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt. Adieu. Adieu. Ich wollte nur ein Wort ſchreiben, Ihnen für's Zuckerdings danken und Ihnen ſagen daß ich Sie liebe.

Goethe.

I 4.

[Seſenheim, 12. Juni 1771]

Ich komme oder nicht, oder — das alles werd ich beſſer wiſſen wenn's vorbey iſt als jetzt. Es regnet draußen und drinne, und die garſtigen Winde von Abend raſcheln in den Rebblättern vorm Fenſter, und meine animula vagula iſt wie's Wetter-Hähnchen drüben auf dem Kirchturm; dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obſchon das bück dich! ſtreck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen iſt. Punctum. Meines Wiſſens iſt das das erſte auf dieſer Seite. Es iſt ſchwer gute Perioden, und Punkte zu ſeiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es iſt kein Wunder wenn ich Mädchen-Natur annehme.

Doch lern ich ſchön griechiſch; denn daß Sies wiſſen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechiſche

Weisheit ſo vermehrt, daß ich faſt den Homer ohne Überſetzung leſe.

Und dann bin ich 4 Wochen älter, Sie wiſſen daß das viel bei mir geſagt iſt, nicht weil ich viel ſondern vieles tue.

Behüt mir Gott meine lieben Eltern,
Behüt mir Gott meine liebe Schweſter,
Behüt mir Gott meinen lieben Hrn. Aktuarius,
Und alle frommen Herzen.
Amen!

Goethe.

II 5.

[Seſenheim, 19. Juni 1771]

Nun wär es wohl bald Zeit daſſ ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Geſichter um mich herum. Der Zuſtand meines Herzens iſt ſonderbar, und meine Geſundheit ſchwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die ſo ſchön iſt als ich ſie lang nicht geſehen habe.

Die angenehmſte Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn ſich mein Aug in dieſem Horizont von Glückſeligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten nach denen du dich ſehnteſt? — Sie ſinds, ſie ſinds! Ich fühl es lieber Freund, und fühle daſſ man um kein Haar glücklicher iſt wenn man erlangt was man wünſchte. Die Zugabe! Die Zugabe! die uns das Schickſal zu jeder Glückſeligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht miſſ-

mutig zu werden. Als Knab pflanzte ich ein Kirſchbäumchen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude es blühen zu ſehen, ein Maifroſt verderbte die Freude mit der Blüte und ich mußte ein Jahr warten, da wurden ſie ſchön und reif; aber die Vögel hatten den größten Teil gefreſſen eh ich eine Kirſche verſucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäſchiger Nachbar, dann das Meeltau; und doch wenn ich Meiſter über einen Garten werde, pflanz ich doch wieder Kirſchbäumchen; trotz allen Unglücksfällen gibts noch ſo viel Obſt, daß man ſatt wird. Ich weiß noch eine ſchöne Geſchichte von einem Roſenheckchen, die meinem ſeligen Großvater paſſirt iſt, und die wohl etwas erbaulicher als die Kiſchbaumshiſtorie, die ich nicht anfangen mag, weil es ſchon ſpät iſt.

Machen Sie ſich auf ein abenteuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlich begreifen könnte, gefaßt.

Leben Sie wohl und wenn Sie mich bald wiederſehen wollen, ſo ſchicken Sie mir einen Wechſel mich auszulöſen, denn ich habe mich hier feſtgeſeſſen.

Im Ernſte ſeyn Sie ſo gut und geben Sie der Überbringerin eine Louisdor mit, ich hatte mich auf ſo lange Zeit nicht gefaßt gemacht. Sie ſchreiben mir doch, da ſind Sie ſo gut und ſtecken ſie in den Brief und binden es der Trägerin wohl ein. Adieu lieber Mann verzeihen Sie mir alles.

Ihr

Goethe.

Friederike und Lili

Fünf Goethe-Aufsätze von **Albert Bielschowsky. 2.** Auflage. Mit einem Nachruf und dem Bildnis des Verfassers. In Leinwand gebunden M 4.—

Inhalt: Nachruf von Gotthold Klee — Friederike Brion — Über Echtheit und Chronologie der Sesenheimer Lieder — Goethes Lili — Die Urbilder zu Hermann und Dorothea — Lili und Dorothea.

„Jedem, der an Goethe hängt, wird auch dieses Buch eine Freude sein." Vossische Ztg. — „Für die vielen nach Tausenden zählenden Leser und Verehrer von Bielschowskys Leben Goethes ein höchst erwünschtes Geschenk." Allgemeine Ztg.

Lilis Bild

Geschichtlich entworfen von **Graf Ferdinand von Dürckheim.** Zweite, vermehrte Auflage von **Dr. Albert Bielschowsky.** In Leinwand gebunden M 4.—

Mit einem Lichtdruck nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilis Briefwechsel enthaltend.

„Dies Büchlein gehört zu den liebenswürdigsten und anziehendsten Schriften der Goetheliteratur." Literarisches Zentralblatt. — „Wir bekommen aus diesem Lebensbild einen sehr wohltuenden Eindruck und vornehmlich den Eindruck der Wahrheit." Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.

Mignon

Ein Beitrag zur Geschichte des Wilhelm Meister. Von **Eugen Wolff.** Mit zwei Bildnissen. Gebunden M 6.—

„Es ist höchst interessant, einmal, von kundiger Hand geleitet, die Brüche, Abbiegungen, späteren Entwickelungen der Gestalten und der Handlung des Wilhelm-Meister-Romans zu verfolgen. Dies Eindringen wird kaum zu einem Zerrissenwerden des Ganzen, als vielmehr zu einer stärkeren Eindrücklichkeit der einzelnen, jeweils einheitlich entworfenen Teile und zur Erkenntnis ihres besonderen Geistes führen." Dr. W. von Scholz (Der Tag).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Goethe

Sein Leben und ſeine Werke

Von **Albert Bielſchowsky**

Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren

67. bis 75. Tauſend

In Leinwand geb. M 14.—, in Liebhaberhalbfranzband M 19.—

Aus den Urteilen:

„Bielſchowskys Goethe gehört in jedes Deutſchen Haus, der überhaupt befähigt iſt, Goethe geiſtig mitzubeſitzen." Kunſtwart. — „Bielſchowskys Buch iſt ein Weckruf an die Nation, der nicht ungehört verhallen wird, denn er iſt der berufene Verkünder Goetheſchen Geiſtes." Geheimer Hofrat Dr. Max Dreßler (Karlsruher Ztg.) — „Äſthetiſch und auf ihre analytiſche Darſtellungskunſt hin gewertet, verdient Bielſchowskys Goethebiographie den erſten Platz unter allen, die wir beſitzen, ſo ganz lebt und webt er in ſeinem großen Gegenſtande, ſo treu und wahr ſpiegelt ſich dieſer in dem Werk." Weſtermanns Monatshefte. — „Bielſchowskys Buch iſt die beſte Goethebiographie die es gibt, und eine der beſten Biographien überhaupt." Chriſtliche Welt. — „Spielhagen hat das Werk in der Nationalzeitung ein wahres Labſal genannt und wir treten dieſem Urteil bei." Dr. G. Egelhaaf (Reichspoſt). — „. . . Eine für die weiteren Kreiſe der Gebildeten beſtimmte Goethebiographie, die, auf dem Boden der neueſten Forſchung ſtehend, ohne unnötigen Ballaſt und Kleinkrämerei das menſchliche Daſein Goethes und ſein Schaffen in tief begründeter Charakteriſtik vorführt." Kölniſche Zeitung. — „So wird dieſe Biographie zum beſten Führer zu Goethe vom Boden eines geſunden Geiſtes ohne andere Vorausſetzung als die einer normalen Bildung." Tägliche Rundſchau. — „Berufene Kritiker haben Bielſchowskys Goethebiographie als geradezu goethiſch bezeichnet und geſagt, daß Goethe hier nicht dargeſtellt wird, ſondern ſich ſelbſt darzuſtellen ſcheint." Die Woche.

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Zwei Meiſterbiographien

Schiller Sein Leben und ſeine Werke. Von **Karl Berger. 14.** bis **19.** Tauſend. Zwei Bände mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 14.—, in Liebhaberhalbfranzband M 19.—

„Die Biographie verbindet die Vollſtändigkeit des Geſchichtswerkes mit der Anſchaulichkeit des Kunſtwerks. Als Kunſtwerk nimmt ſie ohne Frage die erſte Stelle ein und dürfte darum für Schiller das werden, was Bielſchowsky für Goethe geworden iſt: ‚der Schiller für das gebildete deutſche Haus'." Preuß. Jahrbücher. — „Wir beſitzen in dieſem Buche durchweg eine Verbindung von zuverläſſiger Sachlichkeit und edler ſprachlicher Darſtellung, die der Schillerbiographie Karl Bergers den höchſten Rang anweiſt, den ſolche Werke überhaupt erlangen können." Dr. J. V. Widmann (Berner Bund). — „Dieſes Werk iſt eine herrliche Gabe, die Karl Berger dem deutſchen Volke auf den Weihnachtstiſch legt. Wir beſitzen nunmehr ‚die' Schillerbiographie." Profeſſor Dr. J. G. Sprengel (Frankfurter Zeitung).

Shakeſpeare Der Dichter und ſein Werk. Von **Max J. Wolff. 4.** bis **6.** Tauſend. Zwei Bände, jeder mit Gravüre. In Leinwand geb. M 12.—, in feinſtem Liebhaberhalbfranzband M 17.—

„In Wolffs Shakeſpeare haben wir endlich unſere moderne, deutſche, ſowohl wiſſenſchaftlichen als künſtleriſchen Anſprüchen gerecht werdende Shakeſpearebiographie!" Dr. F. Servaes (Neue Freie Preſſe). — „Das Werk iſt vorzüglich geſchrieben. Klar und doch lebendig: bei aller Wiſſenſchaftlichkeit für jedermann verſtändlich und genußreich, weil es die reichen Früchte mühſamer Arbeit unaufdringlich und in ſchmackhafteſter Geſtalt darbietet." Dr. E. Traumann (Frankfurter Ztg.) — „Ich ſtehe nicht an, Wolffs Werk als die beſte und ſchönſte der gegenwärtig vorhandenen Shakeſpearebiographien zu bezeichnen." Dr. H. Jantzen (Zeitſchrift für franzöſiſchen und engliſchen Unterricht). — „Wolffs vortreffliches Buch ſteht unter den Werken, die in ſchöner und geſchmackvoller Form ein Geſamtbild von Shakeſpeares geiſtiger Perſönlichkeit und ſeiner Zeit zu geben ſuchen, in vorderſter Reihe und verdient die weiteſte Verbreitung in allen Kreiſen des deutſchen Volkes." Dr. E. Kilian (Literariſches Echo).

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Biographien von Dichtern und Denkern

Kant Von **M. Kronenberg**
4. Auflage. Mit einer Porträtgravüre. In Leinwand gebunden M 4.80

„Kein Wort des Lobes iſt zu viel für die Art, wie der Verfaſſer die ſchwierigſten philoſophiſchen Probleme dem Laienverſtändniſſe nahebringt und Intereſſe für die innere Entwicklung Kants zu erregen weiß.“ Frankfurter Zeitung. — „Als populäre erſte Einführung in Kants ‚Leben und Lehre‘ ſteht das Werk Kronenbergs gewiſſermaßen einzig in ſeiner Art da und wird auch fernerhin ſeinen Platz behaupten.“ Literariſches Zentralblatt.

Schiller Von **Eugen Kühnemann**
4. Auflage (10. und 11. Tauſend). Mit einer Porträtgravüre. In Leinwand gebunden M 6.50

„Der um die Erkenntnis von Schillers Äſthetik hochverdiente Verfaſſer hat mit ſeinem ‚Schiller‘ ein unvergleichliches, bedeutſames Werk geſchaffen. . . . Die vielerörterte, oft nur oberflächlich oder mit unzulänglichen Mitteln und Kräften behandelte Frage, was Schiller uns Menſchen von heute bedeute, dieſe Lebensfrage hat hier ihre gründlichſte, tiefſte und am meiſten überzeugende Beantwortung durch lebendige Darſtellung erfahren.“ Liter. Echo.

Grillparzer Sein Leben und ſeine Werke. Von **Auguſt Ehrhard** u. **Moritz Necker.**
2., umgearbeitete Auflage. Mit Porträts und Fakſimiles. In Leinwand gebunden M 7.50

„Nie iſt Grillparzers geiſtige Geſamtphyſiognomie klarer herausgearbeitet, nie ſein Schaffen in ſo überſichtlicher Anordnung dargeſtellt worden, wie in dieſem Buche. Wer ſich heute von Grillparzers Leben und Schaffen ein zuverläſſiges Bild machen will, der wird nach dieſem Buche greifen müſſen; es entſpricht dem dermaligen Stande der Grillparzerliteratur bis ins Kleinſte, nimmt auf alles Bezug und verſagt nach keiner Richtung. Man hat Trefflicheres über den Dichter nie geleſen.“ Neues Wiener Tagblatt.

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Biographien von Dichtern und Denkern

Henrik Ibsen Von **Roman Woerner** Zwei Bände. In Leinwand gebunden je M 9.—

„Es iſt ein erquickendes Buch. Es iſt das gediegenſte, klarſte, wahrſte, nahrhafteſte Werk über Ibſen, das wir bisher haben." Karl Strecker (Literariſches Echo). — „Ein Meiſterſtück deutſcher Gründlichkeit und deutſchen Fleißes." Hans Benzmann (Berliner Neueſte Nachrichten).

Moliere Der Dichter und ſein Werk. Von **Max J. Wolff.** Mit zwei Porträtgravüren. In Leinwand gebunden M 10.—, in Liebhaberhalbfranz M 12.50

„Das Werk iſt ein würdiges Seitenſtück zu des Verfaſſers Shakeſpeare-Biographie, wie ſie nach Inhalt und Form gleich gelungen und aus dem Felsgrund ſolideſter Sachlichkeit entſpringend, ein Quell ununterbrochenen Genuſſes für kunſtſinnige Leſer." Hamburgiſcher Correſpondent.

Beaumarchais Von **A. Bettelheim. 2.**, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit einer Porträtgravüre. In Leinwand gebunden M 10.—

„Intereſſant und feſſelnd, wie der beſte kulturgeſchichtliche Roman, lieſt ſich das Leben des verwegenen Glücksritters, ein Leben, dem es beſchieden war, weltgeſchichtliche Ereigniſſe zum Hintergrunde zu bekommen. In wiſſenſchaftlicher und darſtelleriſcher Hinſicht ſteht das Werk auf der Höhe." Profeſſor Dr. Karl Berger (Deutſche Zeitung).

Platon Von **Conſtantin Ritter.** 1. Band: Platons Leben und Perſönlichkeit. Philoſophie nach den Schriften der erſten ſprachlichen Periode. Gebunden M 9.—

„Das Buch iſt in hervorragender Weiſe tauglich, allen Gebildeten die Bekanntſchaft mit dem berühmten Philoſophen und ſeinen Schriften zu vermitteln. Das ſchön geſchriebene Buch führt den Leſer tief hinein in die ganze Kulturwelt des Griechentums." Berner Bund.

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Schiller und das Unſterblichkeitsproblem

Von Dr. Karl Wollf. Geheftet M 2.50

„Den bisher in keiner Weiſe klar geſtellten Entwicklungsgang Schillers hinſichtlich des Unſterblichkeitsglaubens deutlich gemacht zu haben, iſt das Verdienſt dieſer vorzüglichen Schrift. Wollf hat einen guten Schritt zum Verſtändnis Schillers weiter geholfen.“ Schwabenſpiegel. — „Die auf genauer Kenntnis der Quellen und der Literatur beruhende Studie können wir allen Schillerfreunden angelegentlichſt empfehlen.“ Germaniſch-Romaniſche Monatsſchrift.

Peter Cornelius

als Menſch und als Dichter. Von **Dr. Emil Sulger-Gebing.** Gebunden M 2.50

„Wir empfehlen dieſe kurze Biographie allen denen, welche Cornelius Brautlieder und Weihnachtslieder mit Dank und Freude geſungen haben.“ Die Hilfe.

Kater Murr und ſeine Sippe

von der Romantik bis Scheffel und Gottfried Keller. Von **Dr. Franz Leppmann.** Gebunden M 2.—

„Man freut ſich des literariſchen Spürſinns, der ſicheren Beherrſchung des Stoffes und der knappen ſachlichen Art der Darſtellung. Das Buch iſt wiſſenſchaftlich — und amüſant.“ Frankfurter Zeitung.

Ibſens Selbſtporträt in ſeinen Dramen

Von Wilhelm Hans. Gebunden M 3.50

„In dieſem Werke verbindet ſich Sachlichkeit mit Geſchmack und feiner Seelenanalyſe.“ Profeſſor Dr. Karl Reuſchel (Dresdener Journal).

Nietzſche als Künſtler

Von **Dr. Erich Eckertz.** Gebunden M 3.50

„Hier haben wir alles in allem nicht bloß eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung über Nietzſche, ſondern ein packendes neues Nietzſche-Bildnis erhalten unter dem aufhellenden Beleuchtungswinkel ſeiner eminenten Künſtlerkraft.“ Dr. Franz Servaes (Neue Freie Preſſe).

C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Goethe, Johann Wolfgang von 123692
Author Metz, Adolf
Title Friederike Brion, eine neue Darstellung der "Geschichte in Sesenheim."
Biog. & crit. G599 Ymet
LG

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU